VENATIER
*
DER
BOSS
UND
SEINE
NARREN





DER BOSS UND SEINE NARREN

HANS VENATIER

DER BOSS UND SEINE NARREN

KEIN ROMAN

DR. L. MUTH VERLAG DÜSSELDORF

DEN UMSCHLAG GESTALTETE FRANZ KLIEBHAN, HAMBURG

Gesamtherstellung U.N. Utrecht 1956

Es ist unmöglich, mit der Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu gehen, ohne jemand den Bart zu versengen.

LICHTENBERG

DER ESEL BALDEWEIN

Der Esel Baldewein stand im Stall und ließ die Ohren hängen, denn der Bauer Köttgen, sein Herr, hatte ihm zu wenig Futter in die Raufe getan. Nicht aus bösem Willen war das geschehen, sondern weil die dürren Felder in diesem Sommer kein Gras gaben. Aber woher soll ein Esel das wissen? „I-a", seufzte Baldewein schmerzlich vor sich hin.

Der Klageruf drang hinüber ins Wohnhaus und dort bis ans Krankenlager eines Sommergastes, der, weil er gestern zu lange in der Sonne gelegen hatte, heute von fiebrigen Zufällen geplagt war.

„Baldewein, armer Freund", seufzte der Boß, denn kein andrer als er war der Kranke, „womit kann ich dir helfen?"

„I-a", beantwortete Baldewein aus der Ferne diese Frage, als hätte er das Flüstern gehört. So Mitleid erweckend war der Ton, daß es den Boß nicht länger im Bett hielt. Nur mit Hemd und Trainingshose bekleidet — er konnte sich dies dürftige Gewand leisten, denn Bauer und Bäuerin waren auf dem Felde und Haus und Hof daher leer — zitterte der Boß auf wackligen Knien die noch wackligere Bodentreppe hinab, verwundert, daß sie heute kein Ende nehmen wollte. Statt dreizehn Stufen führte eine unendliche Stiege ins Bodenlose, Angstgefühle erzeugend. Der Fiebernde tastete sich, der Haltbarkeit des Geländers mißtrauend, die Wand entlang, die auf einmal durchsichtig wurde, so durchsichtig, daß man den ganzen Hof überblicken konnte.

„He", rief der Boß — du mußt dir, lieber Leser, einen hageren Mann so um die sechzig vorstellen — „was machen Sie da?" Denn eine Gruppe von Fremden war damit beschäftigt, Baldewein aus dem Stalle zu ziehen. Die Herren achteten des Rufes mitnichten, im Gegenteil, sie fuhren fort, das geduldige Tier zu schieben und zu stoßen, bis es blinzelnd im Freien stand.

„Das ist mein Esel", wollte der Boß rufen, aber o weh, die Zunge war gelähmt, und die Füße hafteten wie angeleimt auf der Stiege. Wie es einem so oft im Traum geht — man erlebt Gräßliches und kann doch kein Glied rühren — so erging es dem Boß. Stumm und bewegungslos mußte er ansehen, was die Männer an Baldewein taten. Zudem kamen ihm alle Personen, die da den Hofraum füllten, bekannt vor, aber es gelang dem fieberkranken Gehirn nicht, dieselben zu identifizieren.

Zuerst versammelte sich die Kommission, denn um eine solche schien es sich zu handeln, im Halbkreis um Baldewein. Dann trat einer der Herren — derjenige, welcher die rote Ordensschärpe über dem Frack trug — einen halben Schritt vor, nahm den Zylinder ab, verneigte sich vor Baldewein und begann folgendermaßen die wohlüberlegte Rede:

„Hochzuverehrender Herr Baldewein! Es hat sich herumgesprochen, daß Sie ein Esel sind. Deshalb sind wir gekommen, Nutzen daraus zu ziehen."

Baldewein, da er nur gelehrt war, auf hü und hott zu reagieren, verstand kein Wort, sondern neigte sein Haupt zur Erde, um eine verspätete Butterblume zu naschen, die zwischen den Katzenköpfen des Hofpflasters wuchs. Einer der Herren sah recht erfreut den andern an, denn alle fühlten sie sich, die Verneigung des Eselshauptes als Zeichen der Ergebenheit deutend, ihrem Ziel um ein beträchtliches näher.

„Deshalb", fuhr der Redner fort, „ernennen wir Sie hiermit in aller Form zum Staatsesel. Wissen Sie diese Ehre gebührend zu schätzen?"

Baldewein nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, weil ihn eine Fliege ärgerte, die sich zwischen seine Ohren gesetzt hatte. Es wäre besser gewesen, er hätte den Kopf geschüttelt, aber woher soll ein Esel wissen, welche Deutung die Menschen einer Bewegung geben?
Die Herren äußerten auch sofort ihre Freude über Baldeweins Bereitwilligkeit und legten ihm zum Zeichen seiner neuen Würde einen Strick um den Hals.
„Und nun gestatten Sie, werter Herr Staatsesel, daß wir Ihnen zeigen, was Sie als Kompensation für die Ehre zu leisten haben."
Einer der Herren kraulte Baldewein zwischen den Ohren. Das hatte Baldewein gern. Ein andrer fuhr ihm liebkosend um die Schnauze. Baldewein ließ es sich ruhig gefallen. Ein dritter klopfte ihm sanft auf Rücken und Flanken. Baldewein hielt ganz still, weil es den Juckreiz linderte, den er unter dem Fell verspürte.
„Brav, Baldewein, brav", lobten die Herren, um Baldewein noch gefügiger zu machen.
Jetzt kniete sich einer der Fremden neben Baldeweins Bauch, nachdem er zuvor einen Eimer untergestellt hatte.
Der Boß, hinter der gläsernen Wand, erkannte das schmächtige Männchen. „Julius", rief er — seiner Stimme auf einmal wieder mächtig geworden — denn jener war sein Freund, Julius vom Turme mit Namen, der Welt bester Rent- und Melkmeister. „Julius, was willst du dort?" Aber die gläserne Wand verschluckte den Schall, und Julius machte sich unverzüglich ans Werk, den Esel zu melken. Baldewein schaute verwundert nach hinten, denn dergleichen war ihm noch nie geschehen. Währenddessen unternahm es ein andrer der Herren — an den schmalen, etwas verkniffenen Lippen erkannte der verborgene Boß Dominikus Schnüffel, Weltbesten im Erstellen von Ausfragebogen — Baldeweins Fell zu beriechen. Da ihn die Berührungen einer menschlichen Nase kitzelten, zuckte Baldewein mit dem Fell, wie er

immer tat, wenn ihn Bremsen belästigten. Dann versuchte er, sich, mit dem rechten Fuß klopfend und schabend, Erleichterung zu schaffen.
„Stillhalten, Baldewein!" hieß es sofort, und um die Mahnung zu verstärken, zog ein kleiner dicker Herr von südländischem Aussehen, er mochte schon an die neunzig sein, — „Pemf", rief der Boß, „bist du auch hier?" — eine Flöte hervor, der er Sirenenklänge zu entlocken wußte. Baldewein lauschte ergötzt, denn er war ein Liebhaber guter Musik und wußte zudem, daß sein Herr, der zur Zeit abwesende Bauer Köttgen, immer flötete, wenn er, den Arm voll Heu, den Stall betrat. Darum dachte Baldewein, er werde jetzt endlich zu fressen kriegen, und näherte sich dem Flötisten mit gespitztem Maul.
„*Fi donc*", kriegte er eins auf die Schnauze. „So war's nicht gemeint."
„Keine Ahnung von Politik!" drängte jedoch ein andrer Herr, der als moderner Amerikaner das Hemd über der Hose trug, den Flötisten beiseite. „So macht man das." Damit stülpte er Baldewein über jedes Ohr eine vergoldete Tüte, so daß sich der Esel in der Tat recht prächtig ausnahm. Auch tat die Sonne ihr Bestes, um das Metall blitzen und funkeln zu lassen.
„Da schaut her", sprachen die Herren, das Werk bewundernd, „ist er nicht wirklich ein Staatsesel?"
Leider saß unter dem linken Bezug jene Fliege, die nun, der Freiheit beraubt, die Weise von Zorn und Verzweiflung in Baldeweins Ohr summte. Baldewein wurde unruhig. Zudem machte ihn das Geschnüffel an seinem Hinterteil nervös, auch das ewige Zupfen am Bauch ging ihm gegen die Natur.
„Ruhig, ruhig", redeten die Herren dem Aufbegehrenden zu. „Wir sind gleich fertig. Riechst du was, Schnüffel?"
Es sei kein typischer Eselsgeruch, meinte der, seine Nase dicht neben den Schwanz drückend. So etwas von Altneofaschistischem hafte dem Duft an . . .

„Baldewein!" empörten sich die Herren. „Und du willst ein Staatsesel sein?"
Baldewein wiegte das Haupt. Er war erst sechs Jahre alt.
„Kommt noch nichts, Julius?" wandte sich der Rotschärpige an den Melker, der verzweifelt die Strippe zog, ohne daß auch nur ein Tropfen floß.
„Idiot!" rief der Boß, dies unsinnige Bemühen erkennend. „Baldewein ist doch ein Mannsvolk!" Niemand vernahm diese naturwissenschaftliche Belehrung, es war ein gräßlicher Zustand für den Boß hinter der Scheibe.
„Baldewein, laß dir das nicht gefallen!"
Sei es, daß die unvernünftige Kreatur die einzige war, die auf die Stimme hörte, sei es, daß ihn das sture Gekitzel animierte — Baldewein spreizte die Hinterbeine und „Es kommt!" schrie der Schweizer begeistert, ein Ruf, in den alle Umstehenden einstimmten, und „Jetzt zeigt er seine wahre Gesinnung!" rief auch Schnüffel Triumph.
„Wie ist diese Gesinnung?" drängten die Umstehenden näher, um sich vom Augenschein überzeugen zu lassen.
Baldewein strahlte und mistete.
„O du unanständiges, grundböses Tier!" zürnten die Herren von der Kommission. „Das will ein Staatsesel sein? Warte du Hund!"
Es zeigte sich, daß die zur Schau getragene Liebe nur Deckmantel für den krassesten Egoismus war, denn nun drang der Verein aus Leibeskräften auf das geduldige Langohr ein. Aus der Flöte wurde ein Stock — der Boß sah es mit Entsetzen — der unbarmherzig auf Baldeweins Schädel sauste. Das Halfter wurde abgerissen und durch ein Geflecht aus Stacheldrähten ersetzt, der Eimer, der Baldeweins unschuldiges Naß enthielt, wurde über seinem Haupte entleert. „I-a", klagte Baldewein, denn er wußte nicht, wie ihm geschah, nicht, warum's ihm geschah.
„Beschweren will er sich auch noch!" hieß es da gleich. „Das werden wir dir beizeiten abgewöhnen!" Und schon hagelte es Faustschläge, Püffe, Fußtritte, daß Baldewein

in tiefster Seele erzitterte. Wäre er ein Mensch gewesen, hätte er sich auf dessen verbriefte Rechte wenigstens berufen können, aber er war ja nun wirklich nur ein Esel, wenn auch einer mit vergoldeten Ohren.
Daher griff er zur Selbsthilfe. Er bleckte die Zähne, stieß mit dem Kopf, er keilte nach hinten und vorne. Was nützte es aber, daß Julius und Pemf in die Pampe fielen? Sie waren flink wieder auf und setzten die Folterung nur noch erboster fort, ja, Dominikus, vom Geiste der Rache erfüllt, sprang ihm auf den Rücken und bearbeitete von da Baldeweins Flanken schmerzhaft mit den Fersen.
„I-a", klang Baldeweins Kampfruf.
Er durchbrach den Cordon und galoppierte in Eselssprüngen um den Hof, die Peiniger, Stöcke schwingend, hinter ihm her. Durch laute Zurufe feuerten sie Dominikus an, der mit frei schwebenden Frackschößen, sausenden Fahrtwind im spärlichen Haar, stoppelnd und tetternd die Volte ritt und dabei Baldewein unbarmherzig mit Fäusten schlug.
„Moment bittäh!" rief da mit östlichem Akzent einer der Herren — der Boß hinter der Scheibe erkannte den Genossen Srinow Srinowitsch, Khan der Uralier — riß sich den nach westlichem Schnitt gearbeiteten Mantel vom Leibe und stellte sich, nunmehr für jedermann unverkennbar in Bärenfelle gekleidet, vor den rasenden Baldewein.
Baldewein gerann das Blut in den Adern. Mit einem Ruck stand er still, und „I-a" klang jetzt sein Angstruf. Den Reiter zwar schleuderte die Fliehkraft Hals über Kopf auf den Mist, die Verfolger aber benutzten den Moment von Baldeweins Verwirrung, um sich erneut auf ihn zu stürzen. Es nützte Baldewein nichts, daß er sich auf den Rücken warf und wie wahnsinnig strampelte, jene ließen nicht locker. Und als auch der Herr Pastor, der sich aus begreiflichen Gründen des Kampfes enthalten hatte, vor den Unmächtigen trat, um die Teufelsbannung zu sprechen, zudem der amerikanische Herr

sehr unangenehm an dem Seile zog, das man, künftige Entwicklungen vorausahnend, Baldewein gleich anfangs um den Hals gelegt hatte, gab der Gequälte auf und blieb liegen, wo er grade lag, mitten in der Rinne, welche dem Misthaufen als Abfluß diente.
„I-a", röchelte er, das sollte heißen, macht mit mir, was ihr wollt. Aber aufstehen tat Baldewein nicht ums Verrecken, die Kommission mochte schlagen, zureden, schmeicheln, drohen, wie sie wollte. „Nu is er kaputt", schlossen die Tierquäler.
Diese empörende Szene gab dem Boß die Kräfte zurück. Mit übermenschlicher Anstrengung riß er die angeleimten Füße von der Treppe und flog in den Hof. Auch Zunge und Kehle gewannen die Bewegungsfreiheit wieder.
„Eselschänder!" fuchtelte er. „Das ist wider göttliches und menschliches Recht! Ich werde euch beim Tierschutzverein anzeigen!" Und stürzte sich unter die Meute.
Sei es, daß der plötzliche Anblick des Boß, den sie weder hier noch in dieser Erregung vermuteten, die Übeltäter erschreckte, sei es, daß sie den Tierschutzverein fürchteten, der damals größern Einfluß besaß als der Verein für die Rechte der Menschenkinder, sie wichen zurück und gaben Baldewein frei.
Den Boß jammerte der Anblick, wie Baldewein mit heraushängender Zunge und schachmatt in der Jaucherinne lag. „Baldewein", flötete er, „was hat man dir, du armes Kind, getan?"
Baldewein schnaufte nur schwach, öffnete anklagend die treuherzigen Eselsaugen, um sie jedoch gleich wieder, zum Sterben bereit, zu schließen.
Daß jemand so menschlich mit einem Esel sprach, machte den Herren von der Kommission ein schlechtes Gewissen. „Soll nun er sich blamieren", zischelten sie deshalb höhnisch untereinander.
Der Boß aber klatschte in die Hände, und siehe, aus dem

Hühnerstall trat Martha, seine treue Haushälterin, und hatte auch schon den Besen in der Hand. Damit fegte sie Baldewein Stroh, Staub und Mist aus dem Fell, was dem Erniedrigten sichtlich so wohl tat, daß er mit neu erwachtem Lebensgefühl zu ohrwedeln begann.
„Nicht möglich", staunten die Herren. „Was machen wir, wenn er's schafft?"
Der Boß klatschte abermals. Da kam ein Moped um die Ecke geknallert, darauf Paul, sein siebzehnjähriger Enkel, saß.
„Ich habe Baldewein kilometerweit schreien gehört", rief dieser Jüngling, den Motor abstellend und raschest herbeispringend. Mit kundigem Griff lockerte er das gespannte Seil an Baldeweins Hals, so daß dieser die Zunge zurückzog und normale Gesichtsfarbe annahm. „Guter Baldewein", streichelte Paul das Eselchen.
„Höhö", höhnten die Herren. „Er redet zum Esel, als wäre er sein Bruder."
„Is er ooch", drehte Paul empört den Kopf zu den Lästernden. „Meent ihr, ick weeß nich, wat mir jeblüht hätte, wenn nich mein Opa jewesen wär?"
Darauf konnten die Herren kein Wort erwidern.
„Baldewein, willst du nicht aufstehen?" lockte der Boß. Baldewein gab zu erkennen, daß er sich noch unendlich schwach auf die Beine fühle.
Da hatte der Boß eine seiner bekannt guten Ideen. Er brach zwei Disteln, die an der Toreinfahrt wuchsen. In jeder Hand eine, stellte er sich breitbeinig über den liegenden Baldewein. Die eine hielt er ihm dicht übers Maul, mit der anderen piekste er in den Popo.
„I-a", schrie Baldewein schmerz- und lustvoll zugleich und sprang wie elektrisiert hoch, so daß der Boß genau auf seinen Rücken zu sitzen kam.
„Vorwärts, Opa!" rief Paul ermunternd, und Martha präsentierte den Besen wie ein Zinnsoldat.
„Amadeus, edler Ritter!" strahlte sie, vor Bewunderung für ihren Herrn und Gebieter schier platzend.

Und während ein durch die Hintertür eintretender reichlich verspäteter Gast, den man an der fehlenden Ordensschnalle sofort als den neuen General erkannte, „ein Lied... drei... vier..." kommandierte, setzte sich Baldewein, angefeuert vom Rhythmus des alten Liedes vom „Großen Wartesaal" in gelinden Trab — denn hinten piekste, vorne lockte die Distel — um nach einer prachtvoll atemberaubenden Ehrenrunde, triumphierend erhobenen Schwanzes, samt seinem Reiter im gewohnten Stall zu verschwinden...

„Ja, mein Gott, wie kommen Sie in den Stall?!"
Mit diesem Entsetzensruf beugte sich der vom Felde heimkehrende Bauer Köttgen über seinen im Stroh neben Baldewein bewußtlos liegenden Sommerfrischler. „Sie sollten doch heut noch im Bett bleiben!"
Der Boß richtete sich auf und schaute verwirrt umeinander. Tatsächlich, er lag in der Box, und Baldewein blies ihm den wärmsten Eselshauch teilnehmend übers Gesicht.
„Ich..." stotterte der Boß noch ganz benommen, während Köttgen den Taumelnden sorgsam zur schattigen Hofbank führte, „ich hab keine Ahnung... es war da ein närrischer Traum... der ganze Hof voller Narren... wir alle sind Narren... Komm, setz dich neben mich, Wilhelm... Laß dir erzählen... Wo leben wir eigentlich...?" Er wischte den Schweiß von der Stirn und sah Köttgen bedeutungsvoll an. „Ich glaube, im Land Narrotanien."

Die Narrotanier, von denen im folgenden die Rede ist, sind kein Volk, sondern ein Volksrest, der nach einem der furchtbarsten Kriege der Weltgeschichte — die Historiker nennen ihn den Dritten Nie-wieder-Krieg — am Leben geblieben ist. Die Erinnerung an ihre Vorzeit scheint im Gedächtnis der meisten so ziemlich ausgelöscht, wie es ja öfter bei Menschen vorkommt, die Gräßliches erlebt haben. Jedenfalls erhält man von einem jungen Narrotanier auf die Frage, wer eigentlich sein Vater sei, nur selten eine Antwort. Er behauptet vielmehr ganz dreist, seinen Vater nicht zu kennen. Denn nachdem dieser ihn aus dem großen Teich geholt habe, sei derselbe mittels Krieg über den gleichen großen Teich auf und davon.
Nicht mal die Gelehrten sind sich einig. Wie sollten sie auch? Sie wären ja keine Gelehrten, wären sie einig. Die einen führen die Narrotanier auf das sagenhafte Volk der Deutschen zurück, die sich wiederum aus den Germanen rekrutiert hätten. Andre, besonders die Gelehrten aus Transrhenanien, rechnen die Narrotanier den Hunnen oder Boches zu, während wieder andre, mehr Nördliche, die Moffen oder Heinis für ihre Herkunft verantwortlich machen. Dagegen ist jedoch von vierter Seite Protest eingelegt worden. Der Name „Narrotanier" sei verstümmelt, indem das Felsenörtchen Navarra die eigentliche Heimat dieses interessanten Volksstammes sei — kurz und gut, nichts Genaues weiß man nicht. Aber das kann den Narrotaniern schließlich egal sein,

denn — hoppla, sie leben noch. Wenn auch beschwerlich und mit ähnlichen Gefühlen wie Weizenkörner zwischen zwei Mühlsteinen, aber doch. Obendrein sind sie, nachdem ihre Volkszahl durch radio-aktiven Beschuß und bedenkliche Ehesitten stark zusammengeschmolzen war, zu ihrem Glück durch Fußkranke aus der größten Völkerverwanderung der letzten Jahrtausende verstärkt worden, welche, da diese behaupteten, mit den Narrotaniern urverwandt zu sein, bei ihnen Aufnahme und Heimatrechte gefunden haben. So konnten sie insgesamt einen heimtückischen Ausrottungsplan ihrer Gegner, dessen Niederschrift leider durch ein bedauerliches Versehen aus den Tresors des WA (Weltarchiv) verschwunden ist, konterkarrieren und erfreuen sich bester Gesundheit.

Da über ihren wahren Namen, wie gesagt, sowieso Unklarheit herrscht, lassen die Narrotanier den Gelehrten das Grübeln und berufen sich selber auf einen Prinzen Narro, den 3 mal XI., der als gewählter Vater eines heiteren Völkchens im Karneval — denn dies ist bei ihnen ein Staatsakt allerersten Ranges — eine kurze, aber fruchtbare Tätigkeit entfaltet haben soll. Mit dem Bemerken, ein Haufe Menschen, der in einer so verrückten Zeit am Leben zu bleiben ernsthaft gesonnen sei, verdiene eine Auszeichnung, tragen sie den Namen Narrotanier nicht als einen Spottnamen, sondern, ähnlich wie die Geusen den ihren, als einen Ehrennamen, indem ja die Narren, wie jedermann weiß, zu den heimlichen Königen der Erde zählen.

FROSCHPOLITIK

Das Land Narrotanien liegt rings um den Nabel der Welt. Früher war dieser Nabel sehr groß und breit, daher denn die Narrotanier damals eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Jetzt ist der Nabel zusammengeschrumpft. Die Psychologen, die Völkern und Menschen ins geheimste Herzkämmerlein schauen, wissen den Grund. Die Narrotanier sind in aller Welt so beliebt, daß ihre Nachbarn — und leider haben sie deren viele — es nicht unterlassen können, narrotanische Andenken zu sammeln. Hier ein Ländchen, dort ein Städtchen, da ein Dörfchen mit anhängendem Bergwerk, alles natürlich inklusive Belegschaft; denn die Narrotanier sind nicht nur reizende, sondern auch fleißige Menschen, deren Arbeitskraft jedem willkommen ist, der behaglicher leben will.
Deshalb ist es mit den narrotanischen Grenzen — denn die Narrotanier haben außer vielen anderen Dingen natürlich auch Grenzen — merkwürdig bestellt. Während die Grenzen der anderen Völker nach außen drängen, wandern die Grenzen der Narrotanier nach innen. Weitblickend, wie die Narrotanier nun einmal sind, haben sie bereits Einstecklöcher für rückwärts zu bewegende Grenzpfähle gegraben, dem Zentrum zu. Dort wollen sie dann bei gegebener Zeit die überflüssig gewordenen Pfähle zu einem Denkmal aufhäufen, für das sie sogar schon unter dem Bild einer toten Katze die Inschrift bereithalten: „Wanderer, kommst Du nach Moskau, verkündige dorten, Du habest uns liegen gesehn, wie der Wahn es befahl."

Ebenso natürlich wie Grenzen haben die Narrotanier auch Kinder. Hübsche Kinder, kluge Kinder, leider zu wenig Kinder. Es ist eine Eigenart der Kinder, daß sie umso geringeres Verständnis für Grenzen haben, je jünger sie sind. Das kommt daher, daß sie dem Urzustand der Menschheit noch näher stehen, wo soviel Raum auf der Erde war, daß die Begriffsbildung Grenze für das Gehirn nicht akut war. Zäune zum Beispiel, ha, was sind Zäune für Kinder? Sehr nützliche Geräte, um daran zu klettern, darauf zu balancieren und, sofern der Zaun aus Latten gefügt ist, dieselben zu entfernen, damit nur ja keine Grenze entsteht.
Kind und Grenze — aus diesem Problem sollte dem jungen, eben erst aus den Wirbeln des Dritten Niewieder-Krieges aufgetauchten Staat Narrotanien (oder wie andre spottenderweise ihn nannten: Restnarrotanien), die erste schwere außenpolitische Belastung erwachsen.
Wohnte da an der Grenze Narrotaniens ein Bauer namens Köttgen, ein fleißiger und bescheidener Mensch, der seinen steinigen Acker von früh bis spät bearbeitete, wobei ihm sein Weib, mit dem er trotz langjähriger Ehe in Frieden, Eintracht und Liebe zusammenlebte, unverdrossen zur Hand ging. Sonnenschein der Familie war Berti, zur Zeit ein munterer Stips von fünf Jahren, den der Vater als Ersatz für zwei verschollene Söhne nach seiner Heimkehr aus dem Kriege erzeugt hatte, dem Nihilismus und der Bequemlichkeit zum Trotz.
Berti, sonst brav und wohlerzogen, war nur von der einen Unart besessen, daß er die Grenze nicht respektierte. Er meinte, Frösche könne er hüben so gut fangen wie drüben, und lag diesem Geschäft an schönen Sommertagen mit Wonne und Ausdauer ob.
„Geh nicht über den Bach", warnte der Vater, als er eines Junimorgens mit Weib und Kind zum Heumachen schritt, „denn der Bach ist die Grenze!"
„Wohnen dort böse Menschen?" fragte das Kind.

„I wo. Es sind Menschen wie du und ich", belehrte der Vater.
„Dann tun sie mir nichts."
Der Vater schwieg. Wie sollte ein Kind auch verstehen, daß grade die besten Menschen, eben weil sie unkund des Bösen sind, zu Lieblingswerkzeugen des Teufels werden?
Schon auf dem Wege zu Abenteuern, hob Berti noch einmal den Schopf über das meterhohe Gras: „Und wie weit darf ich in den Bach gehen, Vater?"
„Genau bis zur Mitte. Dort ist Narrotanien zu Ende."
„Und was kommt dann?"
„Ach Gott, ein andres Narrotanien."
‚Da ist nicht viel Unterschied', dachte der Kleine, lief spornstreichs zum Bach und vergnügte sich damit, Frösche zu fangen und sie von der Hand wieder ins Wasser hupfen zu lassen. Dabei entwischte ihm einer der Grünröcke ans andre Ufer.
„Halt, du Ausreißer!" rief der eifrige Knabe, „willst du wohl in Narrotanien bleiben?"
Und da das Tier, noch sorgloser im Denken über ernsthafte Grenzverhältnisse als das Kind, nicht hörte, sondern weiter auf fremden Gebiet landeinwärts strebte, durchwatete Berti den Bach, fing den illegalen Grenzgänger und schickte ihn heim. Einmal jedoch drüben, blieb der Junge auch dort und setzte das Hupf-ins-Wasserspiel von der andern Seite her fort. Dabei hatte er zweier bewaffneter Uniformträger nicht acht, die durch das Weidengebüsch heranpatrouillierten.
„Qui vive?" hörte sich Berti angerufen und sah in zwei längliche Eisenröhren, deren jede vorne ein Loch hatte.
„Ei, Onkel", lachte der Knabe furchtlos, „was hast du für eine grobe Stimme?"
„Damit ich dich besser anbrüllen kann!"
„Und was hast du für ein langes Gewehr?"
„Damit ich dich besser totschießen kann."

„Warum willst du mich totschießen, Onkel?"
„Weil du uns Frösche stiehlst!" Damit packte der Beamte den Jungen am Arm.
„Bitte, bitte, Onkel, nicht in das finstere Loch!" flehte Berti, dem nun doch etwas bänglich zu Mut wurde. „Ich will dir auch alle Frösche wiedergeben."
„Allez — hopp!"
Mit einem Satz war Berti in der Mitte des Baches. „Hihi, Onkel", hüpfte er dort barbeinig im flachen Wasser. „Reingefallen! Hier darfst du mir nichts mehr tun, hier bin ich in unsrem Narrotanien, und da hast du gar nichts zu sagen!"
Weil so schönes Wetter war, ließen sich die Beamten im Grase nieder. „Meldung müssen wir trotzdem machen. Es ist zwar nur eine Lappalie, aber die hohe Behörde hat ihre eignen Ansichten. Sie braucht manchmal Lappalien als Daumenschrauben der Politik. Und wegen Unterlassung strafversetzt werden, das möchten wir beide wohl auch nicht. Oder? He, du Ungetüm", wandte er sich unter Erneuerung der dienstlichen Miene an den minderjährigen Übeltäter, „wieviele Frösche hast du von uns zu euch hupfen lassen?"
„Fünf große und zwei kleine", rief Berti zurück, denn jede Lüge war ihm fremd.
„Gib sie sofort heraus!"
„Dürfen es auch mehr sein?" fragte Berti, der diese Redensart vom Metzger gehört hatte, wenn dieser der Mutter dreiviertel Pfund Fleisch statt des geforderten halben verkaufen wollte.
„Ja, uns darfst du geben, soviel du willst."
„Aber wenn ihr die Frösche, die mehr sind, behaltet, dann seid ihr doch Diebe."
„Wir nicht."
„Wieso nicht, Onkel? Du hast doch gesagt..."
Der Beamte wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Das ist so: Wenn ihr Frösche von uns nehmt, so ist das Raub. Verstehst du das?"

Ja, das leuchtete Berti ein, denn die Mutter hatte ihn einmal hart geschlagen, als er auf dem „Siwwejuddemaat" aus dem Korb einer Gemüsefrau eine Mohrrübe stibitzt hatte.
„Aber wenn wir Frösche von euch nehmen", fuhr der Beamte fort, „so ist das Lieferung an die allnarrotanische Ausgleichskasse. Verstehst du das?"
„Nein", sagte Berti.
„Ich auch nicht, aber es ist so", kapitulierte der Beamte. Und hier hätte das Gespräch zu Ende sein können, wenn nicht Berti die Gründlichkeit seines Vaters geerbt hätte. Ganz ernsthaft blickte er zu den fremden Onkels hinüber. „Steht das in der Bibel?" fragte er, denn die Eltern hatten ihn gelehrt, daß ein guter Mensch sich immer nach den Weisungen der Heiligen Schrift richtet.
„Jawohl", nickte der Beamte, „das steht in der Bibel. ... und ihr werdet ernten, wo ihr nicht gesät habt." Dabei lachte er laut und, wie Berti wohl spürte, höhnisch.
„Das glaube ich nicht!" trozte er deshalb. „Denn wenn mein Vater dort erntet, wo er nicht gesät hat, kommt er ins Zuchthaus, hat er gesagt."
„Und das geschähe deinem Vater nur recht", schloß der Beamte die Diskussion, die ihm anfing peinlich zu werden. „Nun lauf, sonst muß ich dich wirklich totschießen!" Und er richtete seine Waffe zum Spaß auf das Kind.
„Triff mich doch, triff mich doch!" echote Berti, brachte sich aber doch rasch in Sicherheit, indem er dorthin lief, wo er seines Vaters Sense blitzen sah.
Die beiden Grenzwächter kauten nachdenklich an Glockenblumenstengeln. „Ach, es ist schwer", seufzte wiederum der Ältere zu seinem Kollegen. „Da möchte man so einen Fratz abküssen. Aber die Politik, die Politik, die will einen lehren, die Teufelsfratze des Erbfeindes schon im Kindergesicht zu erblicken. Was meinst du, was aus dem da wird?" und deutete auf das entschwindende Bürschchen.

„Ein Boche", erwiderte der andre.
„Schäme dich, weil du recht hast", schloß der Alte. „Und nun die Meldung. Pflichtgefühl über alles!"
Während sie protokollierten, lief Berti zu seinen Eltern, die grade Pause machten und am Raine bei Margarinestullen und Malzkaffee frühstückten. Denen erzählte er brühwarm sein aufregendes Erlebnis.
„Siehst du, das waren doch gute Onkels", tröstete die Mutter und strich ihrem Liebling die blonden Härchen aus der Stirn. „Hast du ihnen die Frösche auch wiedergegeben?"
„O ja", strahlte Berti, „und noch viel mehr dazu! Die armen Leute taten mir so leid. Nicht mal Frösche haben sie genug!"
Der Vater sah nachdenklich in die Ferne. „Hoffentlich waren es wirklich gute Onkels."
„Aber Mann", tadelte die Frau, „es war doch alles bloß Spaß."
„Wer weiß", pustete der Vater an einem Papenstiel, „was sie draus machen. Sieben Idioten können nicht so dumm denken, wie 's nachher manchmal wird."
„Ach was", lachte die Frau. „Komm lieber an die Arbeit."
Damit erhoben sie sich. Der Mann schnitt das Gras, die Frau schwang den Rechen, daß die Schwaden nur so flogen, und Berti schoß jauchzend und krähend Koppskegel. Es war ein leuchtender Sommertag. Die Welt duftete nach Heu.

WAS DER BOSS SO TREIBT

Die Narrotanier haben auch einen Boß. Denn ein Boß muß sein — erst zum Einsetzen, dann zum Vergöttern, danach zum Beschimpfen und endlich zum Absetzen und seine Asche so lange in alle vier Winde zum Blasen, bis der Verhaßte denkmalsreif wird. Das geht schon seit tausend Jahren so, und noch immer sind die Narrotanier dieses Bäumchen-wechsle-dich-Spieles nicht müde. Warum nicht? Verzeiht doch den Narrotaniern! Wie Kinder tollen sie gern in Freiheit und Zwanglosigkeit. Bald aber merken sie, daß dabei nur ihre Untugenden ins Kraut schießen, und rufen daher nach der Zucht eines Herrn. Der Boß, der zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, grade am dransten war, hauste in einer Hütte auf dem Berge, von wo und damit er sein liebes Narrotanien zur Gänze übersehen konnte. Denn Narrotanien war in der Tat klein geworden. Vor diesem Boß hatten die Narrotanier schon viele Bosse gehabt: einer der vorletzten war ein abscheulicher Tyrann gewesen, dem es die Narrotanier nicht verzeihen konnten, daß ihre Großväter ihm zugejubelt hatten, obwohl doch hinterher alle von vornherein wußten, daß er nur ein Rattenfänger gewesen war. Dieser Boß aber, der neue, war noch kein Tyrann, im Gegenteil, wenn die Narrotanier nur brav taten, was er wollte, zeigte er sich durchaus als wohlwollender, älterer Herr, der nicht einmal den Priestern Gottes etwas zu leide tat, obwohl sie auch ihn arg molestierten, wenn er nicht tat, was sie wollten.

An diesem Morgen saß der Boß in seinem Haus auf dem

Berge und frühstückte. Er war gut gelaunt, denn die Narrotanier hatten ihm grade erlaubt, ein paar seiner guten Freunde in den Ministerrat aufzunehmen, obwohl dort für sie nichts zu tun war, weil der Boß ohnehin alles alleine besorgte. Aber er hielt es für gut, ein paar dickfellige Hiebfänger zur Hand zu haben, welche, wenn etwas gut ging, sagten: „Das hat der Boß aber fein gemacht", und welche, wenn's schief ging, ebenso bereitwillig bekannten: „Das hat nicht der Boß, das haben wir versiebt." Wenn die Narrotanier das hörten, waren sie immer froh, daß ihre in jedes freie Herz gehämmerte Demokratie noch nicht ernstlich gefährdet sei in den Händen ihres alten, guten, freundlichen Boß.

Der Boß also frühstückte mit Behagen und las zur gleichen Zeit in der Zeitung, daß er jetzt, von einer anstrengenden Reise zurückgekehrt, wieder in seiner bescheidenen Bergherberg sitze und eben frühstücke.

„Stimmt auffallend", lächelte der Boß, „meine Zeitungsjungen sind auf Draht. Was die Leute immer reden, von wegen die Presse lügt. Die Sonne scheint zum Fenster herein und wärmt mir den Buckel. So steht's da, und so ist es. Ich bin auch in behaglicher Stimmung. Warme Milch — na, ist schon ein wenig kalt geworden —, zwei weiche Eier, — zwei? He, Martha, du rüstige Schaffnerin deines Herrn, willst du meine Presse Lügen strafen? Sofort das zweite Ei! Nicht murren, Martha, ich weiß, die Kohlen- und Strompreise sind schon wieder gestiegen, ich kann nichts dafür, der Weltmarkt... Mir bleibt nichts übrig, als bekannt zu geben, daß die Verteuerung eigentlich eine Verbilligung ist, weil man eben gezwungen wird, weniger zu heizen — aber sieh mal, Martha, die Kunst des Regierens besteht zu einem guten Teil darin, immer mit der Presse konform zu gehen. Besonders in Kleinigkeiten, dann kann man sich in größeren Dingen Seitensprünge erlauben. Zwei Eier also. Gut. Butterbrot? Stimmt. Leider Weißbrot. Ist aber leichter verdaulich. Und was ein Boß ist, der kriegt so viel zu schluk-

ken, daß er auf seinen Magen schon achtgeben muß. Hab mich mit den russischen Eiern ohnehin fast übernommen. Martha, ruf die Redaktion des „Narrotanischen Lichtes" an. Das Presseamt des Boß teilt mit — zur Veröffentlichung auf der ersten Seite:

Tageslauf

10 Uhr. Boß krault seine zwei Katzen.
10 Uhr 30. Boß pflegt geliebte Kakteen. Der kleine, mikkrige ist wieder angegangen, was Boß als gutes Omen für narrotanische Zukunft betrachtet.
11 Uhr. Waldspaziergang, auf dem politische Entscheidungen reifen.
12 Uhr 25. Boß schäkert mit Dorfjugend, denn er ist Kinderfreund. Redaktion soll Hacks auf abscheulichen Tyrannen nicht vergessen, der auch mit Dorfjugend geschäkert hat, aber nur, um sie für seine militanten Pläne reif zu machen, wovon wir heut gottseidank weit entfernt sind.
12 Uhr 30. Mittagessen. Was ich kriegen werde, willst du wissen? Zerbrich dir selbst den Kopf. Nicht zu üppig, daß meine lieben Narrotanier nicht neidisch werden und denken, ihr Boß verpraßt Steuergelder. Und nicht zu mager, daß dieselben geliebten Narrotanier nicht denken, ihr Boß ist am Verhungern, und sich deshalb Gedanken über Nachfolger machen. Im übrigen kochst du die Reste von gestern und vorgestern. Davon lebt sichs am besten, bei Tisch wie ... doch lassen wir das.
13 Uhr. Boß gönnt sich ein Mittagsschläfchen, um 13 Uhr 15 aufregenden Staatsdienst wieder zu beginnen.
14 Uhr 30. Kaffeestunde auf Terrasse mit Drolli, der Welt tiefsinnigstem Clown — auch Künstler wollen gestreichelt sein.
15 Uhr. Aufmarsch der 40 Paten, die ihren Onkel begrüßen wollen — gedacht als Leckerbissen für den Bund der Kinderreichen, damit auch diese Ärmsten der Armen mal Hoffnung schöpfen.

15 Uhr 10. Boß besucht Schmiedemeister Wackernagel, um sich von ihm über die Nöte des Handwerks unterrichten zu lasen. Still, Martha, ich weiß was du meinst — wir sollten lieber über die Not klagen, die wir mit den Handwerkern haben, wenn sie z. B. einem lausigen Wasserkran das Tröpfeln abgewöhnen sollen und nicht können, bis der Boß selber kommt und das Ding festschraubt. Aber ich tu es lieber nicht mehr, sonst schreit wieder die Opposition: Boß steckt seine Nase in Dinge, für die er keine Vorbildung besitzt.
16 Uhr. Boß besucht hundertjährige Greisin und diskutiert mit ihr über den Gesetzentwurf des narrotanischen Parlaments, die Unterordnung des männlichen Geschlechts unter das weibliche betreffend! Weißt du noch, Martha, die olle Scharteke, hundert war sie ja wohl noch nicht, aber siebzig bestimmt — wie sie mich fragte, ob sie sich scheiden lassen dürfte? ‚Schläg muß mer jo hawwe, aber der minje tritt', — gottvoll, großartig! Anekdötchen sind immer reizvoll, machen populär, und wat gloobste, wieviel männlichen Stimmenzuwachs ich kriege, wenn die Narrotanier lesen, daß ich bei den Worten ‚Schläg' muß mer jo hawwe', vielsagend gelächelt habe. Sie passen doch immer so auf, ob der Boß lächelt oder die Stirn runzelt.
17 Uhr. Boß besichtigt seinen neuen Wagen. Kein Mercedes 300 — fährt heutzutage ohnehin jeder Fleischer damit — aber so ne kleene Isetta, weeßte, die die Tür vorne hat, da freuen sich die Leute, 1. daß Boß wieder sparsam ist, und 2.: ‚wenn er mit dem Ding gegen den Baum knallt, kann die Straßenwacht gleich das Gehirn von der Rinde kratzen', werden die einen sagen und ihre Visage vor Freude in bekümmerte Falten legen, und: ‚ist die Eiche hin', werden die anderen sagen, ‚denn so einen Dickschädel, wie unserem Boß sein Schädel ein Dickschädel ist, den verträgt die eisernste Eiche nicht.' Det jibt Diskussion, und det hebt a) wieder die Popularität, und lenkt b) von wichtigeren Dingen ab.

18 Uhr. Boß kleidet sich zum Abschiedsessen für das aus Krankheitsgründen leider Gottes ausscheidende, hochverdiente Kabinettsmitglied Osterhaas um. Boß hat schon Tränen im Auge. Haha, wie habe ich det jedeichselt, Martha, mein Herz? Dies Osterhäschen, dies grüne Jüngelchen, noch nicht aus 'm Schneider raus, und will schon ne andre Meinung haben als sein Boß. Aber det wieder unter uns. Paß gut auf, Martha, daß keine Panne passiert. Ich bin heut so redselig.
19 Uhr. Bankett. Verleihung des Ordens von der großen Krokodilsträne 1. Klasse an Osterhaas mit Inschrift: ‚Dem ausgebooteten Quertreiber der siegreiche Boß!' — Martha, findest du nicht, daß ich heut ausgesprochen guter Laune bin? Bestell mir noch heute ein paar Tüten von Teuferts Kräutertee. Der hat's geschafft.
21 Uhr. Boß zieht sich zurück, um wie jeden Tag seiner Mutter einen Brief zu schreiben und ihren Rat in einer dringenden Herzensangelegenheit einzuholen. Martha — oder hat sie schon auf meine Frage, ob man zum Frack schwarz-weiß karierte Strümpfe tragen darf, geantwortet? Ich weeß det wirklich nie so jenau, und einerseits möcht ich doch die preußische Tradition een bißken wenigstens fortsetzen, andrerseits — ein kleiner Fehler in Etikettefragen, und schon bin ich bei unsern lieben Inselnarrotaniern unten durch.
22 Uhr. Boß totmüde. Geht in die Falle. Schläft wie ein Ratz. Manchmal auch nicht.
So Martha, det wär's für heute. Wenn noch 'n paar Fotos da sind, schick sie mit. Fotos passen immer. Unterschriften sollen sie ändern, wie's Politik grade will. Aber daß sie's anständig machen, die Presse-Onkels!
Wenn sie nicht Bescheid wissen, lieber sollen sie nochmal fragen. Sonst laß ich im Namen des irregeleiteten Volkes die ganze Auflage beschlagnahmen. Und wenn sie etwa meckern, wo die Pressefreiheit bleibt bei solchen organisierten Verlautbarungen, sagste, sie wären nicht frei wovon, sondern frei wozu, d.h. zu veröffentlichen,

was der Boß will. Deswegen wären se in Freiheit. Und außerdem wären in Hollywood wieder genug Ehescheidungen passiert, über die sie schreiben können, bis den Lesern der Kotz hochkommt. — So, das wär's endgültig. Da haben die Leute soviel zu tun, sich mit dem Tageslauf ihres Boß zu beschäftigen, det se janz vergessen werden zu fragen, wat tut der Alte vom Berge denn wirklich?! Und grade darauf kommt's an, Martha, det sie wissen, ohne zu wissen."

„Du bist heute so aufgeräumt, Amadeus!" sagte mit Blicken voll Bewunderung Martha und klappte ihr Notizbüchel zu.

Der Boß aber streckte die sehnigen Arme: „Ach Kinder, ist das schön, wenn man sich selbst mal so recht von Herzen auf die Schippe nehmen kann! — Aber nu hau ab, du gute Seele, und bring alles in Ordnung, sonst gehe ich dir zum Possen wieder in Hausschuhen aufs nasse Terrain und dann durch die gute Stube. Ruhe jetzt, kein Wort mehr, ich hab zu tun, ernsthaft zu tun. Poneleitchen kommt schon mit der Post."

PONELEITCHEN

Die Narrotanier haben auch einen Briefträger. Da er im Beamtenverhältnis steht, bezahlen sie ihn schlecht. Denn sie meinen, dem Staate von Narrotanien dienen zu dürfen, sei eine Ehre, die ohnehin nicht mit Gold aufgewogen werden könne. Außerdem sind sie der Ansicht, daß der Dienst in einem so heruntergeniewiederkriegten Staate einen derartigen Grad an Idealismus voraussetze, daß — ja, was brauchen Idealisten Geld? Idealisten sollen, verflucht nicht noch mal, wie schon der Name sagt, vom Ideal leben. Das ist ihr Nektar und Ambrosia. Ganz im geheimen zwar flüstern sie sich zu, wer in den Staatsdienst gehe, beweise damit nur, daß er zu dumm sei, das auf der Straße Liegende zu sehen, geschweige denn aufzuheben, und Dummheit gehöre bestraft. Aber sie lassen solche Gedanken nicht laut werden, denn sonst würde womöglich der Nachwuchs an Staats-Sklaven, Verzeihung, -Dienern noch dürftiger werden, als er ohnehin schon sei, und wo solle das hinführen, meinen die Narrotanier, wenn es keine Dummen mehr gäbe, die den Klugen die Drecksarbeit abnähmen, nur damit diese Klugen Zeit finden, den Mammon zu greifen, der anderen fehlt?
Poneleitchen, gebürtiger Ostpreuße, war solch ein armer, dummer Hund. Tagtäglich stelzte er mit seinem Holzfuß den steilen Weg zur Wohnung des Boß empor, um diesem die Grüße der Opposition und den Segen des Herrn Pastor zu bringen, bzw. die Rechnungen zu präsentieren, die immer noch aus dem verlorenen Nie-wieder-Krieg resultierten. Unter diesen Briefen stand dann immer:

„In der Hoffnung, hierdurch zur Genesung von Narrotanien und damit der ganzen Welt beizutragen, erlauben wir uns zu liquidieren...” Dann hatte der Boß seinen schlechten Tag, fluchte wie ein Rabe, und Poneleitchen machte, daß er aus dem Wurfbereich des Tintenfasses kam. Doch wir eilen voraus. Vorläufig krabbelt Poneleitchen noch den Weg zum Tor der Bergherberg empor. Der Weg ist steil und voller Hindernisse.
Hindernisse, ja — indem nämlich nach der Sitte jener Landschaft eine Kneipe neben der anderen diesen Weg säumt. In jeder einen Wacholder, immer bezahlt, jawohl, nichts von Beamtenbestechung, aber der Wacholder ist billig in diesen Kneipen; für dasselbe Geld, wofür es anderswo nur einen einfachen gibt, kriegt man hier, (man, das ist Poneleitchen) einen doppelstöckigen. Soll man die Chance nicht wahrnehmen, wo doch jeder Industrielle bei der befreundeten Fabrik zu Herstellungspreisen kauft, anstatt sein bißchen Geld in den Einzelhandel zu tragen? In jeder Kneipe also einen doppelstöckigen, und dann ist Poneleitchen spätestens in der siebenten Taverne so weit, daß er ein Nickerchen einlegt, die Brieftasche fest auf dem Bauch. Ach, diese Tasche! Sie stammt noch aus dem ehemaligen Postgut der Thurn und Taxis, ist vielfach geflickt und zerschlissen und hätte eine Generalüberholung arg nötig gehabt. Aber da sie nur im Staatsdienst arbeite und nicht in der Wirtschaft, sei sie noch lange gut, meinen die Narrotanier. Und die Tasche hat auch kein Schloß. So kommt es, daß die Narrotanier über viele Vorgänge in der Politik längst Bescheid wissen, ehe der Boß die amtliche Kunde erhält. Und dieser wunderte sich dann zu Tode, warum seine geheimsten Pläne schon durchkreuzt waren, längst ehe er sie gefaßt hatte. Aber auf Poneleitchen ließ er nichts kommen.
„Ei, guten Morgen, Poneleitchen, hinkender Bote”, empfing der Boß den Eintretenden freundlich. „Was bringst du Gutes?”
„Nuscht Jutes für heute morjen, Herr Boßchen”, ant-

wortete Poneleit in unverfälschtem Ostpreußisch. „Wenn mir schon immer so kalt wird im Bauch von der Tasche, die da rumbammelt, denn weiß ich schon, was de Klock jeschlagen hat."

„Und heute ist dir sehr kalt, Poneleit, wie? Ich seh's an deiner Nase. Hier, trink einen Wacholder, daß dir wärmer wird."

„Na denn sehr zum Wohle, Herr Boßchen, ich bin zwar im Dienst..."

„Aber auch im Dienst soll Menschlichkeit walten. Dies möchte ich meinen Narrotaniern gern angewöhnen."

„Ei jaja, Herr Boßchen, wer jut schmert, der jut fährt, haben sie schon immer in meiner Heimat jesagt. Und wenn sich eins soviel mit Politik abschleppen muß, soll ihm etwa nich das Bauchgrimmen ankommen?!"

„Was soll ich da erst sagen, Poneleit?"

„Mein Jottchen, wer so 'ne schöne Wohnung hat und so jut zum essen wie der Herr Boßchen, von dem kann man schon was verlangen."

„Du bist ehrlich, Poneleit."

„Deswegen hab ichs ja auch bloß bis zum Briefträger jebracht, Herr Boßchen."

„Willst du sagen, daß ich es nicht ehrlich meine?"

Poneleit blinzelte aus wässrigen Augen und blähte den Schnauzbart.

„Poneleit, du wirst unverschämt!"

„Hab ja nuscht jesagt, Herr Boßchen. Und der Herr Boßchen haben mich doch jefragt, und da mußt ich doch sagen..."

„Ich will das überhört haben."

„Das is ja, Herr Boßchen! Die Leut hören bloß immer, was die Rabatzmacher schreien; denen wirds Maul mit juten Bißchen jestoppt, daß sie man aufhören zu schreien. Aber was die bescheidenen Leut sagen, das hört ihr man nich..."

„Artige Kinder bitten nicht, artige Kinder kriegen auch nichts, ist ein altes Sprichwort."

„Na, dann laßt man die artigen verkommen und die unartigen großwerden, dann werdet ihr ja sehen."
„Du hättest sollen Politiker werden, Poneleit."
„I nee. Denkt der Herr Boßchen, ich will meinen Kopf verlieren?"
„Glaubst du, ich werde den meinen verlieren?"
„Das kann kein Mensch nich wissen, Herr Boßchen. Ein halb Stundchen, eh er runterfällt, meinen die Leut immer noch, er sitzt fest, der Koppchen."
„Na, dann behalt man deinen Wasserkopp oben, Poneleitchen."
„Werd' ich, werd' ich, Herr Boßchen. Der Poneleit hat schon so vielen großen Herren hier oben die Briefchens gebracht. Sie sind jekommen, sie sind wieder jejangen, der Poneleit is jeblieben."
„Sag mal, du weiser Rabe, was gibt es Neues?"
„Nuscht neues, Herr Boßchen, die ehrlichen Leut haben noch immer Kummer und Not."
„Ich meine, was so im Lande los ist, du kommst doch viel rum."
„I ja, die Zijeunerchens sind wieder da."
„Betteln und stehlen, wie? Das ist ein altes Lied."
„Aber daß wir vom Staat zu Fuß jehen, und die Zijeunerchens motorisiert sind, das is neu, Herr Boßchen. Früher fuhr man der Herr Kaiserchen tatütata für unser Jeld, heut sinds die Zijeunerchens. Aber ich will nuscht jesagt haben, das kommt von der fortschreitenden Menschlichkeit."
„Aber du mußt doch zugeben, daß ich auch vielen anständigen Leuten geholfen habe."
„Jeb ich ja zu, jeb ich ja zu."
„Warum reibst du mir dann die verfluchten Zigeuner unter die Nase?"
„Herr Boßchen, das is man so: wenn der Poneleit 50 Jahre treu und brav die Post auf den Berg schleppt, und nie is was passiert, aber einmal, ein einzig Malchen, verliert er ein Briefchen, gleich wird er bei den Ham-

melbeinchens jenommen. Und so is das auch mit dem Herrn Boßchen. Hundertmal richtig und einmal falsch, schon jeht das Geschrei los."
„Und du schreist mit."
„Bloß, wenn der Herr Boßchen mich fragt. Sonst sag ich nuscht, nur Jutes über Herrn Boßchen. Ich weiß ja doch, wie der Herr Boßchen sich plagt." Damit legte er Briefe und Karten auf den Tisch.
„Ist das alles?" fragte der Boß. „Du hast da noch einen in der Hand."
„Ach, Herr Boßchen, den möcht ich Sie jar nich jeben. Wie ich den anfaßte, ist mir jleich kalt jeworden. Da is bestimmt nuscht Jutes drin."
„Ja, was hilft's Poneleit. Wer einmal a gesagt hat..."
„Ich weiß, ich weiß, muß auch -schloch sagen."
„Ach, wenn ichs doch dürfte, Poneleit! Aber ich muß immer grinsen, damit die Leut denken, es ist alles in bester Ordnung. Sonst lassen sie gleich die Ohren hängen."
„Muß der Herr Boßchen man jut für Wacholder sorgen."
„Na, da gieß dir noch einen ein, und dann laß mich in Ruh."
„Eine Frage noch, Herr Boßchen. Könnt ich nich statt dem Wacholderchen ein neues Brieftaschchen kriegen? Die Leut lachen ja schon über den Vater Staat."
„Kein Geld, Poneleit, kein Geld in der Kasse."
Poneleit seufzte. „Alle Leut kriegen Jeld, bloß der Poneleit nich. Na dann 'dschüs auch, Herr Boßchen, bis morjen."

AMADEUS, HACK HOLZ!

Kaum hatte der Boß den von Poneleit mit Ängsten überreichten Brief erbrochen, da zeigten sich Zornesfalten auf seiner kantigen Stirn.

„Lieber Amadeus!" hieß es da. „Du, das geht aber nicht, daß Dein Untertan Berti Köttgen auf meinem Ufer Frösche fängt und sie auf das Deinige huppen läßt! Sag nicht, das sei eine Lappalie! Das ist ein Symptom! Laß es also in Deiner bekannten Gutmütigkeit nicht dabei bewenden, dem Bengel die Hosen stramm zu ziehen, das Übel sitzt tiefer. Die Seele meiner Landsleute kocht bereits. Ich tue alles, um sie abzuwiegeln. Aber ich weiß nicht, wie lange es mir gelingen wird, sie hintanzuhalten. Sie sagen, es sei Dir mit der Verständigung nicht ernst, und Du habest den Berti absichtlich angestiftet, um Unfrieden zu säen. Was gedenkst Du zu tun, um den Schaden zu reparieren? Bitte umgehend Bescheid. Mit den besten Segenswünschen für Deine Gesundheit, in unwandelbarer Freundschaft mit herzlichem Gruß von Haus zu Haus

Dein alter getreuer

Pemf.

PS. Erinnerst Du Dich, daß ich Dir bei Deinem Amtsantritt versprach, mir von Dir 130 Ctr. Torf schenken zu lassen? Um der Welt ein Beispiel wahrer Verständigungsbereitschaft zu geben, reduzierte ich Dein

Geschenk auf 90 Ctr. Dies tat ich in der Erwartung, daß Dein Edelmut Dich bestimmen werde, mich an Großmut zu übertreffen, indem Du mir die restlichen 40 Ctr. unter der Hand zuschickst. Du wirst dies um so lieber tun, wenn Du bedenkst, daß ich diese 40 Ctr. sonst aus eigener Tasche bezahlen müßte. Bisher hast Du Dich leider noch nicht gerührt."

„O Poneleit, deine Nase!" knirschte der Boß und zerknautschte den Brief voller Wut, um ihn jedoch gleich wieder zu glätten, denn er war ein wichtiges Staatsdokument.

Mit starken Schritten ging er im Zimmer auf und ab, heftig gestikulierend und mit sich selber redend, bis Martha an die Wand klopfte, zum Zeichen, daß er den Teppich schonen sollte. Da aber jede Wut irgendwie raus muß, setzte sich der Boß an die Schreibmaschine und tippte, daß die Funken stoben, die Antwort, wie sie der Gott ihm eingab.

„Pemf, Du bist der größte Schuft, der mir je vorgekommen ist. Du weißt ganz genau, daß es sich bei den Fröschen um ein Kinderspiel handelt. Frösche! Du bist selber ein Frosch, rührst die Pampe im Tümpel auf und willst im Trüben fischen. Ewig hast Du zu quengeln und zu stänkern. Aus Fröschen einen politischen Fall machen! Man könnte sich totlachen, wenn's nicht zum heulen wäre. Aber das ist Deine Methode seit alters — bloß keinen Anlaß zum Streit verpassen. Gemach, ich werde Dir in die Suppe spucken. Erpressungsmanöver, weiter nichts. Im zivilen Leben schleifte ich Dich am Krawattel vor den Kadi, und Du würdest verknackt werden, daß Dir Hören und Sehen vergeht. Außerdem bist Du das Kamel, Pemf, das immer wieder das Gras abfrißt, das endlich über eine alte Geschichte gewachsen ist. Zum Donnerwetter, so laß doch den verdammten Krieg ruhen! Er ist ja schon gar nicht mehr wahr. Keinen Narring kriegst Du von mir, mein Lieber. Höchstens einen Tritt in den . . ., und so wahr Du jetzt weißt, was

ich von Dir denke, bin ich mit vielen freundlichen und herzlichen Grüßen von Haus zu Haus in alter unwandelbarer Freundschaft

Dein

Amadeus

„So. Steck dir das hinter den Spiegel, du alter Gauner." Damit sprang der Boß auf und „Martha, Martha, komm geschwind!" rief er die Getreue zu sich, um ihr den Brief des Kollegen Pemf und seine Antwort zu lesen zu geben.

„Herrlich, Amadeus", ließ Martha nach einer Weile das Blatt sinken, „bist du in deinem gerechten Zorn!"

„Aber?" fragte der Boß, den Unterton heraushörend.

„Ich fürchte, du läßt diesen Menschen zu tief in deine edle Seele blicken. Immer fein zierlich, Amadeus, das hat schon deine Mutter gesagt."

„Ich hab' eine Sauwut im Leibe", schnaubte der Boß mit unverminderter Lautstärke.

Martha als Hausfrau hatte den praktischsten Einfall bei der Hand. „Geh Holz hacken, Amadeus. Dabei kommen einem die besten Gedanken."

Da mußte der Boß aber doch lachen! „Und du sparst das Geld für die Arbeiter! Ich kenne dich, Liebling! Politikerin hättest du werden sollen — nichts ohne Absicht tun, immer andre für dich arbeiten lassen, und dich doch so stellen, als wäre es Liebe, Fürsorge und Menschlichkeit, wenn du andre Leute zu Sklaven machst. O Martha, Martha, habe ich dich durchschaut?" patschte er ihr auf die Schulter.

„Amadeus", blickte sie vorwurfsvoll zu ihm auf. „Du verkennst mich, ich will nur dein Bestes."

„...sagte schon mancher zur Welt, als er einen Krieg vom Zaune brach. Aber schon gut, schon gut, du hast recht."

„Ich habe immer recht. Aber wenn du gehst, bind' dir den Schal um, Amadeus, es sind bloß zehn Grad, daß du dich nicht erkältest!"
Damit trennten sie sich. Martha griff wieder zum Staubsauger, der Boß holte die Axt aus dem Keller.

Tsak, tsak, tsak, dröhnten die Schläge hinterm Haus. Dicke Brocken, schwere Brocken! Der Boß schwang die Axt wie ein Jüngling. Die Axt war scharf, der Arm war stark. Die Schneide blitzte, die Scheiter flogen. Mit jedem Schlag wurde dem Boß frischer ums Herz.
„Pemf", sprach er zum Klotz, „ich hau dich mitten durch! Teufel, ist der Bursche hart!" Tsak, tsak, tsak! „Du bist noch immer nicht klein? Druff! Siehste, das hat gekracht. Der nächste Herr bitte!"
Martha steckte den Kopf zum Fenster heraus. „Streng dich aber nicht zu sehr an, Amadeus."
Er lachte wie ein Junge zu ihr herauf. „So seid ihr Weiber! Mach mir das Holz klein, Amadeus, aber streng dich nicht an. Doch laß nur gut sein. Ich hab mich lange nicht so wohl gefühlt. Schlagen ist doch schöner als geschlagen werden. Man wird wieder Mensch. Und daran fehlt's in der Welt. Bloß, wiederschlagen sollte verboten werden, dann wär' das Regieren leichter. „Komm her, Olly", redete er einen neuen Brocken an, „auch du mußt Späne lassen, zack, zack, zack."
In Marthas Augen machte die Besorgnis freudigem Stolze Platz. Tut's nach, ihr Bosse in der ganzen Welt! So ein Boß wie mein Boß ist keiner von euch, ätsch!
Jetzt hatte der Boß die Opposition vor. „Ruhig, ruhig, mein Schweinchen, du Freier Demokrate du, nuckla nuck, ich tu dir ja nichts. Rums, siehst du, das saß, mitten durchgehauen. Idee — man muß die Klötzer spalten, dann lassen sie sich leichter verheizen. Wie primitiv doch eigentlich die politischen Methoden sind. Aber je einfacher, umso wirksamer. Wirst du gefälligst stille halten, Biest? Au!" Das war ein zu scharfer Schlag.

Wie der Blitz erschien Martha schon wieder am Fenster. „Hast du dir weh getan, Amadeus?"
Der Boß sog am Handballen. „Ein wenig ins eigne Fleisch geschnitten, Martha. Zu heftig mit der Opposition umgegangen."
„Das sollst du auch nicht, Amadeus", tadelte Martha. „Ein wenig Opposition tut dir ganz gut. Aber doch nicht mit dem Taschentuch, Amadeus! Gott, seid ihr Männer... Blut geht so schlecht aus der Wäsche. Denk doch ein bissel an mich. Warte, ich bring' dir Heftpflaster hinab, das klebt den Riß wieder zu."
Kaum geschehen, griff der Boß wieder zur Axt und bezwang seine Feinde, daß die Schweißperlen wie Sprühregen die umliegenden Beete netzten. „Nun", strahlte er Martha an, „was meinst du, wenn's mit der Politik nicht mehr geht, als Holzhacker...?"
Martha jedoch schätzte es wenig, wenn andre sich selber lobten.
„Tritt dir nicht auf den Schlips, Amadeus, mit deinem bißchen Gehacke. Perfekt bist du noch lange nicht. Auf so viel Zeitungen, wie ich zum anzünden dieser groben Klötzer brauchte, bist du garnicht abonniert. Kleiner hacken, Amadeus, feiner, hauchdünne Spänchen! Das gibt ein Feuerchen! Und ist so sparsam!"
Der Boß machte so ernste Augen, daß Martha hätte merken müssen, er führe etwas im Schilde. „Mir kommt eine Idee, Martha", blinzelte er. „Ich will doch eine Hochschule für Politik gründen. Du wirst Oberprofessorin. Lehrauftrag: Wie mache ich mit geringstem Kraftaufwand die größten politischen Feuerchen? Pemf z.B. versteht's aus dem ff. auch ohne Hochschule. Wir Narrotanier müssen's erst lernen. Denn bisher haben wir's immer erst dazu gebracht, daß unser eigenes Haus abbrannte, wenn wir anderen Feuerchen legen wollten. Aber ach, was rede ich? Wer lernen muß, wird niemals Meister."
„Nu hör doch endlich mit dem Unsinn auf, Amadeus.

Mir schiene ein Lehrstuhl ‚Wie lösche ich Feuer' viel wichtiger."
„Du bist und bleibst Narrotaniens heimliche Königin, der politische Kopf des Landes, Martha."
„Schäme dich, Amadeus", schmollte Martha, „mich so zu verspotten!" Und fühlte sich doch ein wenig geschmeichelt.
„Schu, Biesterzeug!" fuhr sie plötzlich den Hühnern nach, die ein Loch im Zaun gefunden hatten und in Nachbars Garten strebten. Dort wohnte der Herr Pastor, und der, das wußte Martha, konnte es gar nicht leiden, wenn fremder Leute Hühner an seinen Pflänzlein scharrten.
Der Boß aber, lachend über ihren Eifer, langte sich den Klotz Pemf noch einmal vor. „Nase und Ohren schneide ich dir ab, du Heimtücker! Zack, zack, zack! Dich werde ich lehren, zack, Geizkragen, Torfklauer, zack, zack, zack. Kleinholz mach ich aus dir, Haderlump, du ganz verdammter, elender, miserabler ..."
„Amadeus, Amadeus!" kam da Martha um die Ecke geschossen. „Ein Herr ist da und will dich sprechen."
Ehe der Boß noch den Mund öffnen konnte, um genauere Personalien zu erfragen, bog der Fremde schon um die Hausecke.
„Pemf!" jubelte der Boß und schlug noch schnell mal die Axt in den Klotz, den er eben bearbeitet hatte, und „Amadeus!" jauchzte der Ankömmling, und schon lagen sich die beiden würdigen Herren gerührt in den Armen.
„Alter Freund", schlug Pemf dem Boß auf den Rücken, und „Wie mich das freut!" vergalt ihm der Boß mit gleichem.
„Martha, gestatte, daß ich dir vorstelle: mein Jugendfreund und uneigennütziger Kampfgenosse um die Erhaltung dessen, was wir Frieden nennen! Paul, Paul", rief er nach oben, „komm sofort runter mit dem Apparat, dieser welthistorische Moment muß festgehalten werden."

„Er ist ja schon vorbei", antwortete ein sechzehnjähriger Schlagetot, der von oben durch die Gardinen gelinst hatte.
„Macht nichts, wird wiederholt", befahl der Boß, und während Paul die Treppe herunterpolterte, gab der Boß rasch einige Anweisungen. „Du bleibst doch zu Mittag, lieber Pemf? Ausgezeichnet! Was hast du Gutes für unsern Gast, Martha? Kartoffelsuppe mit Speck? Vorzüglich! Pemf, mach nicht so ein enttäuschtes Gesicht, ich weiß, Kraniche mit Blaubeeren wären dir lieber, aber wir sind im armen Narrotanien, und wenn ich zum Gegenbesuch komme, sag ich auch nichts gegen deinen verfluchten Cidre. Ja, wir sind ein armes Land geworden seit der letzten Katastrophe, d.h. dank der verbrecherischen Politik meines Vorgängers, das ist immer inbegriffen, auch wenn ich es nicht ausdrücklich betone. Und Wein, Martha, Pemf liebt einen guten Tropfen."
„Von dem zu 2,50 die Flasche oder zu 3,25?" wisperte Martha, nur den feinen Ohren des Boß hörbar.
„Martha, was für eine Frage! Vom besten, was uns die Befreier übriggelassen haben! — So, Paul, da bist du ja. Komm, Pemf, zur Aufnahme bitte. Genau wie vorhin." Die beiden Herren ahmten sich selber nach, wie sie eben auf einander herumgeklopft hatten.
„Mon vieux!"
„Lerge!"
Und Paul korrigierte: „Monsieur, bitte nicht das Gebiß so fletschen, die Narrotanier denken ja, Sie wollten sie fressen. Und Opa, bitte kein so mokantes Lächeln, vorhin ist dir's besser gelungen. Achtung Aufnahme, eins, zwei ..."
„Halt!" schrie Martha hinzustürzend. „Die Axt!! Die Axt muß aus dem Hintergrund weg. So, jetzt ist's prima!"
„... drei", sagte Paul und schoß.
Da Pemf mißtrauisch nach dem Mordinstrument schiel-

te, fühlte sich der Boß zu einer Erklärung veranlaßt. „Ich war nämlich grade ein paar Holzköppe am auf am klopfen, aber es war wirklich nur Holz drin, durch und durch Holz. Übrigens, kennst du den jungen Mann hier noch? Mein Enkelsohn Paul. Als wir uns das letzte Mal sahen, lag er noch in den Windeln, und jetzt, welch ein Lulatsch! Ja, ja man wächst ran. Er ist mein Hof- und Leibfotograf, mußt du wissen. Die Narrotanier zetern zwar wegen Hausmachtspolitik und Ausnützung der Staatstellung, aber der Junge muß halt auch sehen, wie er sich sein Studium verdient. Opa kann nicht alles bezahlen."
Pemf machte verwunderte Augen. „War es dir nicht möglich, seine Eltern in gute Position zu bringen, bei deinem Einfluß ...?"
Über des Boß Gesicht huschte ein Schatten. „Leider. Flugzeugkatastrophe, das heißt — durch das, was Flugzeuge manchmal fallen lassen. Beide. Vater und Mutter", und während Pemf mitfühlend den Arm seines Freundes drückte, fuhr dieser fort: „Tja, das läuft so nebenher. Man muß sehen, wie man damit fertig wird. Welch ein Segen, daß es soviel sorgenbrechenden Ärger gibt. Na, du weißt ja auch Bescheid ..." Pemf nickte betrübt. Doch der Boß ließ keine wehmütige Stimmung aufkommen. Er faßte den Gast unter. „Tritt ein, bring Glück herein, Grübeln führt zu nichts. Das Leben ist so oder so, sagt ein Schlager. Für uns ist's so u n d so. Vorsicht, der Stein hier ist etwas wacklig", mahnte er in ehrlicher Besorgnis, als er sah, wie mühsam Pemf das rheumatische Bein hob. Dabei unterließ er nicht, Paul zuzuzwinkern, daß er dies rührende Bild knipsen sollte. Paul schoß und grinste befriedigt: „Unter 20 M geb ich das nicht ab, das nicht!"
Martha hatte sich selbst übertroffen. In fliegender Eile war die Tafel gedeckt, waren Blumen zwischen die Teller gestellt, und daß ein Sonnenstrahl — ja die Organisation klappt noch immer in Narrotanien — sich

durchs Fenster wagte, machte die Atmosphäre noch einladender. Pemf, der alte Schwerenöter, zögerte nicht, der Hausfrau die schmeichelhaftesten Komplimente zu machen, so daß das späte Mädchen in holder Scham errötete.

„O bitte, Herr Pemf, nein, was Sie für einen komischen Namen haben, o bitte sehr, das ist doch selbstverständlich bei einem so werten Gast..."

Schon wollte der Boß nach der Suppenkelle greifen, um nach patriarchalischer Sitte auszuteilen, da traf ihn der strafende Blick seiner Gestrengen.

„Ach so", senkte er schuldbewußt den Kopf und faltete gehorsam die Hände, denn Martha sprach das Tischgebet. Das ließ sie sich nicht nehmen, obwohl sie wußte, daß dem Boß jede Äußerung frommer Gefühle verhaßt war und er außerdem der ketzerischen Meinung anhing, daß er sich sein Essen selber verdient habe, schwer genug. Dann aber griff er mit den Worten: „Es ist nämlich bei uns in Narrotanien stillschweigendes Gesetz, vom Recht auf freie Glaubensäußerung vorsichtshalber keinen Gebrauch zu machen", zur Kelle. Dies patriarchalische Amt ließ wiederum er sich nicht nehmen. „Nur zur Dokumentation", scherzte er zu Pemf hinüber, indem er ihm den gefüllten Teller reichte, „wer der Herr im Hause ist... Früher, als meine Frau noch lebte, tat das meine Frau... Was machst du für ein ängstliches Gesicht, Pemf? Hab' ich dir zuviel aufgeladen? Ach was, friß Vogel oder stirb."

„Er fürchtet", wandte sich der Boß an Martha, ehe sich diese in ihrer Hausfrauenehre gekränkt fühlen konnte, „unsre narrotanische Hausmannskost wird ihm zu schwer im Magen liegen."

„*Mon dieu*", parierte Pemf achselzuckend, „wenn du es so nimmst — wir haben schon manchen Bissen verdaut, wir von jenseits eures vielbesungenen Stromes..."

„Vielen Dank, Pemf", verbeugte sich lächelnd der Boß. „Ich entnehme deinen Worten, daß ihr uns wenigstens

diesen lassen wollt. Aber reden wir nicht von Politik."
„Ick hab aber in der Schule jelernt", mischte sich Paul ins Gespräch, „det bei Festessen immer Politik jemacht wird. Da hätten, sagt unser Geschichtspauker, die Diplomaten soviel mit Kauen zu tun, dat sie..."
Er erntete einen strafenden Blick seines Großvaters. „Erstens, mein Lieber, spricht man nicht mit vollem Munde, und zweitens haben kleine Jungens in Gegenwart von Erwachsenen hübsch brav ihr Schnäbelchen zu halten."
Paul zog einen beleidigten Flunsch. „Man wird doch wohl noch seine Meinung äußern dürfen. Immer meckert ihr Alten, daß die Jugend kein Interesse für Politik hat, aber wenn sie dann mal — gleich kriegt man auf die Schnüß. Na ja, is aber ooch wahr! Wat soll se denn eigentlich, die sonnige Jugend! Maul halten und weiter dienen." Er war ehrlich gekränkt.
„Sind eure Bengels auch so frech?" wandte sich der Boß an den Gast, der dieser kleinen Familienszene mit innigem Vergnügen gefolgt war.
„O, wir können nicht klagen. Aber es ist ein Zeichen von Lebenskraft."
„Und auf die Lebenskraft", hob der Boß sein Glas, „da wull wi eenen nehmen. Zum Wohle, lieber Pemf, auf eine friedliche Zusammenarbeit unsrer Länder!"
„Ganz deiner Meinung, lieber Freund", tat Pemf Bescheid, „und wenn es Opfer kosten sollte."
Als er das Glas absetzte, richtet der Boß einen strafenden Blick auf Martha. „Martha, es ist ein saurer Krätzer!"
Martha kriegte einen roten Kopf. „Die Uralier neulich", hauchte sie.
„...haben wieder das Beste gekriegt", versuchte der Boß die Situation zu retten. „Ach Pemf, was habt ihr... Verzeihung, was haben wir angerichtet! Die östliche Welt saugt uns nicht bloß den Wein aus dem Keller..."
Pemf, hätte ihm Paul von unten her eine Nadel durchs

Stuhlkissen in die Sitzfläche getrieben, hätte nicht schmerzvoller hochspringen können als bei diesen Worten. Wild gestikulierend, wie man es ihm bei seinen immerhin 90 Jahren nicht zugetraut hätte, lief er im Zimmer auf und ab, sich in unbeherrschten Schimpfreden über die Hinterhältigkeit der östlichen Tyrannen ergehend, die nichts als Menschenfang im Sinn hätten, und alles heimlich täten, während die atlanto-narrotanische Presse immer sofort alle Karten aufdecke.
„Amadeus, ich rate dir gut", beschwor er den Freund, „nimm dich in acht! Jetzt tun sie dir schön, aber eines Tages werden sie dich fressen."
„Und dann wär's um dich geschehen, Pemf."
„Nun", sagte Pemf, „da sind wir schneller mitten drin, als ich wollte. Ich bin nämlich gekommen, die leidige Geschichte mit den Fröschen aus der Welt zu schaffen."
„Martha, einen Mokka!" befahl der Boß. Während Martha rannte, setzte sich Paul mit seinem Apparat in Positur. „Nu bin ick in der Tat jespannt wie 'n Fiedelbogen, nu wird's weltpolitisch interessant."
Pemf, wieder auf dem Sofa, rückte ganz nahe an seinen Gastgeber heran. „Amadeus, du weißt, daß ich dir und den Narrotaniern nur das Beste will.
„Dein Bestes", verbesserte der Boß sachlich.
„Ich bitte dich, laß die alte Angriffslust! Sie ist euch schon mehrfach übel bekommen. Tatsache ist, uns fehlen 50 Frösche, eine genaue Bestandsaufnahme hat es ergeben."
„Und mir 90 Ctr. Torf, aber deswegen keine Aufregung, lieber Pemf. Narrotanien hat übergenug von diesen quakenden Burschen, ich gebe dir 100, dann hast du, was du willst und noch mehr dazu, und kannst außerdem vor deine Narrotanier hintreten: ‚Seht, wie ich die von drüben zur Buße gezwungen habe. Das tat die Gewalt meiner Persönlichkeit.' Welcher Erfolg, und mir tuts nicht weh. Und wenn du es zu deinem Prestige brauchst, geb ich dir einen Entschuldigungszettel dazu."

„Nu laß mich mal reden, Opa", meldete sich Paul zum Wort. „Du bist wiedermal von keener Sachkenntnis jetrübt." Er habe gestern mit ein paar Kameraden einen Radausflug gemacht, um jenen historischen Schauplatz zu besichtigen. „Ick wollt's dir jestern schon sagen, aber ihr, ja du und Tante Martha, habt mich wieder nich zu Worte kommen lassen. Da sind keene Frösche mehr, Opa."

„Wie?" riß der Boß die Augen auf.

„Da is ooch keen Bach mehr."

„Was?"

„Findest du nicht, Amadeus", warf Pemf ein, der sichtlich unbehaglich in seiner Sofaecke hin und herrutschte, „daß die Anwesenheit der Jugend etwas störend auf unsere Beratungen wirkt?"

„Nee, nee, der Sache muß ich auf den Grund gehen. Kein Bach mehr, sagst du, Paul?"

„Keen Bach mehr, Opa, so wahr ick hier sitze, bloß ne ausgetrocknete Pißrinne."

„Paul!" empörte sich Martha. „Was für ein Jargon! Mit wem verkehrst du? Bei uns hörst du solche Worte nicht!"

„Is aber unbekleidete Tatsache, Tante Martha. Aber weiter oberhalb, da wo der Bach den Bogen macht, sieh mal da, Opa", er malte mit dem Löffelgriff aufs Tischtuch, was Martha mit Schmerzen bemerkte, „da, wo dem ollen biederen Köttgen seine Felder anfangen, da haben sie von drüben her einen neuen Graben jezogen, und da läuft nu det Wasser rin."

Jetzt war es am Boß aufzuspringen und wild gestikulierend im Zimmer auf und ab zu rennen. „Pemf!" rief er und blies den Rauch seiner Zigarre gefährlich in die Luft. „Ist das wahr? und wer hat das getan?"

Wenn Pemf nicht ausgesehen hätte wie ein wurmstichiger Pinguin, hätte man sagen können, er habe sich unter des Bossen Zornesblicken gewunden wie ein Aal. „O lala, kleine *‚rectification'*, vorübergehende Angelegen-

heit, nur ein wenig Wasser auf unsre Mühlen, geht wunderbar in Ordnung."
„Das ist Diebstahl, Pemf, gemeiner Diebstahl!"
Pemf hielt sich die ungeheuer ausgebildeten Ohrwascheln zu. „O, was habt ihr eine brutale Sprache. *Corriger la fortune,* dieser euer Dichter hat uns besser verstanden."
„Heimtücke, Hinterfötzischkeit!" tobte der Boß. „Weißt du, was ihr seid, eine Räuberbande seid ihr, und du bist der Räuberhauptmann."
Pemfs Gesicht nahm einen abgefeimten Ausdruck an — knips machte Paul — „Ah, sieh da", höhnte er, „die Töne kennen wir! Mit Kürassierstiefeln auf dem Ehrgefühl der ältesten Kulturnation Narropas herumtrampeln..."
„Nu dreht er die janze Jeschichte um", tönte Paul aus dem Hintergrund. „Die Masche muß ick mir merken, wenn ick mal wat ausjefressen hab."
„Diese unflätigen Ausdrücke, Boß!" jammerte Pemf. „Man kann als gebildeter Mensch wahrhaftig nicht mit dir verkehren. Boß, sei kein Frosch! Wegen der drei Tropfen Wasser bringst du Narropa wieder an den Rand eines Krieges, genau wie der dreimal verfluchte weiland Tyrann, ha, er ist nicht tot, er lebt in dir! Wenn ich das unserm Oberboß sage..."
„Petzen will er ooch noch!" brammelte Paul.
„Ich werde es sagen!" warf sich der Boß in die Brust. Jetzt legte Pemf die rührselige Platte auf. „Schau doch mal, lieber, guter, vernünftiger Amadeus", tat er dem Freund den Arm um die Schulter, „wir brauchen das Wasser doch so nötig. Wir haben doch ein Interesse an eurem Wasser. Freu dich doch, daß wir Interesse haben. Wie sähe die politische Lage aus, wenn wir an euch desinteressiert wären? Die Uralier hätten euch längst verschluckt."
„Wunderbare Rechnung, Pemf! Wir brauchen das Wasser etwa nicht? Was wird aus Köttgen, der dort seine Felder hat?"

„Gibst ihm halt einen andern Acker. Mein Gott", er stützte den Kopf voll beinahe echter Verzweiflung in die Hände, „wenn ich das zu Hause meinem Personal erzähle, wie bei euch ein Gast behandelt wird. Wegen so einer Lappalie! Jetzt mißgönnt ihr uns das schäbige Wasser, morgen vielleicht die Luft."
Zum Glück, ehe der Boß antworten konnte, brachte Martha den Kaffee.
„Ah, das tut wohl", schlürfte Pemf hörbar das heiße Getränk. „Meinen Glückwunsch, teuerste Hausfrau, Sie haben einem alten Mann das Leben wiedergegeben. Amadeus, lassen wir den Bach ..."
„Nein", sprang der Boß mit wildem Entschluß aus dem Sofakissen. „Wir lassen den Bach nicht! Lokaltermin!"
Martha mochte um den ungetrunkenen Kaffee jammern, soviel sie wollte, Pemf noch so mitleiderregend sein rheumatisches Knie reiben, der Boß blieb hart wie Prinz Eisenherz. Paul schnallte den Rucksack mit Fressalien um, und fort ging's zur Haltestelle der Omnibuslinie Hauptnarro — Klein Köttgenrath.

LOKALTERMIN

Bauer Köttgen war grade bei seinem Haus ein Loch am graben, aus dessen Tiefe er strohtrockne Lehmschollen zutage schmiß.

„He", beugte sich der Boß, mit Pemf, Paul und Martha in die Hofeinfahrt biegend, über die Grube. „Sind Sie der Bauer Köttgen?"

„Das werde ich in Bälde gewesen sein", kam's dumpf aus der Tiefe.

„Nanu?" fragte der Boß.

„Weil ich Gold suche, aber keins finde. Gold — das heißt für uns Wasser."

Der Boß warf einen langen, sehr vorwurfsvollen Blick auf den neben ihm stehenden Pemf, dem dieser geflissentlich auswich. „Kommen Sie bitte herauf, Herr Köttgen. Hier oben steht die Regierung und blickt mit Vaterauge auf die notleidende Landwirtschaft."

„Nicht möglich", höhnte die Stimme aus der Tiefe. Dennoch kletterte Köttgen ans Tageslicht.

Mit dem ganzen Charme, der ihm in solchen Situationen zur Verfügung stand, stellte der Boß vor. Erst sich selber: Amadeus Schleierweber, von Narrotanien Boß. Dann: Herr Pemf, genannt Gallus, ein großer Liebhaber von Fröschen — Köttgen betrachtete diesen Gast kritisch — „und das ist Fräulein Martha, mein wandelndes Gewissen, und hier Paul, mein zahlloser Enkel."

„Wilhelm Köttgen", sagte der andre schlicht, gab jedem die Hand und fragte, womit er dienen könne.

Der Boß wünschte, über die Felder geführt zu werden.

„Pappa, darf ich mit?" krähte ein Stimmchen aus der Ecke, wo die Hundehütte stand, und aus dem zottigen Fell des ungarischen Steppenhundes löste sich eine kleine Gestalt.
„Ah Berti!" lachte der Boß. „Nu, da komm doch mal her, mein Kerlchen. Kennst du mich? Was für ein langer Onkel, da staunst du, wie? Onkel hat dir auch was mitgebracht. Magst du das?" Damit reichte er dem Stips, der mit großen Kinderaugen zu ihm emporsah, eine Tüte Bonbons. „Du bist doch der Berti, gelt?"
Das Bürschchen nickte.
„Wie sagt man?" mahnte der Vater streng.
„Ich bedanke mich auch", sagte Berti, gab unerschrocken die Hand und machte einen Diener.
„Brav gelernt", lobte der Boß und fuhr dem Kind über den Scheitel. „Nun, lieber Pemf, was sagst du zu dem Übeltäter? Geh, Berti, gib auch dem andern Onkel die Hand. Er ist nicht so bös, wie er ein Gesicht macht."
Berti aber, gegen seine sonst zutrauliche Gewohnheit, schmiegte sich an den Vater. „Der hat den vielen Männern gesagt, sie sollen uns Wasser stehlen", zeigte er auf Pemf.
„Und was hast du uns gestohlen?" fragte Pemf, und hielt es für gut, seine Worte mit dem Blick eines Großinquisitors zu begleiten.
Man sah, wie Berti allen Mut zusammennahm, als er antwortete: „Ich habe sie alle wiedergegeben, und noch viele dazu." Er meinte die Frösche.
Pemf traten die Schweißperlen auf die Stirn, denn unverwandt sah er die strahlenden, klaren Kinderaugen auf sich gerichtet.
„Ah, meine Grenzwächter..." machte er dann, „...vielleicht ungenauer Bericht...?" Nein, er hatte nicht den Mut, die Froschpolitik fortzusetzen, und der Boß dachte vornehm genug, das Thema fortan auch seinerseits nicht mehr zu berühren. Doch tätschelte er noch einmal Berti über den Schopf.

„Ich will zu dem da", zeigte Berti auf Paul.
Der Boß aber wollte jetzt sehen, wo den Bauern Köttgen der Schuh drückte, während Pemf fand, die Mission sei doch eigentlich erledigt, da er stillschweigend auf die Frösche verzichtet habe.
„Mitnichten", strahlte der Boß. „Martha, gehst du mit?"
Ihr mütterlicher Instinkt hatte Martha zielsicher in den Stall zu dem kranken Eselchen geführt, dem Frau Köttgen grade eine blutige Druckstelle auf dem Rücken mit Arnikaspiritus einrieb. Auf den Ruf ihres Herrn trat sie, das Langohr liebreich umhalsend, auf den Hof. „Amadeus, darf ich dir vorstellen? — Dies ist Baldewein. Es wird sich lohnen, mit ihm Freundschaft zu schließen."
Doch der Boß hatte vorerst mit Eseln nichts im Sinne. „Ob du mitkommst, will ich wissen", rief er ungeduldig.
Natürlich war Martha mit von der Partie — wann hätte sie auch ihren Herrn und Gebieter einen Schritt allein tun lassen, wenn's zu vermeiden war? Und so zog man los. Köttgen und Boß vorneweg. „I-a!" gab Baldewein seinen Segen.
Der Weg war heiß, und die Sonne stach, das Oberhemd war schwer. Es war kein bequemes Marschieren. Pemf stöhnte, weil ihn der Schuh drückte und er Mühe hatte, den Schritten der beiden langbeinigen Vordermänner auf seinen kurzen Stampern zu folgen.
„*Quelle bêtiserie!*" knirschte er ingrimmig. Auch die geistlose Unterhaltung, die hinter ihm geführt wurde, war wenig nach seinem espritlüsternen Geschmack.
„Kann dein Opa auch so weit Steine schmeißen wie mein Pappa?" fragte Berti, der neben Paul herstolperte, aber seine Hand nicht aus der Hand des großen Freundes ließ. „Warum hat der alte Mann da vor uns einen so dicken Popo wie meine Oma?" Pemf zuckte schmerzlich, denn er war eitel und tat sich auf sein gutes Aussehen immer etwas zu gute. „Steckt der liebe Gott die frechen Leute in die Hölle, wenn sie uns Wasser stehlen?" Auch das war nicht grade Musik in Pemfs Ohren. Er wäre

gern schneller gegangen, um aus dem Bereich dieses Gespräches zu kommen, aber das erlaubte sein kurzer Atem nicht. Schnaufend ließ er sich auf einem Grenzstein nieder und wischte den Schweiß von der tropfnassen Stirn.
„Macht der alte Mann schon schlapp?" fragte Berti im Vorübergehen.
Pemf empfand schmerzliche Stiche, denn er gehörte zu denen, die sich nicht eingestehen wollen, daß sie altern. Doch er mußte noch mehr hören, denn Paul tönte mit Absicht vernehmlich: „Det hilft ihm alles nischt, den hat mein Opa in den Krallen."
„Hat dein Opa Krallen?"
„Manchmal schon, aber so mit Samt drüber, weißt du, daß man sie nicht gleich sieht."
Nun kam auch Martha heran, die sonnenbeschirmt das Schlußlicht machte. „Ist Ihnen schlecht?" blieb sie vor dem Erschöpften stehen.
Pemf drückte die Hand auf den Magen.
Martha konnte wehleidige Männer nicht leiden. „Ach was", kommandierte sie. „Auf!"
Pemf, wenn ihm jemand befahl, wurde bockig. „Waren Sie früher mal Feldwebel?" fragte er ungalant.
„Nee, Arbeitsdienst." Plauz, da hatte er's weg.
„Drum", seufzte er gottergeben und erhob sich mühsam auf krummen Knien. Ja, die Vergangenheit, die Vergangenheit! Man denkt immer, sie ist tot, wenn sie beerdigt wurde. Ja, puste! Sie zappelt allerwege durch die Gegenwart. Doch einer Frau konnte Pemf nicht dauerhaft zürnen, das lag seit Generationen so in ihm. Daher bot er Martha den Arm. „Gern, Herr Pemf", nahm diese an. „Es ist auch besser so, da kann ich Sie stützen." Ach, Pemf hatte heute einen unglücklichen Tag. Er war ein Mensch des Salons, die Natur ihm feindlich. So strauchelte er an Marthas Arm unter dem Schirm, der grünliche Schatten auf seine ‚hohe' Stirn warf, den endlosen Feldrain entlang, dorthin, wo der Boß und Köttgen, das Gelände überschauend, schon standen.

„Nun?" fragte der Boß, als Pemf mühsam den Erdhaufen erklomm, und wies auf das leere Bachbett.
„*Tiens!*" erwiderte Pemf und zeigte mit großartiger Gebärde in die gegenteilige Richtung, wo sich Köttgens Felder dehnten.
Ein paar kümmerliche Tümpel war alles, was vom gewesenen Bachlauf zeugte. Etwas weiter zur Linken aber ergossen sich die Fluten in einen Kanal, der sie, genau dort, wo Köttgens Felder begannen, nach drüben ablenkte. Man sah, wie Kinder dort Schiffchen schwimmen ließen, während ein Lastkahn behäbig des Weges zog.
„Willst du mir nicht erklären?" wandte sich der Boß strengen Blicks an Pemf, und die Zornesader schwoll ihm auf der Stirn.
Aber auch Pemf, obwohl er auf einem Erdhaufen stand, wußte sich auf dem politische Parkett zu bewegen. Der betreffenden Gegend den Rücken zukehrend, ließ er sich zu Boden gleiten, drückte die Hand gegen den Bauch und stöhnte: „O mein Herz, mein armes Herz ... die Kartoffelsuppe!"
„Der Bach vertrocknet, die Felder verdurstet, der Grundwasserspiegel gesunken ...!" tobte der Boß.
„O meine Füße", ächzte Pemf, sich des rechten Schuhes entledigend und die schmerzende Zehe reibend. „Was für Wege führst du einen armen, kranken, alten Mann ..."
„Jib ihm 'nen Cognac, Tante Martha", rief Paul aus der Tiefe des Grabens, wo er sich mit Berti vergnügte. „Ick hab schon jewußt, warum ick die Buddel injestochen hab. Det der Theater machen würde, war mir klar wie Klärchen." O, diese Jugend, herzlos und roh!
Eilfertig und voll mütterlicher Sorge um den Erkrankten, hob Martha die Flasche aus dem Rucksack und servierte Pemf ein paar Schlucke aus dem Schraubdeckel. Pemf verdrehte die Augen vor Wollust, als der Cognac durch seine Kehle rann. „Martell!" kaute er wonnevoll nach.

„Mir nichts, dir nichts, bei Nacht und Nebel das Wasser abzapfen..." wütete der Boß noch immer.
Pemf ergriff die Cognacflasche und hielt sie gegen das Licht. „Noch zur Zeit des sagenhaften Tyrannen geklaut, wie? O, in Überfällen waren deine Vorfahren geübt, Amadeus. Wie könnten wir das vergessen?!"
Paul, obwohl er mit Berti Wasserkühe fing, hatte das wohl gehört. „Raubkriege, Napoleon", schrie er erbost hinüber.
„O la la, das sind alte Geschichten", wehrte Pemf ab. „Wer denkt noch daran! Ich muß mich wundern, Amadeus, daß deine Schulen noch derartige chauvinistische Lehren verbreiten. Wir werden einen Kongreß zur Reinigung deiner Schulbücher einberufen müssen."
Der Boß hatte im Augenblick keine Meinung dafür. „Jetzt ist vom Wasser die Rede, das du Köttgen geklaut hast."
„O mein Kopf..." wimmerte Pemf zusammensinkend. „Ich kriege den Sonnenstich. Und du bist schuld mit deinem verdammten Wasser..."
Der Boß ballte die Fäuste, weil er so garnicht vorankam. „Du hast meinen Bauern ruiniert", schrie er, ganz undiplomatisch im Ton.
Pemf hielt sich die Ohren zu. „Was schadet das ihm schon. Er ist stark und kräftig wie nur je einer deiner Berserker. An mich denkst du garnicht... Mein Herz, meine Füße, mein Kopf, ich werde sterben..." Und schon machte er Miene, alle Viere von sich zu strecken.
Nein, der Boß kam nicht vom Flecke mit ihm. Er wußte wohl, das war Pemfs Rache für die mißlungenen Frösche. Es bedurfte eines zweiten Cognacs, um ihn zugänglicher zu machen. „Ich verstehe gar nicht, Amadeus, was du eigentlich willst — ich hab mir das Wasser doch bloß geborgt. Da unten" — er zeigte an den nördlichen Horizont — „geb ich's dir ja wieder!"
„Hin!" befahl der Boß grimmig, das war sein Gegenschlag. Ohne auf Pemfs Klagen zu achten, führte er die

Gesellschaft im Flußbett der bezeichneten Stelle zu. Wieder so ein mühevoller Marsch!
Den beiden Jungen zwar war's eine Wonne, durch die Pampe zu waten. Köttgen trug Stiefel, dem Boß blieb's egal, wie am Abend seine Schuhe aussahen, und Martha folgte ihrem Herrn ohnehin durch dick und dünn. Aber Pemf! Er hatte Lackschuhe an. Auch daß er die scharfgebügelten Hosenbeine aufkrempelte, um sie nicht zu beschmutzen, gedieh ihm zum Nachteile, denn Bertie, scharfäugige, wie Kinder sind, stellte gleich wieder törichte Fragen: warum der Onkel denn Stachelbeerbeine habe, und ob es ihm nicht weh täte, wenn die Stacheln so durch die Haut piekesten...
Pemf knirschte. Es war eine Schande, daß der Boß diese offensichtliche Verhöhnung eines Gesandten nicht unterband. Auch stach ihm die Sonne, die jetzt um die Mittagszeit fast senkrecht in die schattenlose Bachrinne fiel, nun wirklich empfindlich vors Hirn. Er feuchtete das Taschentuch an und bedeckte sein Haupt. So taumelte er mehr, als er ging, den heißen Weg entlang und verfluchte seinen Wasserdurst und die Initiative, die ihn hierher getrieben hatte.
„Amadeus", keuchte er von hinten.
Der Boß verdoppelte die Länge seiner Schritte. Das war ein diplomatischer Fehler, denn Pemf wäre in diesem Augenblick bereit gewesen, alle Ströme der Welt in diese verfluchte Rinne zu leiten, nur um, anstatt darin zu waten, obendrauf Böötschers zu fahren. Aber des Bossen schweigender Hohn, und daß er derart seine überlegene Rüstigkeit zur Schau trug, erbitterten Pemf und kescherten die letzten Reserven aus ihm heraus.
„Über die Sache hätte sich reden lassen", brammelte er vor sich hin. „Aber die Methoden, deine Methoden sind undiskutabel!"
Auch unter den Tritten der Vorangehenden quatschte und schluchzte der Schlamm, so daß Pemf nicht hören konnte, was der Boß antwortete.

„Eine Verständigung mit dir ist unmöglich", gab er deshalb nach vorn durch.

Endlich, endlich standen sie auf dem Damm, der Pemfs neugegrabenen Wasserlauf von dem toten Bett abriegelte. Auch hier ließen Pemfs Kinder die Schiffchen schwimmen, segelte Pemfs Lastkahn behäbig zu Tal. Man brachte den schwer atmenden Pemf auf die Krone des Deiches, indem Tante Martha, auf den Sonnenschirm gestützt, den alten Mann an den Händen hochzog, Paule von hinten schob und Berti, eine Weidengerte schwenkend, hüo und hü rief.

Da standen sie nun und betrachteten die anmutige Gegend. Köttgen, kein Freund vieler Worte, zeigte mit ‚hier' und ‚da' auf den Gegensatz im Zustand der Felder. Kein Zweifel, seine Äcker standen durstig, einer staubigen Wüste gleich, auf der jeder Halm nach Wasser schrie, unter der Sonne, während nach der andern Seite hin strotzende Fülle für flüssige Nahrung zum Himmel dankte. „Es ist ein Jammer", sagte Köttgen. „Das arme Getreide." Von sich sprach er nicht.

Pemf aber nahm dergleichen nicht wahr. Seine Augen schweiften trunken in die Ferne. Hirn und Nerven erfüllten sich mit frischer Kraft.

„Amadeus, du regierst ein herrliches Land! Ich habe dir einen konstruktiven Vorschlag zu machen."

Dem Boß wurde schwül, denn er kannte Pemfs Konstruktivismus aus persönlicher und historischer Erfahrung. Aber ehe er in erneute Anklagen über die Zerstörung der Köttgenschen Äcker ausbrechen konnte, war Pemf in Fahrt.

„Sieh mal", sprudelte er, indem er sich in des Bossen Ärmel verkrallte und mit der freien Linken gen Nordwesten zeigte. „Der Acker, den deine Narrotanier dorten bebauen, wölbt sich wie eine Frauenbrust in mein Gebiet vor. O, Pardon, Gnädigste", unterbrach er sich, als er Tante Martha entrüstet mit der Schirmspitze klopfen hörte. „Halten Sie mich nicht für einen Schwerenöter!

Es ist die Form dieser Landschaft, die solche kühnen Vergleiche herausfordert. Und, erlauben Sie einem Begeisterten, es auszusprechen, bei uns daheim gilt es nicht als Schande, wenn eine Frau schöne ..."
Wieder klopfte Tante Martha mit dem Schirm, und auf ihrer Stirn zeigten sich deutliche Unmutsfalten.
Pemf machte die Gebärde eines Mannes, der sich unverstanden fühlt. „Meine Augen sehen halt überall ... es ist meine Art ... eh, eh, was wollte ich doch?"
„Uns 'n Stück Grenzland klauen", half Paul aus dem Hintergrund ein.
„Pfui, welch ein Wort! Wir werden arrondieren, Amadeus. Auch vom praktischen Standpunkt — wieviel Grenzpersonal, Überwachungskosten etc. würden gespart, wenn hier", er bewegte den kurzen Arm wie ein Lineal durch die Luft, „die Grenze schnurgerade nach Norden ginge, anstatt hier ..."
„... diese lächerliche Birne zu machen", ergänzte der Boß, wofür er einen dankbaren Blick Marthas und einen begeisterten Armzwicker von seiten Pemfs erntete.
Nur Paul hatte zu meckern. „Wat hab ick jesacht? Kleene Grenzberichtigung, weiter nischt." Merkwürdigerweise erfuhr er diesmal keine Zurechtweisung durch seinen Opa.
Der Boß, noch weiter in die Ferne blickend als Pemf, wiegte das Haupt. Es sei eine der fruchtbarsten Provinzen Restnarrotaniens und brächte phänomenale Steuergelder auf.
„Geld, Geld", eiferte Pemf. „Dies materialistische Denken steht dir gar nicht wohl an, Amadeus. Stammst du nicht aus dem Lande der Dichter und Denker? Sag ja, Amadeus", seine Stimme sank zum Flüstern herab, „ und ich verschaffe dir nächstes Jahr den 'Grand Prix de la paix et de l'humanité'! Du, Amadeus, es ließe sich dann auch über ein Kanälchen reden ..."
„Paul", quäkte hier Berti in das vielschichtige Schweigen, das Pemfs Beschwörungszeremonie folgte. „Paul, warum

drückt denn der alte Mann immer auf seine Zähne, wenn er spricht? Tun ihm die Zähne weh?"
„Eben nich mehr", belehrte Paul grinsend.
Pemf trampelte vor Ungeduld von einem kurzen Bein aufs andre. „Hab ich dein Ja, Amadeus?" Schon bot er die Hand zum Einschlagen.
„Moment mal, Pemf", stoppte der Boß. „Ich hab noch eine viel großartigere Idee. Paul, gib mal das Meßtischblatt her, das mit den neuen, nein, das mit den allerneuesten Grenzen!"
Paul kramte das gewünschte Blatt aus der Kartentasche, nicht ohne seine treffenden Bemerkungen vom Stapel zu lassen. „Schade", brummelte er, „daß es nich schon den Atlas mit den Jrenzen von übermorgen jibt. Mensch, welche Menge Büffelei könnt' ick mir in der Penne ersparen..."
Der Boß beugte sich über das Blatt und ließ sich von Köttgen einweisen. Martha, die ihn von der Seite her beobachtete, erspähte um seine Augenwinkel jenes Zucken, welches immer ein Zeichen dafür war, daß ihr Gott dem Schalk in sich Zügel schießen lassen wollte. Armer Pemf, dachte sie, aber es war kein echtes Mitleid, denn nachdem sich Pemf auf derart glatte Gebiete gewagt hatte, war er bei ihr unten durch. Und da kam es auch schon. Der Boß schlug das Kartenblatt zu und klatschte es sich auf die Handfläche.
„Oh! Du wirst begeistert sein, Pemf. Kannst du noch laufen? Ein klein winzig Stückchen noch laufen?"
Pemf warf sich in die Brust.
„Bloß bis dorthin", zeigte der Boß großartig ins Gelände, so daß Pemf denken mußte, er meine den nächsten Baum.
„*Allons!*" befahl Pemf und war schon, hast du, was kannst du, den Damm hinunter. Ach, der Ahnungslose! Er war in die Falle gegangen, wie, alle Vorsicht vergessend, die Maus, welche nach Speck giert.
Das Gelände war abermals nichts für Lackschuhe. Durch

Hecken und über Gräben ging der Marsch, durch Rübenfelder und zwischen Kartoffelfurchen, immer weiter und weiter, Pemfs Baum stand schon längst im Hinter grund.
„Wohin denn?" fragte Pemf mit der Miene des verendenden Hirsches.
„Dorthin", zeigte Köttgen mit dem Stock in eine unbestimmte Ferne.
„O *mon dieu!*" Pemf war am Rande seiner Kräfte. Dieser Elendsmarsch, diese heiße, flimmernde Luft! „Als ob man ein Fremdenlegionär wäre!" wütete er innerlich. Rechter Hand lagerten braune Häufchen auf dunkelgrüner Grasfläche.
„Dein Torf", zeigte der Boß. „Willst du ... ?"
Pemf war ganz Entsetzen und Abwehr. „Bei allen Heiligen, nein, ich verzichte!" denn er glaubte, der Boß wolle ihn auch dorthin verschleppen.
Der Boß jedoch zog seinen Notizkalender aus der Brusttasche: „Dienstag, den 27. Juli 2011. Pemf verzichtet auf 40 Ctr. Torf. Schwur bei allen Heiligen. Zeugen ... "
Er ließ Köttgen, Martha, Paul und sogar Berti, dem er die Hand führte, unterzeichnen.
„Was schreibst du?" drängte sich Pemf, argwöhnisch wie alle Leute, die sich schwach fühlen, heran.
Der Boß klappte ihm das Buch vor der Nase zu. „Verse. Du sollst mich nicht umsonst an meinen poetischen Stammbaum erinnert haben."
Mit Sorgen betrachtete Martha Pemfs Angesicht. Es wurde röter und röter mit jedem Schritt, schon lag ein bläulicher Schimmer auf der Nase, und der Atem ging stoßweise. „Amadeus", zupfte sie ihren Herrn und Gebieter. „Pemf kriegt ein Schlägelchen ... Bitte, sei vernünftig! Es gäbe einen schrecklichen Eklat in der Weltpolitik, wenn ..."
Gott sei Dank hatte man endlich den Hügel erreicht, dem der Boß so zielbewußt zugestrebt war. „Hier", sagte er lakonisch und hieß Köttgen an seiner Statt

exemplarisch den Stock in das Erdreich pflanzen. Nicht die geringste Anstrengung war diesem rüstigen alten Herrn anzumerken. „Verzeih, Pemf", lächelte er fein dem keuchenden Nachzügler entgegen, „aber du wirst gleich erkennen, daß sich die Mühe gelohnt hat. Deine Idee mit der Rationalisierung der Grenze ist so vollkommen, einleuchtend, jeden Einwand bezwingend, daß ich dir folgenden Ergänzungsvorschlag unterbreite."
Martha stand wie auf Kohlen, denn sie spürte als einzige in der Gesellschaft den verborgenen Hohn. Pemf tat ihr nun doch leid.
„Sieh mal", zeigte der Boß nun mit Köttgens Stock, „dort schiebt sich deine Grenzprovinz wie ein Leichdorn, siehst du, ich meine dort, Pemf, ja dort, genau dort, wie ein Leichdorn in Restnarrotanien hinein. Mein Vorschlag: Birne gegen Leichdorn, und das Geschäft ist gemacht."
„Opa, du bist janz jroße Klasse!" Damit schlug Paul seinem Großvater auf die Schulter, daß es knallte, was ihm freilich Tante Marthas zürnenden Zuruf eintrug: „Paul, kannst du nicht Rücksicht nehmen? Ausgerechnet auf die Granatsplitterstelle!" Paul aber, in seiner Begeisterung, führte einen Indianertanz auf. „Ick ernenne dir feierlich zum Klickenbullen in unsrer JNK (Jungnarrotanische Kraft), det setz ick durch, zweifle nich an meinem Einfluß, alter Herr!" Ja, selbst Marthas Augen leuchteten voll freudigem Stolz über diesen Triumph unsres Boß.
Ein gurgelndes Röcheln unterbrach den Siegesrausch. Pemf lag am Boden.
„Der Schlaganfall!" rief Martha und „o meine Ahnung!" Dabei kniete sie auch schon neben dem Niedergebrochenen, um ihm die Hemdbrust zu öffnen. „O!" bedeckte sie jedoch sofort ihre Augen, als sie das unter Perlon wuchernde Wollgras wahrnahm. „Amadeus, es ist mir aus sittlichen Gründen unmöglich."
Paul erwies sich als Mann der Tat. Er horchte am

Herzen. „Cognac", befahl er, „Pemf röchelt noch." Während Paul dem Kranken sachgemäß Brust und Schläfen mit dem belebenden Elixier einrieb, stand der Boß etwas betreten beiseite. Und nun machte ihm auch Martha noch Vorwürfe, die er als nicht ganz ungerechtfertigt anerkennen mußte. „Du übertreibst immer alles, Amadeus, genau wie der sagenhafte Tyrann. Du mußtest doch sehen, daß Pemf von zarterer Konstitution ist als du. Ich war von vornherein gegen diesen Spaziergang." Zum Glück steckte auch eine mit Kaffee gefüllte Thermosflasche im Rucksack, gelobt sei das weibliche Ahnungsvermögen. Während Martha, niederkniend, dem Bewußtlosen den Kopf emporhob, flößte Paul den braunen, starken Mokka zwischen die Lippen.

„Mein Gott, wenn er uns stirbt..." jammerte Martha.

„Er wird schon nicht", sagte der Boß, um sich Mut zuzusprechen.

„Aber wenn er uns stirbt, Amadeus? Was wird die Weltpresse sagen? Du hast ihn umgebracht, wird sie sagen. Absichtlich. Mit Vorsatz. Morgen meldet sie einen Ermordeten, übermorgen sind 's drei, und in vier Wochen schieben sie dir hundert tote Pemfe in die Schuhe."

Trotz der Gewissensbisse, die er ehrlich empfand, mußte der Boß über dieses Bild lächeln.

„Lache nicht", verwies ihn Martha. „Der Vierte Niewieder-Krieg steht vor der Tür. Und du wirst deine Hände nicht in Unschuld..."

„Hei lewet noch, hei lewet noch!" jubelte Paul, und tatsächlich, Pemf schlug die Augen auf.

Sogleich beugte der Boß sich über ihn. „Geht es dir wieder besser, liebster Pemf?"

„Das war zuviel", stammelte Pemf, noch ganz von Bewußtlosigkeit umfangen. „Amadeus, wer hätte dergleichen von dir erwartet!" Zwischen die Erschöpfung, die auf seinen Zügen lag, malte sich viel Bitterkeit, Herzeleid und menschliche Enttäuschung.

Der Boß winkte Köttgen heran, der abseits stand, um

Berti die Tränen abzuwischen. Wahrhaftig, das gute Kind hatte bitterlich geweint, daß der arme alte Mann jetzt in die Hölle müsse, weil er bei Lebzeiten Wasser geklaut habe. „Ist ja wieder gut, Berti", tröstete der Vater. „Schau, Baldewein kommt ja auch nicht in die Hölle, wenn er dich mal tritt." Damit ließ er das Kind und trat zum Boß, um zu beraten, wie man den schweren Körper heim und ins Bett brächte.

Da blieb nichts übrig als — Köttgen, da Pemf auf keinen Fall gehen konnte (oder dachte, habt ihr euren Spaß gehabt, sollt ihr auch die Last tragen), lud sich dessen Beine über die Schultern, Paul packte ihn unter den Armen, und der Boß stützte die durchhängende Mitte, während Martha das geneigte Haupt am Herabfallen hinderte. So trugen sie die Eindreiviertelcentnerlast über Stock und Stein dem Köttgenshof zu, dessen Dächer in der Ferne zwischen Pappeln leuchteten. O dieser Weg! Der Boß büßte auf ihm wenigstens die Hälfte seiner Sünden ab, Paul rechnete, wieviel Schultage er wegen erwiesener Überanstrengung werde fehlen können, und Martha, die nebenher ging, ließ nicht ab, die Strapaze mit sinnigen Hinweisen auf die Unvernunft eines gewissen Staatsoberhauptes zu würzen. Berti sprang voraus, um der Mamma zu sagen, daß ein Toter käme — angeführt, angeführt, bloß ein Halbtoter. Pemf sprach die ganze Zeit im Delirium, oder war er so durch und durch Politiker, daß er selbst diese Situation zur Durchsetzung seines Willens ausnützte? Wohl möglich, denn — Pflichtgefühl bis zum Grabe!

„Amadeus", röchelte er, „Räuber ... uralten Kulturboden barbarisieren ... mich morden ... *allons enfants ... !* O mein Herz ..." Und so weiter. Dem Boß wurde heiß und kalt.

Völlig erledigt langten sie im Köttgenshof an. Frau Köttgen, die Gute, hatte schon das Gastbett bereit, ach, es stand in der Kammer unter dem Dach, man mußte den schweren Pemf auch noch die Bodenleiter hoch-

wuchten! Ripps, rapps, mit kundigen Griffen, hatte Frau Köttgen im Handumdrehen den Bewußtlosen — Martha entfloh unter Schreckensrufen — der Kleider entledigt, ins Nachthemd ihres Mannes gesteckt, mit Hoffmannstropfen belebt und bis zum Halse mit dicken Bauernkissen zugedeckt.

Apathisch vor sich hinblasend, lag Pemf im Bett. Er sah in der Tat nicht gut aus. Der Boß nahm es mit Sorge wahr. „Gute Nacht, Pemf", verabschiedete er sich. „Ich läute bei dir zu Hause an, daß du später kommst."

Keine Antwort.

„Die Kosten übernehme selbstverständlich ich."

Pemf regte sich nicht.

„Tut mir leid, Pemf. Hab dir in der Tat zuviel zugemutet. War nicht recht von mir. Soll ich dir Paul hierlassen?"

Pemf hob nicht mal die Augenlider.

„Gute Besserung, Pemf. Köttgens sind zuverlässige Leute. Wenn du was willst, rappele einfach mit dem Nachtgeschirr auf der Diele. Dann kommt wer. Gute Nacht noch einmal. Bis morgen."

Pemf machte wirklich den Eindruck eines zu Tode Getroffenen. Es blieb dem Boß nichts übrig, als sich den Schweiß von der Stirne zu wischen und sich sehr schuldbewußt zu entfernen.

Ja, die Narrotanier haben auch eine Außenpolitik. Wenn Genialität darin besteht, verwickelste Beziehungen auf einfachste, jedem Kind begreifliche Formeln zu bringen, so ist die Außenpolitik der Narrotanier genialst.

Den Boß, nachdem er Pemfs wegen eine recht unruhige Nacht verbracht hatte, trieb es vor Tau und Tag aus den Federn. Da um diese Zeit noch kein Omnibus verkehrte, schwang er sich auf Pauls Moped und brauste gen Klein Köttgenrath. Dort fand er die Einwohner schon auf. Bauer Köttgen buddelte wieder im Brunnenloch, die Bäuerin schirrte Baldewein vor das Wägelchen, um aus fünf Kilometer Entfernung Wasser zu holen. Auf die Frage nach dem Befinden des Gastes erfuhr der Boß, Pemf habe die ganze Nacht wie ein Murmeltier geschlafen und dabei geschnarcht, daß nicht nur das Haus gewackelt, sondern sogar der Hund unruhig geworden sei. So erzählten sie lächelnd. O, Köttgens waren doch gute Menschen. Alle andren hätten über Pemf geschimpft.

„Wie fühlst du dich, lieber Pemf?" trat der Boß an das Bett des Erwachenden.

Pemf, der eben ganz fröhlich vor sich hingeduselt hatte, setzte eine Leidensmiene auf. Die ganze Nacht kein Auge zugetan, das Herz, der Bauch, die Nerven ... „ich dachte, mein Ende ist da, Amadeus."

Der Boß bot ihm Abführpillen an, das reinige Leib und Seele.

„Danke, danke", wehrte Pemf mit matter Bewegung ab. „Den Durchfall kann ich mir für zu Hause sparen. Ja, du lachst, Amadeus, weil du bar jeder Kombinationsgabe bist. Bedenke, was ich um deinetwillen tat. Sie werden mich daheim fragen, Pemf, werden sie fragen, wo sind

die Frösche, die wiederzuerobern du auszogst? Meinen Edelmut, ich meine den Verzicht um der Augen eines Kindes willen, sie werden ihn mir als Verrat an den heiligsten Gütern der Nation auslegen."

„Na, na", brummte der Boß.

Jetzt war es an Pemf, Mitleid mit dem Geisteszustand des Kollegen zu empfinden. „Du bist weltfremd, Amadeus! Bedenke ferner, daß ich schon seit fünf Tagen Boß der transrhenanischen Narroten bin. Gemessen an unsren Sitten, du weißt, daß wir stolz darauf sind, die relativ und absolut höchste Zahl der Bosse in aller Welt zu stellen, ist das eine sehr lange Zeit. Und es ist doch so schön, Boß zu sein. Nun komme ich mit leeren Händen nach Haus! Daß ich aus gesundheitlichen Gründen unsre hoffnungsreichen Verhandlungen abbrechen mußte — kein Mensch wird mir's glauben. Man wird mich stürzen. Darum gibt es nur eins — rette mich, Amadeus!" O dieser Fuchs!

Der Boß legte die Hand auf Pemfs Bettdecke. „Was kann ich für dich tun, lieber Pemf?"

„Dein Bauer Köttgen ist krieglüstern", flüsterte Pemf mit vor Angst geweiteten Augen. „Ich hörte ihn heute morgen beim Kühefüttern das Lied vom ‚Westerwald' pfeifen. O meine Nerven ..."

In diesem Punkte konnte der Boß mit gutem Gewissen eine beruhigende Erklärung abgeben. Kein vernünftiger Mensch in Narrotanien habe Lust, ein Gewehr anzurühren.

„Aber die Uralier", krallte sich Pemf in des Bossen Arm fest, „wer schützt mich gegen die Uralier?"

„Ich werde", antwortete der Boß nach einer Weile des Nachdenkens, die Pemf eine Ewigkeit dünkte, „dafür sorgen, daß mein Soldat, sollte ich je durch die Wucht der Tatsachen gegen meinen Willen zu einem solchen gezwungen werden, daß also mein Soldat stets kleiner bleibt als der deinige, aber größer wird als ... du weißt, wen ich meine."

Mit einem Seufzer der Erleichterung sank Pemf, der sich aufgerichtet hatte, um jedes Wort von den Lippen des Boß zu pflücken, schon ehe es Frucht wurde, in die Kissen zurück. „Ich danke dir, Amadeus", flüsterte er. „Dieser Erfolg wird zehntausend Frösche aufwiegen. Doch", zwinkerte er gleich darauf listig, indem er sich wieder auf den Ellenbogen stützte, um den Boß besser ins Angesicht hypnotisieren zu können, „wie ist's mit dem Kanälchen, dem kleinen Kanälchen, ich bin stark daran interessiert."
Rasch erhob sich der Boß, denn er fühlte, es wurde gefährlich. „Darüber reden wir, wenn du gesund bist. Denn dieser Plan bedarf eingehender Prüfung." Dabei wußte er garnicht, was Pemf eigentlich meinte.
Pemf aber hielt den Scheidenden fest. „Grundsätzlich aber . . . ?"
„Grundsätzlich bin ich bereit, jede auftretende Frage zu ventilieren." Dies Ehrenwort tut keinem weh. „Ich danke dir abermals, Amadeus. Du bist doch nicht so schlecht, wie ich gestern dachte."
Mit herzlichem Händedruck empfahl sich der Boß, wünschte weiter gute Besserung und versprach, Pemfs Ingesinde dahingehend zu informieren, daß Pemf seinen Besuch einige Tage verlängern müsse, weil ihn die erwachte Zuneigung der Restnarrotanier einfach nicht fortlasse. „Paul wird dir heut nachmittag Gesellschaft leisten."
„Das ist gut", winkte Pemf aus den Kissen. „Ich werde ihn günstig beeinflussen."
„Typischer Fall von denkste, du alter Gauner", dachte der Boß, als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, denn er vertraute fest auf Pauls realistischen Sinn. Er bedankte sich bei Frau Köttgen für Pflege des Gastes und den Becher Morgenmilch und griff in die Hosentasche. Was er schuldig sei?
„Das Wiederkommen", lachte die Bäuerin.
„Worauf Sie sich verlassen können", war die ebenso

lachende Antwort. Damit schwang sich der Boß auf das Moped und brauste zurück gen Hauptnarro.
Zu Hause setzte er sich an den Frühstückstisch, denn die Fahrt hatte ihn hungrig gemacht. Wie gewöhnlich lagen die Zeitungen griffbereit, denn die Narrotanier haben natürlich auch eine Presse.
Presse, das Wort stammt von dem lateinischen Verb, welches ‚drücken' bedeutet. Ursprünglich war also die Zeitung ein Stück Papier, welches zwecks Annahme von Druckerschwärze zwischen zwei Platten oder Walzen gedrückt wurde. Allmählich war jedoch ein Bedeutungswandel eingetreten. Man setzte das Passiv ‚gedrückt werden' gleich dem Aktiv ‚drücken' und verstand fortan unter Zeitung ein Papier, welches Druck ausübe, und zwar, entsprechend der beiderseitigen Bedruckbarkeit, Druck nach zwei Seiten. Nach unten auf die öffentliche Meinung, nach oben auf die Regierung. Da die Narrotanier infolge langjähriger religiöser Erziehung lieber mit einem Feigenblatt als nackt gehen, hängen sie ihren Taten und Meinungen ebenfalls Mäntelchen um. Es ist in Narrotanien verpönt, im obigen Sinne vom Druck der Presse zu sprechen. Man nennt diesen Druck im Falle a) das Recht des Kleinen Mannes auf Unterrichtung, im Falle b) die positive Kritik an den Maßnahmen des Boß.
Die Presse lag also am Frühstückstisch unsres Boß, von Marthas Hand nach psychologischen Gesichtspunkten geordnet, obenauf das Erfreuliche, denn Ärger auf nüchternen Magen schadet der Galle.
Ein Blick auf die Überschriften belehrte den Staatsmann, daß sein gestriges Malheur mit Pemf nicht unbemerkt geblieben war. Man staunt, woher und wie schnell die Presse immer gleich alles weiß, aber sie hat eben das Ohr am Herzschlag der Welt.
Das „Narrotanische Licht", jenes Blatt, welches der Boß nach dem Zusammenbruch der Politik seines Vorgängers selbst gegründet, auf die Höhe gebracht und aus

dem Rest seines Privatvermögens finanziert hatte, schrieb unter der Schlagzeile

Edelmütiger Boß rettet schwerkranken Gast

ein Loblied auf die Zähigkeit, mit welcher Restnarrotaniens Oberhaupt natürliche Staatsbelange gewahrt habe. Die Frösche, welche seit langem die Beziehungen zum Nachbarstaat schwer belastet hätten, seien aus der Welt geschafft. Der umstrittene Torf werde dem narrotanischen Hausbrand zugeführt werden, daher keine Angst vor dem Winter, liebe Hausfrauen, der Boß hat wie immer an euch gedacht, darum, bei der nächsten Wahl, die Stimme jeder Hausfrau nur für den Boß! Ein Versuch, Restnarrotaniens Besitzstand anzutasten, sei dank der glänzenden Verhandlungstaktik des Boß, der sich in Hochform befunden habe, abgeschlagen. Und dräut der Pemf uns noch so sehr, sie sollen ihn nicht haben, den ... usw. Offen geblieben sei lediglich ein Kanälchen, ein kleines, unbedeutendes Kanälchen. Was aus dieser Sache werde, müsse die Zukunft lehren. Aber dazu haben wir ja unsren Boß.

Damit konnte der Boß wohl zufrieden sein. Und er schlürfte auch, vor Behagen schmunzelnd, den Tee, den ihm Martha kredenzte.

Dann folgten ausländische Blätter, denn Martha war politisch schon so geschult, daß sie wußte, daß einem Souverän der ausländische Rock eben doch näher sitzt als das inländische Hemd.

Der „Petit Pemfien" hatte ebenfalls Wind bekommen und sprach unverblümt — man kannte seine Art — von Erpressung, die nur durch ein Kanälchen — ‚zum Kuckuck, was denn eigentlich für ein Kanälchen?' knurrte der Boß — gutgemacht werden könne.

Der „Alpenhirt", objektiv wie immer, setzte seinen Lesern auseinander, daß einerseits der Boß, andrerseits Pemf im Recht sei, denn man lebe nun einmal benachbart und müsse daher sehen, wie man am besten miteinander auskomme. Der Boß freilich sei durch seine

Vorgänger belastet, deshalb könne Pemf manches nachgesehen werden, obwohl die menschlichen Sympathien für den Boß sprächen, weil Pemf sie schon längst gewonnen habe.
„Verstehst du das, Martha?" reichte der Boß die Zeitung über den Tisch.
„Väterchen Frost aus Sibirien" wies an Hand der Vorkommnisse auf die verrotteten Zustände in der westlichen Welt hin und gab der Hoffnung auf deren baldigen selbsttätigen Zerfall zum tausendsten Male eintönigen Ausdruck.
Der „Hinterm Eisernen Vorhang" schrieb: „Da seht ihr, wie sie um Land schachern! Uns aber reiben sie immer noch die bekannte Friedenslinie unter die Nase. Ein Vorschlag zur Lösung der narrotanischen Einheitsfrage: rechts und links kappen, was die andern haben wollen, dann rücken wir uns näher. Aber jene wollen's ja nicht!"
„Merchant Advantiser" meinte: „Laß sie nur streiten, *Business as usual,* im Gegenteil — mehr."
Der „Urwald-Spektator" aber triumphierte ganz unverblümt: „Es gibt wieder Krieg im Lande der Weißen. Heia Safari! Nur weiter so, uns kann's recht sein."
Dies alles war der Boß so gewöhnt, daß es ihm den Appetit in keiner Weise verdarb. Im Gegenteil, die rohen Haferflocken, die ihm Martha serviert hatte, weil ein Inserat in der „Fortschrittlichen Hausfrau" diese Nahrung als besonders bekömmlich und aufbauend für Gedächtnisschwache angepriesen hatte, schmeckten ihm ausgezeichnet. Als aber der Boß, während Martha noch am Gehirn des „Alpenhirten" knackte, zu der zuunterst liegenden Gazette griff, verfinsterten sich seine Züge.
Was sich der „Narrotanische Geistesblitz" erlaubte, ging wirklich über die Hutschnur. Schon allein die Frechheit, sich „Unabhängige Zeitung" zu nennen, wo aus dem Fehlen der Anzeigen jeder Schuljunge merkte, woher das Kapital kam! Und dann diese mit fetten roten Balken unterstrichene Überschrift:

Brutaler Boß schleift 90 jährigen Kollegen zu Tode. Und dann gings los! Menschenrechte und Menschenwürden mit Kürassierstiefeln getreten! Gelegenheit, allnarrotanischen Grenzausgleich herbeizuführen, durch altmodisches Denken restlos sabotiert! Ja, so erwirbt man sich die Achtung der Welt, hieß es höhnisch. Anstatt Schuldbekenntnis abzulegen und auf berechtigte Wünsche der Nachbarn einzugehen, was? Die alte, unselige imperialistische Ausweitungspolitik. „Und so was lebt", hieß es mit Blick auf den Boß.
Dem Boß war die Laune verdorben. Er schalt, daß die Butter ranzig, der Tee wie Galle schmecke und doch viel zu schwach sei; die Haferflocken — er sei doch kein Baldewein, daß er strohtrockene Pappe fressen müsse.
„Das ist der Dank", schluchzte Martha und verließ, das Taschentug vor die Augen gedrückt, Boß, Frühstücktisch, Zimmer. Der Boß blieb auf den menschlichen Trümmern zurück.
Zu allem Überfluß kam auch noch Poneleitchen angehinkt, denn er war Zehn und pünktlich um Zehn, danach konnte man die Uhr stellen, wurde in Narrotanien die Post ausgeliefert.
„Was bringst du wieder?" schnauzte der Boß auch diesen an.
„Wird wohl nuscht Jutes sein für heut, Herr Boßchen, mir is wieder so kalt ums Bauchchen."
Der Boß war nicht bereit, einen Wacholder zu spendieren, Poneleits Därme mochten heut noch so frieren.
„Was es Neues gibt, Rabe, will ich wissen."
„Bei Sameizats is ein Kindchen jekommen."
„Interessiert mich nicht, Poneleit."
„Sollte den Herrn Boßchen aber interessieren, denn wenn's keine Kinderchens mehr jibt, wer verdient nachher dem Herrn Boßchen die Rente?"
„Und sonst?" wimmelte der Boß dies leidige Thema ab.
„Nachrichten? Vorschläge? Stimmungsbericht?"
„'n Jesetz jejen die Ratten wär nötig, Herr Boßchen."

„Die haben wir ausgerottet.“
„Aber jerad, wie ich heut hochjing, hab ich eine jesehen, und es war ’n trächtiges Weibchen.“
„So, so.“ Der Boß wurde nachdenklich. „Es ist gut, gib jetzt die Post.“
Poneleit legte die Briefe und Karten auf den Tisch, dann stand er wartend.
„Was willst du?“ hob der Boß den Kopf hinter dem Schreibtisch, schon den Brieföffner gezückt.
Poneleit würgte. Er sei so trocken im Halschen, Herr Boßchen . . .
„Raus“, kommandierte der Boß, und das war doch nicht recht von ihm, den Wachholder nach Laune und nicht nach Verdienst oder aus Güte zu bemessen. Sogar den zerknüllten „Geistesblitz“ schleuderte er dem Unseligen nach.
Poneleit entfernte sich seufzend. Doch, es war nicht aller Tage Abend für einen Briefträger, denn das hatte er auch schon raus, je rauher ihn der Boß behandelte, um so erfreulichere Zuwendungen waren in der Küche von Händen des Fräuleinchens Martha zu erwarten. Er brauchte nur seiner Besorgnis über den Gesundheitszustand des Boß Ausdruck zu geben, und schon kriegte er mehr, als seine geduckte Beamtenseele zu hoffen wagte.

BOß MACHT RUNDGANG

Während Poneleit sich dergestalt das schlaffe Bäuchlein mit Marthas köstlichen Leberwürsten so prall füllte, daß man einen Floh darauf hätte zerquetschen können, rief der Boß nach Hut und Mantel und machte sich auf den Rundgang, nicht ohne Paul anbefohlen zu haben, sofort und unverzüglich nach Klein Köttgenrath zu fahren und daselbst Herrn Pemf Gesellschaft zu leisten. Es wunderte den Boß, daß Paul ohne Mucks zu diesem Opfer bereit war. „Ja", dachte er zufriedenen Herzens, „man muß der Jugend nur Aufgaben stellen!"

Noch keine drei Schritt war der Boß aus der Tür, da sah er vom Nachbargrundstück her eine schwarze Gestalt herangeflattert kommen, denn die Narrotanier haben auch einen Herrn Pastor.

Bis vor kurzem hatten sie deren zwei gehabt, das hatte sich jedoch mit der Zeit als unpraktisch und verwildernd herausgestellt. Denn da jeder der beiden geistlichen Herren behauptete, er sei das Lieblingslamm Gottes, war des Streites um die beste Wohnung im Pfarrhaus kein Ende gewesen. Kurzerhand hatten die Narrotanier daher die Verwirrung nach dem Dritten Nie-wieder-Krieg benützt, um die zwei Theologen zu einem zusammenzulegen, und diese mutige Tat hatte den Narrotaniern wahrhaftig viele Vorteile gebracht. Die jungen Leute konnten nun heiraten, wen sie wollten, ohne sich dem Fluch einer Mischehe auszusetzen. Die amtlichen Ausfragebogen hatten sich ganz

von selbst vereinfacht, weil fortan bei keiner Behörde mehr Zweifel darüber aufkommen konnte, wes frommen Geistes Kind der Bittsteller war, der z.B. um die Genehmigung zur Anlage einer Puddelgrube nachsuchte. Selbst die Politik war in etwa entgiftet, indem man nicht mehr wie bisher nach einem nervenaufreibenden kirchlichen Verteilerschlüssel zu arbeiten brauchte, sondern öffentliche Ämter zwar noch nicht ganz nach Verdienst und Würdigkeit, aber wenigstens doch nur nach parteipolitischen Gesichtspunkten besetzen konnte.

Nur in einer Beziehung hatte die Vergangenheit nicht ganz überwunden werden können. Als die Person des Herrn Pastor noch zwei Personen war, hatte die eine eben Herr Pastor, die andre jedoch Pfarrer geheißen (oder umgekehrt, doch das war nur landschaftlich bedingt), und nun stritten die Narrotanier (leider, da es sich um eine Nebensächlichkeit handelte, recht erbittert) darum, welche der beiden Amtsbezeichnungen der Nachwelt überliefert werden solle. Wir lassen sie streiten und bedienen uns im Folgenden des altehrwürdigen Titels Pastor, nicht um einer Parteilichkeit Raum zu geben, sondern nur, weil dies Wort so schön und so voll klingt, besonders wenn man es auf der zweiten Silbe betont.

An den Funktionen des Herrn Pastor neu-narrotanischer Prägung hatte sich nichts geändert. Er steckte noch immer seine Nase in alle Dinge, und es ist bis heute sehr schwer in Narrotanien, ihm dafür eins auf die Nase zu geben. Es kann einem nämlich passieren, daß man diesen Versuch zwar nicht mit dem Verlust der leiblichen Existenz (dazu ist man zu tolerant und human geworden), aber doch mit dem Verlust der bürgerlichen Existenz bezahlt. Deshalb — Hände weg vom Herrn Pastor, ist mein Rat! Denn der Herr Pastor ist ein streitbarer Herr, der es gar nicht leiden mag, wenn Verweltlichung um sich greift. Das ist auch der Grund,

warum soviele Narrotanier mit den Wölfen heulen. Auch der Boß zog den Hut.
„Ich vernehme, mein Sohn, mit Betrübnis", ging der Herr Pastor gleich in medias res, „du willst wieder einen Soldaten aufstellen?"
Der Blick des Boß wurde mißtrauisch, denn er glaubte, in dieser Sach recht heimlich zu Werke gegangen zu sein.
„Amadeus, du sollst nich töten, heißt das Gebot!" fuhr der Herr Pastor fort und hob warnend den Finger.
„Ich will ja nicht sie", antwortete der Boß mit der friedlichsten Miene, deren er fähig war, „aber sie vielleicht mich?"
Der Herr Pastor hob den Blick in die Wolken. „Das macht nichts, mein Sohn. Hauptsache, deine Seele bleibt rein und deine Hand unbefleckt."
„Ach, Herr Pastor", gab der Boß mit dem treuesten Augenaufschlag zurück, „die Welt ist schlecht. Haben mich doch die Uralier wissen lassen, daß sie selbst Ihnen (der Boß hätte nie gewagt, den geistlichen Herren zu duzen!) ans Leder wollen."
„Wie?" erschrak sich der Herr Pastor, „sie wollen mich morden?!"
„Ratzeputz", nickte der Boß betrübt.
„Dann, lieber und getreuer Sohn Amadeus, sei es dir heilige Pflicht, eine Wache ums Pfarrhaus zu stellen!"
Mit einem Blick, in dem die ganze Sorge um eine Welt lag, die vielleicht ohne Pastor auskommen könnte, sicherte er sich noch schnell die geistige Betreuung des eventuell aufzustellenden Soldaten und strebte mit dem Bemerken, er müsse nach Martha sehen, der Bergherberg zu. Vor der Tür drehte er sich noch einmal um: „Aber nicht schießen lassen, Amadeus, bevor du mit mir gesprochen hast, hörst du, mein Sohn?!"
Dem Boß war es gar nicht recht, daß der Herr Pastor sich Marthas befleißigte, denn es kostete ihm nachher immer viel Zeit und Mühe, das Verhältnis zwischen Kaiser

und Papst im Kopf des frommen Mädchens wieder zurechtzurücken. Die Meisen schwirrten und zwitscherten in den Ästen, die Sonne schien golden, nur der Boß sah schwarz. Selbst das zahme Reh, das gewöhnt war, aus seiner Hand geröstete Maronen zu naschen, mußte sich mit einem ärgerlichen Klapps begnügen.
Geld ist das halbe Leben, sagt ein weltkundiges Sprichwort. Darum strebte der Boß, obwohl ihm selber noch nicht ganz klar war, was er eigentlich plante, zunächst seinem Zahlmeister zu, denn die Narrotanier haben natürlich auch einen Staatsschatz.
Der Zahlmeister wohnte nur ein paar Häuser weiter in einem Turm. Als er Schritte im Schlupfloch zu seinem Malepartus gewahrte, kroch er rasch unters Sofa, um die dort verwahrten Kraftfahrzeugsteuerüberschüsse noch weiter nach hinten zu schieben. „Ach so, du bist's bloß", kam er dann, erleichtert aufatmend, mit rotem Kopf und ausgebeulten Hosenknien zum Vorschein. „Und ich dachte, schon wieder so ein Herr von der Wiedergutmachungskommission."
„Haben wir Geld?" fragte der Boß unvermittelt.
„Leider — Defizit." Der Zahlmeister kehrte zum Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung die Hosentaschen um, aus denen nur staubige Erdnußschalen fielen.
„Vortrefflich", lachte der Boß. „Und inoffiziell?"
Julius grinste bis hinter seine abstehenden Ohrwascheln. Ein klein schwarz Föndchen sei schon noch da.
„Es weiß hoffentlich niemand?"
Er ziehe immer die Vorhänge zu, wenn er damit spiele, versicherte das Dürrmännchen.
„Und deine Haushälterin?"
„Treu wie Gold."
„Also falsch. Weißt du, das Weib sieht mir aus wie 'ne Ratte. In andern Umständen scheint sie mir auch zu sein."
Unter dem anzüglichen Blick des Boß hob Julius, seine Unschuld beteuernd, die Hände.

„Ich glaube dir", beruhigte der Boß, „aber laß das Weib trotzdem nicht ans Geld. Gut. Du stehst zu deinen Angaben?"
„Atombombenfest! Aber nur unter uns!"
Der Boß ging. Wenn er etwas auf der Welt genau wußte, dann dies — von Julius bekam nicht mal ein Atomstaubgeschädigter freiwillig Geld.
Etwas getröstet, daß seine Pläne, wenn sie reif wären, wenigstens einer soliden Grundlage nicht entbehren würden, stiefelte der Boß — „Amadeus!" hörte er sich von Martha angerufen, die mit hochrotem Kopf hinter ihm hergerannt kam, „Paul ist noch nicht zurück!" Die Angst um das gute Stück stand ihr deutlich im Angesicht.
„Er ist ja eben erst fort", erwiderte der Boß etwas unwillig, ließ die getreue Magd kurzerhand stehen und stiefelte ungerührt weiter zu seinem dicksten Freunde, dem General, denn die Narrotanier haben seit kurzem schon wieder einen General, der sie in Schlacht und Sieg (?) führen wird.
Der General wohnte im Haus „Zum Ewigen Frieden" und hatte als Wahrzeichen einen Ölzweig über die Tür meißeln lassen. Als der Boß eintrat, erstaunte er nicht wenig. Der General trug eine Franziskanerkutte.
„Nanu?" entfuhr es dem Boß.
Der General schlurfte in Filzpantoffeln.
„Was ist das?" fragte der Boß.
Der General war unrasiertest.
„Gibt's denn so was bei meiner funkelnagelneuen Wehrohnmacht?" Der Boß wußte wirklich nicht, woran er war.
Aber der General lächelte weise. „Alles auf psychologische Wirkung berechnet, mein Lieber. Nichts ist unseren heutigen Narrotaniern verdächtiger als ein Mann. Wir leben im Zeitalter des Feminismus, nachdem wir uns seinerzeit vor Männlichkeit totgebrüllt haben. Du weißt, wir Narrotanier fallen immer

von einem Extrem ins andere. Nun gut, sein Hobby hat jeder. Wenn ich nun die Kutte anhabe, halten sie mich für ein Weib oder für einen Dichterfürsten. Das macht mich den Massen sympathisch, und darauf lege ich aus überpersönlichen Gründen Wert. Du solltest dich ähnlich kleiden, Amadeus. Zudem — die Kutte zeigt an, wen zu schützen wir bestimmt sind. Die Filzpantoffeln — leise, leise, leise geht der Mond auf die Reise. Und das Rasiermesser, dessen Fehlen du bemängelst, — ja soll ein moderner General mit Waffen hantieren?"
Der Boß lächelte dünn. „Laß die Faxen, Theophil."
Der General verneigte sich formvollendet, denn er war alte Schule. „Theophil Maria, seit gestern bitte. Wenn Paris eine Messe wert war..."
„Sag mir lieber", unterbrach der Boß den Freund etwas unwirsch, „wie weit bist du mit deinem neuen Heer?"
Der General sah in die Liste. „Drei Soldaten habe ich schon. Die andern Bewerber? Einige wurden abgewiesen, weil sie schon schießen konnten, einige weil sie noch nicht schießen konnten, einige weil sie dem sagenhaften Tyrannen gedient und den Eid nicht gebrochen hatten, einige, weil sie ihm nicht gedient und den Eid doch gebrochen hatten — kenn' sich einer aus. Ach, Amadeus, wie beneidenswert leicht hatte es doch seinerzeit unser seliger Konrad! Die Ausschüsse haben seitdem verdammt viel gelernt. Doch sei es, wie es sei — drei Männlein sind mir jedenfalls sicher. Dabei soll ich mich verpflichten, gegen die Pygmäen zu kämpfen, wenn es der Friede verlangt", schloß er seufzend seinen Bericht.
„Wieso Pygmäen?" fuhr der Boß herum, „hat man im Urwald Uran gefunden?"
„Du wirst bitter, Amadeus. Hast du Kummer?"
Der Boß ließ sich seufzend aufs Kanapee fallen und berichtete, was sich gestern und heute morgen zugetragen hatte, denn der General wußte noch nichts, weil er sich, der allerneuesten Weisung zufolge, zur Abwechs-

lung wiedermal mit Politik nicht beschäftigen durfte. „O, wüchsen mir Divisionen auf der flachen Hand", zitierte der Boß abschließend mit Emphase.
„Tja", sagte der General und trat schwermütig ans Fenster. „Vor einem vierten Nie-wieder-Krieg kann ich nur warnen. Denn was tun wir, Amadeus, wenn wir ihn gewinnen? Ich denke an die vielen, vielen veralteten Atom-Meiler, die wir dann behalten müssen."
Statt einer Antwort sprang der Boß auf. „Gib mal das Telefon!"
„Mach bloß keinen Mist und prahle, wir hätten schon vier Soldaten!"
Ihn traf nur ein mitleidiger Blick. Ohne sich um die Fahrradklingel zu kümmern, die vor dem Fenster Sturm schrillte, führte der Boß sein Gespräch. „Hallo, dort ‚Narrotanischer Geistesblitz'?
Notieren Sie zur Veröffentlichung: Aus Regierungskreisen verlautet, ja inoffiziell, wirkt vier offizieller als offiziel, aus Regierungskreisen verlautet: Heimlicher Aufbau neu-narrotanischer Wehrmacht macht rasende Fortschritte. Einzelheiten? Genaueres weiß ich auch nicht. Ende." Schon wählte der Boß die nächste Nummer. „Hallo, dort ‚Narrotanisches Licht'? Notieren Sie zur Veröffentlichung: ein Sprecher der Regierung wandte sich scharf gegen umlaufende Gerüchte vom Aufbau einer neu-narrotanischen Wehrmacht. Frage: wer verteidigt All-Narrotanien? Einzelheiten? Bedaure, mehr weiß ich auch nicht. Danke sehr, o bitte sehr. Ende." Mit verschmitztem Gesicht wandte er sich dem General zu, der fassungslos diesen Gesprächen gefolgt war. „Theophil, das gibt Debatten! Sag danke schön, du kommst ins Gespräch. Ins Gespräch kommen ist alles. Paß mal auf, wie die Rekruten dann strömen."
„Und was nützt dir das?" fragte der General mit immer noch recht dümmlichem Gesicht.
Wieder blinzelte der Boß. „Was dem Frosch die Pampe, ist dem Staatsoberhaupt das widerspruchsvolle Gerücht.

Der Storch sieht ihn nicht. Kapiert? Und darauf einen Dujardin!"
Der General griff abwinkend zur Flasche. „Zu scharf für einen neu-narrotanischen General. Ja, mit der Lina, Lina", begann er zu singen, „schenk dem Reservemann Himbeerwasser ein ... Das waren noch Zeiten, wie?"
Auf den Wangen des Generals erblühten die Röselein.
„Prost Amadeus!"
„Und was machst du, Theophil", schmunzelte der Boß und klopfte mit den Hacken einen anderen Takt, „wenn dein Soldat ist tot, bumm, bumm ... ?"
„Dann rauf ich mir den Bart ritsch, ratsch ... Ach, Amadeus, man wird wieder jung. Du führst uns herrlichen Zeiten entgegen."
„Ahnungsloser!" Der Boß steckte seine Nase tiefer ins Glas. „Mir bibbern die Knie. Wenn das Experiment mißglückt?"
Nun war der General nicht zu bändigen. „Dann bleibt nur eins — Heinrich, wir fahren Sch ... Ehrlich gefragt, Amadeus, was tust du andres?"
„Hast recht, Theophil", nickte der Boß, wieder ernst werdend, „die Hälfte der Zeit geht damit drauf. O, wenen ich könnte, wie ich wollte ... ! Tschüs, bei dir ist noch nicht viel zu holen. Ich muß zu Dominikus."
„Zu Schnüffeln?" zog Theophil die Nase kraus. „Ich warne dich, Boß."
Draußen vor der Tür stand Martha, an ihr Fahrrad gelehnt. Sie hatte sich schon zu Tode geklingelt, aber wenn der Boß beim General war, war er für alles andere taub. „Paul ist noch immer nicht da. Was mach' ich bloß, Amadeus? Ich hab schon die ganze Stadt durchsucht. Kein Mensch hat ihn gesehen."
„Er ist doch zu Köttgens", beruhigte der Boß, dem diese Szene ein wenig peinlich war, weil sich natürlich gleich neugierige Narrotanier sammelten, welche Stoff aus dem Privatleben ihres Oberhauptes aufschnappen wollten.

„Ich fahre sofort hin", erwiderte Martha. „Da muß was passiert sein. Der Junge ist doch sonst pünktlich. Daß du so ruhig bleiben kannst, Amadeus! Aber du warst schon immer so herzlos zu dem Jungen. Ich weiß nicht, wann ich wiederkomme. Hast du den Hausschlüssel? Tee steht unter der Mütze. Wenn du willst, mach dir Bratkartoffeln, aber nicht zuviel Speck, denk an deine Galle. Ein Ei darfst du auch ..."
„Schon gut, schon gut, Nase wischen tu ich mir auch, fahr' nur", drängte der Boß, weil er sah, daß seine Narrotanier zu grinsen begannen.
„Bahn frei!" rief Martha und trudelte, laut und ununterbrochen klingelnd, unter dem Gelächter der Umstehenden in weiten Kurven bergab und davon.
Der Boß stiefelte weiter, doch ein wenig beunruhigt. Weniger, weil Paul noch nicht da war. Der hatte, das wußte er, ab und zu aushäusige Touren. Aber weil Martha so aufgeregt war. Ihr eignete nicht immer, aber manchmal der sechste Sinn. „Der General warnt mich vor Schnüffel, Schnüffel wird mich vor dem General warnen", simulierte er weiter. „Dieser verdammte Poneleit — Rattengift hat er mir gegeben!"
Damit trat er in das Haus des Fahndemeisters, denn die Narrotanier haben auch einen Fahndemeister. Einer muß ja schließlich im Staat sein, vor dem die Leut Schiß haben. Fahndemeister Dominikus Schnüffel hatte seinen Dienstraum im Keller eines zerbombten, noch nicht wieder aufgebauten Hauses. Er war gar nicht zu sehen, als der Boß von außen durch das vergitterte Fenster guckte, so hoch türmten sich auf dem Schreibtisch die Akten. Der Boß spielte mit dem Gedanken, Köttgen, weil er ihn als einen grundgescheiten Mann kennengelernt hatte, gegebenenfalls zum Ernährungsminister zu machen. „Köttgen macht mir Sorge", fiel er deshalb Schnüffeln ins Haus.
„Mir auch, Boß." Die dünnen, blutleeren Lippen bewegten sich kaum.

„Schieß loß, ich bin auf alles gefaßt.“ Damit ließ sich der Boß aus der einzigen Sprungfeder des spindeldürren Sofas nieder.
Dominikus zog ein Aktenstück aus dem wohlgeordneten Wust und blätterte so geschickt darin, daß der Boß nicht lesen konnte, was dort vermerkt stand.
„Ich kann eben nicht schießen, das ist es ja, was mich zur Verzweiflung bringt“, klagte Dominikus. „Der Grenzzwischenfall ...“
„Ich bitte dich“, fuhr der Boß hoch, „ein fünfjähriges Kind!“
„Aber der Vater? Bist du gewiß, daß nicht er in staatsgefährdender Absicht, ich meine, so aus dem Hintergrund ...?“
Der Boß hätte diesem nackten Rattengesicht gleich ein paar in die Fresse ... Doch nein, lieber nicht. Wer weiß, ob nicht Dominikus auch über ihn, den Chef, eine Akte führte? Beim Charakter dieses Menschen war alles möglich.
„Ich sehe“, fuhr Dominikus fort, und es klang viel hämische Befriedigung aus seiner Stimme, „ich sehe, daß Köttgen im letzten Kriege — Gefreiter war.“
„Gefreiter? Vor Gefreiten hab ich Manschetten!“
„Leider ist er dann Unteroffizier geworden. Sonst hätten wir eine Handhabe gegen ihn. Aber sonst — keine Eintragung, alle Blätter weiß. Macht keine Schulden, hält Abzahlungsgeschäfte pünktlich ein, säuft nicht, ist seiner Frau treu. Doch halt hier ...“ er beugte sich tief über ein neues Blatt, „er geht nicht zur Kirche. Hm, hm. Aber ihn deswegen belangen, soweit sind wir noch nicht. Tut mir leid, Amadeus, ich kann dir nicht helfen, der Mann hat eine absolut saubere Weste.“ Dabei sah er fast schuldbewußt zu seinem Dienstherrn hinüber.
Der Boß aber, aufspringend, reckte die Arme. „Gib mir tausend Köttgen, und ich fordere mein Jahrhundert in die Schranken!“
Dominikus sah den Boß an, als habe er ein unmündiges

Kind vor sich. Je mehr Klexe in den Akten, so meinte er lehrhaft, desto willigere Objekte.
„Subjekte", verbesserte der Boß.
Dominikus aber hob seinen Knochenfinger. „Von Leuten wie Köttgen droht Gefahr. Ich warne dich, Boß."
Am liebsten hätte der Boß diesem Schnüffler auf der Stelle gekündigt. Aber Dominikus kannte sämtliche Einwohner Narrotaniens, er war der einzige, der sie kannte, und deshalb in Personalfragen unentbehrlich.
Zum Überfluß schellte das Telefon. Martha war am Apparat. Mit vor Aufregung sich überschlagender Stimme teilte sie mit, daß weder Paul noch Pemf in Klein Köttgenrath seien. Beide hätten das Haus zum Zwecke eines Spazierganges verlassen und seien seitdem verschollen. Kein Zweifel, schluchzte sie, Pemf habe das Kind verschleppt. „Red' nichts dawider, Amadeus, ich kenne seinen rachsüchtigen Charakter."
Ruhig, wie es seine Art war, wenn etwas Außergewöhnliches geschah, gab der Boß den Auftrag, Martha solle samt Köttgen, Frau, Hund und Berti noch einmal die ganze Gegend durchkämmen. Dann wandte er sich an Dominikus, der, das hatte der Boß nicht wahrnehmen können, das Gespräch mit einem ganz feinen höhnischen Lächeln um die Lippen verfolgt hatte. „Schöne Schweinerei. Was nun?" Die außenpolitischen Folgen, ganz gleich, ob Pemf Paul oder Paul Pemf verschleppt hatte, waren nicht abzusehen. Narrotaniens Grund und Boden schwankte, der Boß spürte es deutlich unter den Fußsohlen.
Dominikus drehte das magische Auge, mit dessen Hilfe er über Berg und Tal sehen konnte, in Richtung Klein Köttgenrath. „Nichts", meldete er, nachdem er angestrengt hindurchgeschaut hatte. Dominikus schaltete den Lautverstärker ein, der ihm jedes Gespräch, und wurde es hinter dicksten Mauern im Bett geführt, zutrug. „Nichts."
Mit zynischer Gefühllosigkeit hatte er für alle Fragen,

die der Boß in dieser Sache an ihn richtete, nur ein Achselzucken, bis dieser voller Wut seinen Hut ergriff und mit den Worten „Dann werde i c h den Fall klären", davonstürzte.

Kaum war er draußen, bearbeitete Schnüffel die Akte Köttgen. „... unterhält unterirdische Beziehungen zur Regierung Amadeus I." Und die Akte Schleierweber: „... verkehrt mit unzuverlässigen Elementen." So — Klex, Klex, da habt ihr's!

Dann huschte er, tatsächlich wie eine Ratte, zum Fenster, weil der Boß noch einmal angeklopft hatte, hütete sich aber, auch nur einen Flügel zu öffnen, weil er reine Luft nicht vertragen konnte. „Wie bitte? Theophil Maria? Ich warne, Boß!" Und schon sah ihn der Boß hinter den trüben Scheiben zum Tisch huschen, um das betreffende Aktenstück hervorzuzerren. Aber der Boß winkte ab und ging bekümmert seines Weges. Dies verfluchte System! Es mordete ihm die Helfer, noch ehe sie ihm helfen konnten.

Kaum war der Boß ein paar Schritte gegangen, da stürzten, vom Tor des „Narrotanischen Geistesblitzes" ausgespien, die Zeitungsjungen um die Ecke.
„Ein Extrablatt! Ein Extrablatt! Tätlicher Überfall auf fremdes Staatsoberhaupt!"
Während der Boß das Blatt überflog, „... vom Täter fehlt jede Spur..." rotteten sich die Narrotanier, den Boß erkennend, um ihren Chef zusammen und begehrten Genaueres zu erfahren. Der Boß mußte gestehen, daß er leider selber nichts wisse. Das veranlaßte wiederum die Menge zu bissigen Bemerkungen über die mangelhafte Informiertheit selbst höchster Regierungsstellen in Bezug auf das, was die Spatzen bereits von allen Dächern pfiffen.
Der Boß machte, daß er weiter kam. Ihm strömten die Boten des „Narrotanischen Lichtes" entgegen, welche, um der Konkurrenz den Verdienst abzujagen, noch lauter brüllten:
„Ein Extrablatt! Vom Überfallenen fehlt jede Spur..."
Und schon quoll aus allen geöffneten Fenstern, denn es war ein warmer Vorsommerabend, mit höchster Lautstärke die Meldung des Rundfunks: „Eine grausige Tat im Walde! Noch fehlt jede Spur dieser Tat. Nur eins ist gewiß — sie geschah. Wehe den Schuldigen!"
Der Boß hätte lachen mögen, wenn ihm nicht zum heulen gewesen wäre. „Kein Täter", knirschte er, „kein Getätigter, keine Tat — ja was denn nun eigentlich?"
Poneleit hinkte ihm entgegen, der die Abendpost

austrug. „Nuscht für Herrn Boßchen", winkte er schon von weitem ab, „aber die Ratten ..."
„Ich merke schon", wütete der Boß, „dein trächtiges Weibchen hat Junge gekriegt."
Müde und zerschlagen kam der Boß in der Bergherberg an. Wenn er aber gehofft hatte, Paul vorzufinden, sah er sich getäuscht. Pauls Bude leer, auch Martha noch nicht zurück.
Kurz entschlossen läutete der Boß die „Öffentliche Klein Köttgenrath" an. Es dauerte zum Verzweifeln lange, bis der Posthalter sich meldete. Nein, leider, mann wisse noch nichts. Aber die ganze Gegend sei auf den Beinen, die Grenze hermetisch abgeriegelt, der Schulmeister habe sogar die Halbstraken eingesetzt. „Also, wenn Sie was hören, bitte sofort!" befahl der Boß.
Kaum hatte er abgehängt, stand Theophil im Zimmer — der Boß hatte in der Aufregung vergessen, die Haustür zu schließen —, Theophil atemlos, aschgrau im Gesicht. Sein Spähtrupp habe ihm eine wichtige Beobachtung gemeldet: am Nachmittag sei ein Radfahrer, hinter sich auf dem Gepäckträger sein männliches Individuum mit herabhängenden Beinen, Richtung Wald gestrampelt. „Kann das Paul gewesen sein?" Ja, entgegen der allgemeinen Meinung haben auch Generäle Herz, und Theophil spürte die Not seines Freundes.
In diesem Augenblick kam Poneleit über den Kiesweg geschlurft, ein weiße Papier amtlichen Formats schwenkend. „Hab' ja janz verjässen vorhin, ein Telegrammchen für Herrn Boßchen, aber nuscht von Bedeutung." Der Boß riß den Umschlag auf. „Kabinett Pemf besorgt Ausbleiben Staatsoberhaupt. Starten Nulluhr Polizeiaktion."
„Da haben wir's", sank der Boß in den Sessel, und „Unternehmen Birne!" höhnte der General.
Der Boß krampfte die Fäuste. „Das ist Pemfs Geschoß! Und du Ungeheuer", fuhr er Poneleit an, „behauptest, das sei nichts von Bedeutung?! Was soll ich tun?"

„Man nich jleich hochjehen, meistens ist alles bloß halb so schlimm", erwiderte Poneleit mit der Gelassenheit eines weiland Kaiserlichen Stabstrompeters, der schon Zeuge vieler Krisen gewesen war. „Soll der Herr Boßchen die Feuerwehr schicken."
Da tat der Boß etwas, was ihm zu höchster Ehre gereicht — er hörte auf die Stimme des Volkes. „Theophil", wandte er sich an den General, „alarmiere die Feuerwehr!"
Dieser tat wie geheißen, und schon sprangen auf der Hauptwache die Wehrmänner vom Lager.
„Paul, Paul", ging der Boß verzweiflungsvoll im Zimmer auf und nieder. „Was soll ich ohne den Jungen? Wozu lebe ich dann noch? Bloß, um den Narrotaniern den Dreck wegzuräumen? Der Mensch muß doch eine Hoffnung haben, eine ganz persönliche Hoffnung. Er muß wissen, für wen er arbeitet. Ich, Theophil, arbeite für Paul. Hätte ich gleich auf Martha gehört und den Bengel suchen lassen. Aber wer konnte das ahnen?" Er nahm wieder den Hörer ab. „Öffentliche Klein Köttgenrath? Martha selbst? Wolltest auch grade anrufen? Nun, beruhige dich nur. Der Junge wird schon nicht verloren sein. Wie? Noch immer keine Spur? Nu laß das Heulen, ich verstehe ja nichts. Also, wo ist der Junge zum letztenmal gesehen worden? Zum Donnerwetter, nimm dich zusammen!" Er lauschte angestrengt dem gestammelten, von Schluchzen unterbrochenen Bericht. „Ja, ist der Bengel verrückt? Das ist doch gegen jede Verkehrsordnung! Ja, natürlich hau ich ihm das Leder voll. Martha, he, Martha, sag überall Bescheid, ich schicke die Feuerwehr. Martha, he Martha — weg." Er hing an und wandte sich Theophil zu. „Dein Spähtrupp hat recht beobachtet. Radfahrer plus Individuum hinten drauf, es war Paul mit Pemf."
„Aber Paul hat doch Pemf nicht umgebracht!" versuchte der General den erregten Freund zu beruhigen.
„Junge Leute kommen auf die unsinnigsten Ideen. Wenn

er geglaubt hat, mir einen Dienst zu erweisen?" Ach, das gequälte Herz, auch ihm laufen die unsinnigsten Ideen durch die Kammern. Bestand nicht auch die Möglichkeit, daß beide von einem Dritten ermordet waren? Stöhnend und das Gesicht mit den Händen bedeckend, sank der Boß wieder in seinen Sessel.
Der General, da er das Schweigen nicht ertrug, drehte den Rundfunk an. „Eine blutige, eine furchtbare Tat ist geschehen. Wir fragen, das Volk fragt, wie konnte das möglich sein? Schläft unsre Regierung? Antworten Sie, Boß! Sie sind gefragt. Das Schicksal des Landes steht auf dem Spiel!"
Nichts ist schrecklicher als Untätigkeit in solcher Lage. Darum griff auch der Boß wieder zu Hut und Mantel. Alles Zureden von seiten des Generals nützte nichts, er stürzte hinaus in den sinkenden Abend und ließ den Freund kopfschüttelnd zurück. Aus allen Fenstern Haupt-Narros brüllten die Lautsprecher und verkündeten die Schande des Staates, hervorgerufen durch die Unfähigkeit der Regierung. „Absetzen, absetzen, jagt sie zum Teufel!" war der Refrain. Dem Boß wurde klar, er befand sich in einer Staatskrise ersten Ranges. Und da kam es auch schon mit einer Bestimmtheit, die keinem Zweifel Raum ließ: „Alle Indizien weisen auf Paul Schleierweber als den mutmaßlichen Attentäter. 10000 NM Belohnung, wer ihn ergreift!"
Dem Boß trat der kalte Schweiß auf die Stirn.
Er lief zu den Eltern von Pauls Schulkameraden. Nirgends war Paul. Der Boß sah in die Eisdielen, die, Dominikus hatte es dem Großvater gesteckt, Paul zu besuchen pflegte. Kein Paul da.
Dominikus fiel ihm ein, der wird etwas wissen. Als der Boß an das vergitterte Fenster klopfte, wußte Dominikus längst, was jener wollte. Er machte die Gebärde eines Menschen, der von nichts was weiß. „Wofür wirst du bezahlt?" schrie der Boß durch die Scheiben, „ich werde dich absetzen!" Dominikus aber leistete sich eine Hand-

bewegung, als wollte er sagen, eher werde er den Boß ... Inzwischen war die Nacht vollends hereingebrochen. Der Boß sah auf die Uhr. Noch zwei Stunden, dann rollte die Polizeiaktion der Pemfe an. Ah, die Feuerwehr, da rasselte sie schon zur Grenze, ihre Sirenen heulten durch die nächtliche Stadt. „He!" winkte der Boß dem vorbeidonnernden Zug, denn er wollte mitgenommen werden, um persönlich den Einsatz zu leiten, wie es sich für ein Staatsoberhaupt ziemt. Doch die Fahrer achteten nicht auf den winkenden Alten am Wege.

Also blieb dem Boß nichts übrich, als sich zu Fuß an die brennende Grenze zu begeben. In anderthalb Stunden würde er da sein, grade noch rechtzeitig, um den Schlagbaum herunterzulassen, wenn die von drüben wirklich Ernst machen sollten.

Die Schritte des einsamen Wanderers hallten durch die schreckensleeren Gassen. Vor allen Fenstern wurden die Jalousien heruntergelassen, so sehr saß den Menschen noch die Furcht vor Fliegerangriffen in den Knochen. An den Bewegungen hinter den Vorhängen und dem auf und ab in den Treppenhäusern sah der Boß, daß die Leute ihre Habseligkeiten in die Keller schafften. Der Boß konnte sich einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren. Das waren dieselben, die ihn angestänkert hatten, als er vor Jahresfrist die Notwendigkeit eines neuen Soldaten angedeutet hatte.

„He, Sie da", hörte er auch aus einem Heldenkellerloch, „sind Sie der Boß? Warum haben Sie nicht rechtzeitig für Soldaten gesorgt?!"

„Brülle du nur", dachte der Boß grimmig und schadenfroh, denn er erkannte jenen als einen der Vielzuvielen, die über ihn hergefallen waren, als er vor Jahresfrist die Notwendigkeit eines Soldaten öffentlich angedeutet hatte.

Draußen vor der Stade überfiel ihn wieder die Sorge um Paul. Das er sich seit langem nicht mehr hatte eingestehen wollen, jetzt erwachte in ihm das Gefühl zärtlicher

Liebe. Wer hatte nach dem Tode seines Sohnes und der Schwiegertochter das öde Haus mit Leben gefüllt? „Opa, bist du jetzt mein Pappi und meine Mammi?" hatte sich das Kerlchen an seine Knie geschmiegt, und er, der rauhe, hart gewordene Mann, hatte das Blauaug an sich gepreßt. „Dann bleib' ich auch immer bei dir."
An der Straße standen die Bäume wie Menschen. „Paul?" rief der Boß in die Dunkelheit. Aber es waren nur Bäume.
Und wie war das gewesen, als man ihn drängte, Staatsoberhaupt zu werden? „Nein", hatte er schroff geantwortet, „ich bin zu alt, ich bin müde. Ich lebe schon mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. Vielleicht bin ich im Geiste auch schon drüben, von wo niemand wiederkommt. Lassen Sie mich, meine Herren. Früher — ah ja! Aber da wollten Sie mich nicht." Dabei hatte er verschwiegen, was die eigentliche Meinung seines Herzens war, daß es sich nicht mehr lohne, für Narrotanien und die Narrotanier zu arbeiten, Sauhaufen, der sie geworden wären. Da aber hatte sich Paulchen zur Tür hereingezwängt, verdreckt und verheult. „Opa, sie haben mich wieder gehauen. Opa, ich hab dich gerufen, aber du bist nicht gekommen. Opa, hilfst du mir morgen?" Und die Kinderaugen hatten so flehend geblickt. „Meine Herren", hatte sich da der Boß an die Deputation gewendet, „Sie haben mein Wort. Ja, Paulchen, Opa wird von jetzt an besser aufpassen, daß dir keiner was tut", und hatte ohne die sich mit Dankesworten verabschiedenden Herren zu beachten, den Enkel auf den Schoß genommen, ihm die Tränchen abgewischt und ihm die Geschichte vom standhaften Zinnsoldaten erzählt.
Verworrenes Getöse kam von der Grenze her. Der Boß blieb stehen. Paul? Für einen Augenblick senkte sich große Ruhe über den Mann. Mochten sie toben, es hatte wohl keine Not. Sonst wäre ja jener Moment eine Lüge des Schicksals gewesen. Wahrhaftig, das ganze war nur

ein Rummel. Poneleits Ratten! Ja, Poneleit, ich mache ein Gesetz gegen die Ratten! Rüstig schritt der Boß aus. Er hatte sich anfangs mit Dienstmädchen und Reinmachefrau begnügt. Die sagten nach acht Stunden Arbeit „bis morgen". Dann hatte der unpraktische Mann für sich und das Kind Abendbrot bereitet, dem kleinen Schmierfink das Mundtuch umgebunden, gesorgt, daß er auch brav seine Milch trank, und hatte danach am Bettchen gesessen und mit Brummbaß „Schlaf, Kindchen, schlaf" gesungen. Aber dann kam die Zeit, wo er dem Parlamentarier zureden mußte wie einer kranken Kuh, damit er seine Wähler auf höhere Steuern vorbereite, und da war er oft halbe Nächte ausgeblieben. Einmal, die Turmuhr schlug schon Mitternacht, hatte er heimkommend Paulchen im Nachthemd, schlafend, vor der Haustür gefunden. „Ich hab' so lange auf dich gewartet, Opa", hatte erwachend der Hemdenmatz voller Vorwurf gesagt, „aber keiner hat mir den Gutenachtkuß gegeben." Da hatte er Tante Martha ins Haus genommen, ein nie bereuter Entschluß, der aber zur Folge hatte, daß ihm selber der heranwachsende Enkel von Jahr zu Jahr mehr entglitt. Denn Martha hatte alle mütterlichen Gefühle, die sie an eignen Kindern nicht loswerden konnte, an Paul gehängt. Oft hatte er gedacht, die eigne Liebe zu Paul sei in Staatsgeschäften ertrunken. Heut aber spürte er, wie heftig der verborgene Strom noch rauschte. Was doch Angst und Gefahr können! Nicht mal die pflichtgemäße Sorge um Pemf kam dagegen auf.

Der Boß bog von der Hauptstraße auf einen Feldrain, weil er abkürzen wollte. Am ganzen Körper lief ihm der Schweiß, so eilig schritt er zu. Seine Augen durchbohrten die Finsternis, um Pauls Gestalt zu erspähen. Seine Ohren tasteten nach dem feinsten Geräusch, das die Nacht herantrug, ob vielleicht Pauls Schritt darein gemischt war.

Ja, was er vorhin in der Erregung herausgeschrien hatte,

war Wahrheit. Ein Leben ohne Paul? Wofür? Leer, leer. Paul war das Bindeglied zwischen ihm und dem Staat Narrotanien. Wenn dies Glied aus der Kette fiel? Dann sprang auch manches andre entzwei. Was übrigblieb? Scherben, auf denen das Wort Pflicht stand. So ist das Menschenherz. Es will Wärme. Und Wärme kommt nur von Menschen, niemals von Sachen.
„Paul, Paul!" rief der Boß in die Finsternis.
Auf der Straße brauste ein Auto mit grellen Lichtkegeln dahin. Der Boß kannte die Hupe, es war der Wagen des Generals. Der General eilte also zur Pflicht. Die Feuerwehr würde rechtzeitig mit gezückten Schläuchen an den strategisch wichtigen Punkten der Grenze stehen. Das beruhigte unsern Boß, allerdings nur in etwa.
Als er die Augen wieder von der Straße abwandte, sah er den Feldrain herab, ihm entgegen, zwei Gestalten kommen.
„Heda!" rief der Boß in die Finsternis. Die Gestalten standen still, sie standen auch sehr nahe bei einander.
„He, Sie da!" rief der Boß noch einmal, und da er sich der von ihm entfesselten halbmilitärischen Aktion verpflichtet fühlte, setzte er hinzu: „Hier gut Freund!"
Die Gestalten drängten sich dicht in die am Rain wurzelnde Weide, so daß sie mit dem Busch zu eins verschmolzen. Aber als der Boß zum drittenmal und noch energischer rief, gab eine nüchterne Stimme Antwort: „Hau ab, oller Knabe! Ick komm' schon alleene zurecht."
Der Boß hätte aufjauchzen mögen. „Paul!" rief er.
Keine Antwort.
„Paul!" Und noch einmal „Paul!"
„Opa?" kam, etwas betreten, die Gegenfrage.
„Mein Gott, Junge!" jubelte der Boß und beflügelte seine Schritte, um den Wiedergefundenen in die Arme zu schließen. Aber er hätte gleich zwei umarmen müssen, denn Paul war cum avec, und demzufolge recht ungehalten über die Störung. So wurde der großväterlichen Zuneigungsäußerung ein Dämpfer aufgesetzt.

„Wo steckst du so lange?" fuhr der Opa drauflos.
„Ick hab' doch 'n Zettel in die Küche gelegt, daß ick um zehn wieder zu Hause bin", verteitigte sich Paul maulend.
„Da lag keiner", schnaubte der Opa.
Paul zuckte die Schultern, als wenn er sagen wollte, „da kann ick ooch nischte davor, wenn ihr bloß auf den Brotkasten und nicht drunter kuckt", aber er schwieg. Auf des Bossen Stirn zog sich ein Gewitter zusammen, man sah die dräuenden Wolken deutlich im Mondenlicht. Da mochte das Mädchen, das bisher ihr Gesicht im Schatten des Weidenbusches verborgen hatte, Gefahr für den Freund wittern. „O bitte, sehr geehrter Herr Boß, wir sind wirklich bloß ein Stück spazierengegangen, wir wären auch ganz pünktlich zu Hause gewesen, dafür hätte ich schon gesorgt."
Ob sie den Aufruhr denn nicht bemerkt hätten, gewitterte der Boß.
Na klar, aber sie wären ihm schön aus dem Wege gegangen. „Denkste, wir lassen uns beklappen, Opa?"
Ach du großer Gott!
„Und Pemf! Wo ist Pemf?" schrie der Boß.
Paul wiegelte die großväterliche Aufregung mit prächtiger Gebärde ab. „Alles okeh, Opa. Auf mir kannste dir doch verlassen!" Er habe Pemf bei wiederhergestelltester Gesundheit getroffen. Pemf sei sogar prächtig in Form gewesen und habe viel von der Einzigartigkeit seiner Kültür erzählt. Plötzlich sei ihm eingefallen, daß er ja heute nachmittag ein Rendezvous habe. „Ooch mit 'm Mädchen, Opa, haste Töne?" Da die Zeit drängte, habe er den alten Herrn per Rad zur Grenze gefahren, sogar noch ein Stück drüber, und dann sei Pemf per Anhalter weitergereist. „Und wie ick zurück bin, da geht auf einmal der Rummel im Walde los. Wie verrückt haben sie nach mir gebrüllt, aber ick hab' jedacht, brüllt ihr nur, ick will ooch zum Stelldichein. Darf ick det etwa nich, Opa? Ick bin siebzehn."

Dem Boß schwirrte der Kopf. „Und wegen so einem Lausebengel den ganzen Staatsapparat in Bewegung gesetzt, es ist um auf die Akazien zu klettern! Aber das hat mir Dominikus getan. Warte, du Hund! Der Schuß soll dir nach hinten losgegangen sein. — Hast du denn gar nicht an Tante Martha gedacht?" fuhr er wieder den Enkel an, denn irgendwie muß der Mensch ja seine Wut loswerden.
„Nee", bekannte Paul schlicht.
„Die heult sich die Augen aus. Los, vorwärts jetzt, hin, damit sie erlöst wird."
Sie stapften alle drei über die Felder nach Klein Köttgenrath. In Köttgens Wohnküche lag das Hauptquartier. Der Schulmeister exerzierte vom Sofa aus mit dem zum Marschallstab ernannten Rohrstock die Halbstarken als Meldegänger ein. Frau Köttgen, sie trug die Rotkreuzbinde am Arm, kochte am Herd den Lindenblütentee, dessen beruhigende Wirkung bekannt ist. Köttgen selber belud Baldewein, der angesichts des außergewöhnlichen Ereignisses heut in die Stube durfte, mit Beuteln voll belegter Brote, die als Verpflegung zur Front sollten. „I-a", sagte Baldewein, das hieß: „Ich Esel bin natürlich zu allem bereit." Berti krähte aus seinem Gitterbettchen, er wolle auch in den Krieg, und der General empfing grade die Meldung, daß alle Wehren parat stünden.
„Theophil", umarmte der eintretende Boß seinen Freund, „der vierte Nie-wieder-Krieg findet nicht statt!"
„Schwein gehabt", grinste der General, und nahm den Helm ab, zum Zeichen, daß er zur Ruhe übergehe. Während der Boß noch einiges mit ihm flüsterte, lag Martha an Pauls Brust und weinte vor Schmerz und vor Freude. Die Halbstarken flitzten, um den Demobilisierungsbefehl an alle Einsatzstellen zu tragen, und Baldewein trabte pflichtschuldigst mit, denn Krieger sind in jedem Fall hungrig.
„Halt", stockte dem Boß schon wieder das Herz, „wenn nun Pemf drüben nicht eingetroffen ist?"

Ehe sich der Schrecken ausbreiten konnte, trat zum Glück Poneleit ins Zimmer, völlig verschwitzt und abgeäschert. „Ein Telegrammchen, schon wieder ein Telegrammchen für den Herrn Boßchen. Mein Jottchen, was bin ich gelaufen. Daß mir die Zung zum Halschen raushängt. Mein Gottchen, wo hab' ich das Telegrammchen?" Er suchte in allen Taschen. „Immer, wo man zuletzt sucht, hier!"
Der Boß erbrach den Umschlag mit zitternden Händen, denn auch er war nur ein Mensch, und ein Telegramm ist immer etwas schrecklich Aufregendes, man denkt halt stets, es ist was passiert. Aber sein Gesicht strahlte auf, als er las: „Wieder daheim. Erbitte Verschwiegenheit über Escapade. Boß, du hast eine herrliche Jugend. Polizeiaktion Mißverständnis. Ich küsse dir beide Wangen. Dankbarer Pemf."
Alle Anwesenden waren begeistert über des Pemfen Versöhnungswillen. Nur Paul bewahrte Reserve. „Dem Aas trau ick nich. Heut redet er so und morgen so. Ick hab' dir noch ville zu erzählen, Opa, aber nich jetzt."
Während Poneleit sich in tiefsinnigen Betrachtungen darüber erging, daß der Aufruhr viel früher hätte gestillt werden können, würde der Staat seine Bediensteten wenigstens mit Fahrrädern ausrüsten, — „zum Teufel, gibt's denn kein Telefon, du Obernarrotanier?" schnauzte der Boß den Verdutzten an — gab der Schulmeister den Halbstarken das Zeichen, nunmehr in die Betten zu verschwinden, der General dasjenige zum Abrücken in die Quartiere, und mit Freudengehupe strebte die ganze Kolonne siegreich Haupt-Narro zu.
„I-a!" trompetete Baldewein, denn auch er fühlte sich Sieger.
Doch, jede außenpolitische Krise zieht eine innerpolitische nach sich, sofern diese nicht vorausgegangen ist. Diesmal ist sie nicht vorausgegangen, also ist sie noch fällig, dachte der Boß, der mit Martha, Paul und Pauls Mädchen ein wenig beengt und sehr kühl im offnen Ge-

neralswägelchen saß. (Es war zwar ein total veralteter Typ vom Jahr 67, aber er lief noch.) So kam es auch. Am Ortsschild von Haupt-Narro wartete bereits die Menge der Parlamentarier, an deren Spitze Dominikus, ein rotes Licht erhebend, den Wagen zum Halten zwang.
Der aussteigende Boß wurde mit Schmährufen empfangen, denn er habe, wie Dominikus an Hand der Akten nachwies, ein durch seinen Enkel Paul verübtes Attentat auf ein fremdes Staatsoberhaupt fahrlässig herbeigeführt, zum mindesten begünstigt.
„Mißtrauensantrag, Mißtrauensantrag!" heulte die Menge auf ein Zeichen, das wieder Dominikus gab.
Der Boß stand perplex. „Hilf, Theophil", wandte er sich an den General. Doch dieser zuckte die Achseln, er sei dem Parlament verpflichtet. Und schon drängte das dankbare Volk heran, um Hand an seinen verehrten Boß zu legen. Da zeigte sich Paul in unerwarteter Größe. „Leute", rief er, sich auf den Sitz des Vehikels schwingend, „ihr seid wiedermal nich für fünf Narringe auf der Höhe der Situation. Und außerdem — noch ein Wort gegen meinen Opa, und ick tret' aus 'm Fußballklub aus!"
Diese Drohung fiel wie ein Stein in eine Pfütze. Die großen Ausscheidungswettkämpfe standen vor der Tür, und Paul war als Torschütze Favorit.
Von dem Mißtrauensantrag gegen den Boß war fürder keine Rede mehr, denn welche Regierung wagt es, gegen die Allmacht Sport anzutreten? Im Gegenteil, dem Boß wurde an Ort und Stelle eine Dankadresse überreicht, die ihn als Vater des Vaterlandes begrüßte. Allerdings muß bemerkt werden, daß der Gesichtsausdruck, mit dem der Boß die Urkunde empfing, nur sehr geringe Hochachtung verriet. Doch der Boß war sehr müde. Er sah die ganze Szene nur wie durch einen Nebel. An Stelle der Menschen glaubte er Ratten zu sehen, die um seine Füße wimmelten. Der einzige Lichtpunkt war Pauls strahlendes Gesicht. Er war auch zu müde, um

Dominikus sofort den Prozeß zu machen. „Es ist ein Fehler", dachte er, „aber ich kann heute wirklich nicht mehr." Dann gab er das Zeichen zur Heimfahrt. Mit unbeweglichem Gesicht rollte er durch das Meer sich ehrfurchtsvoll entblößender Häupter.
Zu Hause tat er zweierlei. Erst umarmte er Paul. „Das werde ich dir nie vergessen!"
Paul grinste. „Ick werde dir bei der nächsten Zensur beim Wort nehmen, Opa."
Dann ließ sich der Boß seufzend hinter seinem Schreibtisch nieder. „Und so verbringt man seine kurzen Tage", zitierte er einen berühmten früh-narrotanischen Dichter und machte sich trotz Marthas flehentlicher Bitten, doch lieber schlafen zu gehen, an die Durcharbeitung des Aktenstoßes, der ihm wegen der aufgeplusterten Mordaffäre liegengeblieben war.
Vor allem galt es zu überlegen, wie a) dem Verlangen des Oberboß nach Vermehrung des Soldaten, b) dem Verlangen Pemfs nach Verminderung des Soldaten, c) dem Faustschlag des Uraliers bei überhaupt einem Soldaten, d) dem jedem Alt- und Neunarrotanier sattsam bekannten Odium der Kriegslüsternheit, e) dem von seinem Parlamentarier von vornherein geäußerten Verdacht des Strebens nach Tyrannis, f) der Eigengesetzlichkeit des Soldaten, g) dem Zustande der Unsicherheit, h) einer allgemeinen Aufrüstung, i) einer allgemeinen Abrüstung, k) einer Verlotterung der narrotanischen Jugend, l) einer Zweckentfremdung derselben Jugend — uff! — zu entgehen wäre.
„Paul", rief er, von der Fülle der Probleme schier überwältigt, nach oben, da er seinen Enkel noch rumoren hörte, „hat dein Mathematiklehrer einen Zirkel, mit dem man Quadrate schlagen kann?" Und als er weniger aus dem Wort als vielmehr aus dem Ton der Antwort entnehmen konnte, daß der eigne Enkel den eignen Opa auf Grund dieser Frage für nicht ganz zurechnungsfähig hielt, schloß er die Unterhaltung mit dem Stoßseufzer:

„Nun, dann werde ich wohl irgend einem auf die Hühneraugen treten müssen. Wohl bekomm's, vor allem mir." Damit genehmigte er sich einen Schnaps.

Ehe wir in unsrer Erzählung fortfahren, müssen wir der Feststellung Raum geben, daß die Narrotanier auch eine Wehrmacht haben, schon wieder haben, zum wievielten Male haben. Das heißt, sie haben sie noch nicht, jedenfalls noch nicht ganz, aber sie möchten gern eine haben, das heißt, sie möchten eigentlich nicht.
Dieser Wankelmut kann nur den befremden, der in der Schule geschlafen hat, als der Lehrer erzählte, wie es den Vorfahren der Narrotanier mit ihren Wehrmächten im Lauf der Geschichte ergangen ist. Die Verlierer sind immer schuld, denn der Sieger braucht ein Feigenblatt. Den Historiker wundert das nicht, denn es handelt sich dabei um ein uraltes Prinzip, das schon den Neandertalern bekannt war. Wen's aber trifft, den verdrießt es mit Recht, und er hat fürder keine Lust, sich erst als ein Held totschießen und hernach als Verbrecher intensiv in die Fresse schlagen zu lassen.
Zu diesem welthistorischen Aspekt kommt ein andrer, der im Charakter der Narrotanier begründet liegt. Solange ihre Truppen siegen, pflegen sich die Narrotanier, genau wie ihre Vorfahren auch, vor den tapferen Kriegern zu verneigen und ihr heroisches Verhalten in überschwenglichen Reden und Gedichten zu preisen. Unterliegen jedoch dieselben tapferen Truppen, sei es aus welchen Gründen auch immer, jedoch ohne Schuld der Kämpfer, dann halten es die Narrotanier für Recht, diese von hundert Schlachten Gezeichneten zu verachten, durch den Kakao zu ziehen und sie diesen Kakao

auch noch trinken zu lassen. Ja, ist war echt narrotanische Sitte — die Fahne auf höchste und fernste Gipfel zu pflanzen und dies Verhalten nach einer Niederlage für hundsföttisch und gemein zu erklären. Erst nach Trommeln zu brüllen und dann nach Filzpantoffeln zu wimmern. Kein Wunder daher, daß die Meldungen zur Staatlichen Feuerwehr reichlicher fließen als die zu dem nun endgültig entkommißten Kommiß.

Zur Zeit, da unsre Geschichte spielt, war die Lage so: Einerseits hatten die Narrotanier Angst, daß sie eines Tages mir nichts dir nichts von der Polizei eines Nachbarstaates verhaftet werden könnten, und deshalb hätten sie gern jemanden gehabt, der sie vor diesem traurigen Schicksal bewahrte. Andrerseits fürchteten sie nicht ohne Grund, daß dieser Beschützer sie eines Tages selber hinter Schloß und Riegel setzen könnte, und das wollten sie ja nun auch wieder nicht. Nach außen hin erschöpften sie sich in uferlosen Debatten um das Für und Wider, im Grunde aber dachten sie, laß den Boß sich doch plagen, wozu bezahlen wir ihn. Dem Boß war das recht.

Wir hatten, wenn sich der Leser freundlich erinnern will, den Boß am Abend der glücklich vermiedenen Niederlage verlassen. Eine wohldurchschlafene Nacht hinter sich, saß er am anderen Morgen pünktlich wie schon sein großes, leider unerreichbares Vorbild Charlemagne am Schreibtisch, die von Poneleit ebenso pünktlich gelieferte Post sortierend. Obenauf lagen die Bettelbriefe, denn die Narrotanier wollen und wollen von der Meinung nicht lassen, daß, wer eine Staatsstellung bekleidet, dadurch zwangsläufig zum Krösus wird. Diese Bettelbriefe zu beantworten, war Marthas freiwillig übernommenes Ressort. Sie wußte wie keine, die Ablehnung mit trostreichen Hinweisen auf das himmlische Brot zu umbakken. Solche Briefe legte also der Boß gleich beiseite. Dann die Schmeichel- und Drohbriefe. Als er noch Anfänger war, hatte der Boß sich die Mühe gemacht, jeden dieser

Ergüsse eingehend zu studieren, um daraus Anregungen und Hinweise für seine Tätigkeit zu gewinnen. Nachdem er aber inne geworden war, daß sich der Gehalt dieser Zuschriften auf den Nenner des Sprichwortes von der Uhl und Nachtigall bringen ließ, war er zu anderen Methoden der Durchsicht gekommen.

„Paul", rief er durchs Haus, daß es schallte, und schon kam Paul, der sich auf Grund seiner gestrigen Strapaze beim Schleppen des Pemfen tatsächlich einen schulfreien Tag ergaunert hatte, die Treppe heruntergepoltert, denn er wußte, daß ihm ein Vergnügen bevorstand. Die Briefe mit dem Inhalt „Boß, du bist ein Aas, hast ja wieder mal alles so dämlich gemacht, wie es die dümmste Sau in ganz Narrotanien nicht hätte saudämlicher machen können", versah er mit einem roten Kreuz.

Auf die Briefe gegenteiligen Inhalts — „Boß, du bist der größte Mann des Jahrhunderts, prima hast du das wieder gedeichselt", setzte er ein grünes Kreuz. Dann zählte er ab und hielt das Ergebnis in einer graphischen Zeichnung fest, die an der Innentür des Bücherschrankes angebracht war. Da das täglich geschah, konnte der Boß mit Leichtigkeit die Kurve seiner Beliebtheit ablesen.

„Leicht fallende Tendenz", meldete Paul.

Der Boß öffnete gerade ein schwer versiegeltes Paket, so daß es Paul unmöglich war, sich loszureißen. Was kam zum Vorschein? So etwas Schönes, daß der Boß seinen Enkel anwies, sofort Tante Martha dazuzuholen. „Nun, ist das nichts?" hielt er dann der Eintretenden triumphierend eine gerahmte mit vollendeter kalligraphischer Kunst geschriebene Urkunde vors Auge, in deren Mitte eine Bronze-Medaille eingelassen war.

Da Martha den strahlenden Ausdruck im Gesicht ihres Meisters wahrnahm, konnte auch sie sich vor Begeisterung nicht lassen. „Wunderbar", schlug sie einmal ums andere die Hände über der Küchenschürze zusammen, „prachtvoll, Amadeus! Aber sag, was ist das? Ich habe meine Äugelchen nicht auf." (Sie meinte die Lesebrille.)

„Die Urkunde über die Verleihung der endgültigen Sou-ve-rä-ni-tät", buchstabierte der Boß voller Stolz das in erhabenen Lettern auf der Münze prangende Wort.
„Wird ooch Zeit", sagte Paul und „ah" machte Martha. Es war wirklich ein prachtvolles Stück, und es hatte (wir können diese lange Geschichte im Hinblick auf die Preisgestaltung des Buches hier leider nicht erzählen) den Boß viel Mühe gekostet, die Anerkennung zu erwirken. Man fand, daß die Urkunde als Zimmerschmuck bestens geeignet sei und beauftragte Paul, den Handwerkskasten mit Hammer und Nagel aus der Rumpelkammer zu holen. Während Boß und Martha noch überlegten, ob der Platz über dem Klavier oder der hinter des Bossen Schreibtisch geeigneter sei (der Boß war fürs Klavier, weil die Urkunde dann im Dunkeln hing und nicht so aufreizend wirkte, Martha empfahl den Schreibtisch, damit jeder Gast gleich sähe, mit wem er es zu tun habe) entschied Paul diese Meinungsverschiedenheit in ganz anderer Richtung. Sachlich, wie er war, hatte er erst die unter den Verleihungstext gesetzten Autogramme aller Bosse der Welt studiert, dann aber auch die Kehrseite der Medaille betrachtet.
„Kuck mal, was hier steht", wandte er sich an den Opa. Genau an der Stelle, wo vorn das Wort „Souveränität" stand, war hinten mit aller Deutlichkeit zu lesen: „Aber Du tust trotzdem weiter, was wir wollen, gelt, Amadeus?" Dem Boß war die Freude vergällt.
„Weg mit dem Ding", befahl er kurz, ließ sich wieder in seinen Sorgensitz hinter dem Schreibtisch nieder und winkte, er wolle allein mit seinem Schmerz sein.
Schon der nächste Brief, den er erbrach, gab ihm deutlichen Anschauungsunterricht. Aus dem Umschlag fiel eine Karikatur, wie sie in Zeitungen zur Verherrlichung fremder Staatsoberhäupter gebräuchlich sind. Zwei riesige Uralier standen Rücken an Rücken, und jeder hielt einen kleinen Amadeus auf der flachen Hand. Der Amadeus zur Linken trug einen Zylinderhut und wurde

deshalb von dem Uralier mit einem freundlichen Kille-kille unterm Kinn bewirtet. Dem Amadeus zur rechten aber war ein viel zu großer Stahlhelm aufgestülpt, den ihm der dazugehörige Uralier mit einem wohlgezielten Faustschlag über die Ohren zum Kinn trieb. Darunter stand: „So? oder So? — Wähle!" Unterschrift fehlte, aber der Poststempel belehrte den Boß über den Absender.

„Hm", machte der Boß wie immer, wenn er nicht wußte, was er sagen sollte, und griff zum nächsten Brief, welcher den Firmenstempel seines Freundes Smithy, Oberbossen von Transozeanien trug. Auch dieser Brief brachte keine Erheiterung. Im Gegenteil, der schmerzliche Zug um den Mund unsres Boß nahm einen immer stärkeren Ausdruck von Bitterkeit (wir sagen nicht Verachtung) an. Denn der Oberboß schrieb:

Lieber Kleinboß!

Ich habe Anlaß, mich über Dich zu beklagen. Ein eben eingelaufenes Kabel von Pemf informiert mich über Deinen ihm gegenüber getanen Ausspruch, daß Deine Narrotanier kriegsmüde seien. Kriegsmüde?

Ach was! Feige Hunde seid Ihr! Seht Ihr nicht, daß die Kanaken, seit sie nicht mehr huppen wie ich will, eine bitterböse, blutrünstige, diktatorisch regierte Nation sind, deren Klassen die friedliche Welt bedrohen?

Es ist wirklich wahr, von Politik versteht Ihr nicht für 10 Cent etwas. Nachdem wir Ozeanier Euch die Waffen zu Eurem und unserm Besten weggenommen und vere-kelt haben, ist es nun Eure verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die friedliche Welt als Vorposten mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Und wenn Ihr's nicht einseht, dann seid Ihr verdammte Esel und Rhinos.

Daß Ihr zu jenem zurückgefunden habt, der da sprach, liebet eure Feinde, ehrt Euch, nützt mir aber keinen Pfifferling. Vorwärts, christliche Soldaten!

Mein lieber Kleinboß! Ich und alle meine Unterbosse sind der Meinung, daß, da wir dankenswerterweise — ich hoffe, Du wirst diese Ehre gebührend zu schätzen

wissen — beschlossen haben, den zukünftigen Krieg auf narrotanischem Gebiet zu führen, Ihr die moralische Pflicht habt, unsre Interessen zu schützen, d.h. endlich Vernunft anzunehmen und zu erkennen, daß eine unbewaffnete Nation schuld am nächsten Krieg sein wird und demzufolge den Haß und die Verachtung der gesitteten Welt verdient. Wollt Ihr wieder in dieses Odium geraten? Ich warne Euch! Darum, mein lieber Kleinboß, rate und empfehle ich Dir, Deine Narrotanier endlich zu bewaffnen und ihnen soviel kriegerischen Geist einzuhauchen, wie nötig ist, uns zu nützen; aber nicht mehr, sonst...

Dein wohlaffektionierter

Smithy

von Ozeanien Boß.

Anlage: 1 Katalog für Waffen und sonstigen Heeresbedarf. Mengenrabatt ausdrücklich zugesichert. Teilzahlung über Kundenkredit möglich.

„Paul!" rief der Boß, daß es vernehmlich durch die Zimmerdecke in Pauls Bude drang.

Paul machte ein verdrießliches Gesicht, als er schon wieder seinem Opa erscheinen mußte. „Könnt ihr Ollen een' jungen Menschen nich mal 'ne halbe Stunde unter sich lassen?"

„Halts Maul. Sieh lieber hier." Er zeigte ihm die Karrikatur aus Uralien und betrachtete, während dieser das Bild studierte, das Gesicht seines Enkels. Paul kratzte sich hinter den Ohren. „Kann passieren." Damit gab er die Zeichnung zurück.

„Und hier?" der Boß reichte Smithy's Brief.

„Der hat'n Vogel", war Pauls Reaktion auf die Lektüre.

„Psch", machte der Boß, als vermute er eine Abhörvorrichtung im Raum, „so was sagt man nicht laut. Wieso Vogel? Erkläre dich deutlicher."

Paul überlegte erst eine Weile, denn lange Reden fielen ihm schwer. Dann gab er aus dem Gehege seiner beneidenswert guten Zähne folgende Verlautbarung, in der er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem bitteren Salat mengte: „Denkste, icke, wenn ick lebendig aus dem nächsten Krieg wiederkomme, ick laß mir wieder uffhängen oder jahrelang insperren? Für wen denn? Für die?" Er zog einen verächtlichen Flunsch.

„Martha!" rief der Boß so laut, daß der Ruf selbst das Geräusch des Fleischwolfes, durch den Martha gerade Rhabarber drehte, übertönte. „Paul soll Soldat werden. Was meinst du dazu?"

Martha sank wie vernichtet auf den Stuhl. „Geht das schon wieder los?" preßte sie die Hände aufs Herz. Jedoch der Boß belehrte sie, daß Sentimentalität in der Politik nicht am Platze sei. Sie werde nicht gefragt, was sie fühle, sondern was sie denke.

„Das ist mir zu hoch, Amadeus", antwortete Martha und sah, von tiefer Verzweiflung umfangen, starr vor sich hin. „Das arme Kind. Dann muß er ja früh um halb fünf aus dem Bett!"

„Vielleicht in den Krieg, Martha."

Wie ein Erzengel, es fehlten nur noch die Flügel, stellte sich Martha schützend vor ihren Liebling. „Nur über meine Leiche!" Die Gute. Da sieht man, wie Frauen sind. Selber zu sterben haben sie keine Angst.

„Wenn aber", sagte der Boß mit ernstem Gesicht, „es nötig wäre, mich zu verteidigen?"

Noch verzweifelter blickte Martha von einem zum anderen.

„Entscheidung, Martha", drängte der Boß mit einem Gesicht, über dessen Ausdruck Martha erschrak.

„Ich weiß nicht", sagte sie tonlos. Doch plötzlich schrie sie auf: „Macht, was ihr wollt, Männer verfluchte. Unsereins wird ja doch nicht gefragt." Damit stürzte sie fort, um weiter Rhabarber durch den Fleischwolf zu drehen.

Merkwürdig, weder Paul noch dem Boß war angesichts dieses Ausbruches zum Lachen zumute. Im selben Augenblick aber sah der Boß eine hinkende Gestalt der Gartentür zustreben. Gleich riß er das Fenster auf. „Poneleit!" und ein gellender Pfiff auf den Fingern. „Herkommen! Rasch!"
„Man nich so plötzlich, Herr Boßchen."
„Ich hab keine Zeit!"
„Hat der alte Tyrann auch jesacht, is ihm aber schlecht bekommen."
Ohne sich zu sputen, hinkte Poneleit ans Fenster, der Boß teilte ihm mit, was er von dem Brief des Oberboß wissen durfte. Halbe Auskünfte sind ein altes Prinzip in der Politik. Nicht so viel, sonst kriegen die Leute Angst, nicht zu wenig, sonst fühlen sie sich übergangen.
„Nun?" fragte der Boß erwartungsvoll.
Poneleit kraulte sich das Kinn. „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe, war schon immer so, Herr Boßchen."
„Es ist eine glatte Vergewaltigung, Poneleit, es ist unmoralisch, Erpressung, Ausnützung der Notlage, Umkehrung aller ethischen Werte, die sie uns gepriesen und umanerzogen haben", tobte der Boß, denn er wußte, vor Poneleit durfte er sich loslassen, der Mann wollte Herz sehen. „Wo bleibt das Recht!"
„Recht, Recht! Soll der Herr Boßchen politisch denken."
„Aber ich habe mein Ehrenwort verpfändet, daß das Volk von Restnarrotanien nie wieder ..."
Poneleit machte sein gottergebenstes Gesicht. „Was heißt heutzutage schon Ehre, Herr Boßchen? Hauptsache, man lebt."
„Pfui, Poneleit, ist das ein Standpunkt?!"
„Nei, is ja man keiner, Herr Boßchen. Früher hab ich auch anders jedacht, wie ich noch Stabstrompeter beim Herrn Kaiserchen jewesen bin. Aber sie haben ja jetzt alle jesacht, das wär' falsch, so ein Ehrenstandpunkt. Und da hab ich halt umjelernt." Er sah aus wie ein trauriger Jagdhund. „Aber ich will nuscht jesagt haben."

„Feigling!" zürnte der Boß.
Aber da war er an den Unrechten gekommen. Poneleit richtete sich auf, so hoch es seine krumme Gestalt erlaubte. „Soll der Herr Boßchen man nich dem Poneleit seine Ehre antasten. Dafür is der Herr Boßchen noch viel zu jung. Der Poneleit hat den Herrn Boßchen jewählt, und wenn die Stimme vom Poneleit nich jewesen wär, wär der Herr Boßchen nich jewählt. Nuscht für ungut, Herr Boßchen, bis morgen. Und verjessen Sie man nich auf die Ratten!"
Dies war dem Boß seine Art, eine Volksbefragung durchzuführen. Dann fühlen sich die Leute an der Regierung beteiligt, und der Politiker darf ungehindert zur Tat schreiten. Was tat der Boß?
Er schrieb eine Postkarte an Srinowitsch, Boß von Uralien:
„Nachdem ich heute souverän geworden bin, halte ich es für das Beste, wenn Ihr die Sache mit dem Oberboß regelt."
Und eine Postkarte an Smithy:
„Nachdem ich heute souverän geworden bin, halte ich es für das Beste, wenn Du die Sache mit den Kanaken besprichst."
Und an beide schrieb er: „Macht was Ihr wollt, ich bin ja nur Euer kleiner bescheidener

(herzlichst)

Amadeus.

„So, ihr Brüder", dachte er ingrimmig, während er den Absender aufstempelte, „das ist meine Rache für die Kehrseite der Medaille!" Und zum Schmunzeln übergehend, setzte er das Selbstgespräch fort: „Blafft euch nur an, ihr Wölfe, ich mache scheues Kaninchen und grabe mir meine Gänge allein."

ZUM KEGELKLUB

Ungeachtet der flehentlichen Vorhaltungen Marthas begab sich der Boß — denn die Narrotanier haben auch einen Kegelklub.

Aus guten Gründen haben sie einen Kegelklub, wer kegelt, ist ein friedlicher Mensch, denn die Berserkergelüste, die andere Zeitgenossen an ihren Mitmenschen auslassen, tobt er auf der Kegelbahn aus. Auch den Hang zur Schadenfreude, den nichtkegelnde Bürger an erfolglosen Kollegen, Konkurrenten und Nachbarn auslassen, wird auf der Kegelbahn abreagiert, und dann ist diese Giftblase auf die harmloseste Weise geleert, und bis sie sich, Tropfen um Tropfen, wieder gefüllt hat, ist schon der nächste Kegelabend da. Vor allem aber — es war einmal ein Mann, der sich für sehr weise hielt, dem hatte der liebe Gott im Zorn die Rolle eines Politikers eingebrockt, weshalb derselbige Philosoph erklärt hatte, daß Geheimdiplomatie fortan unter die sieben Todsünden aufgenommen werden müsse, weil daraus nur Irreführung der Völker und Rauschsucht der Regierenden entstünde. Daher: Macht auf die Tür, daß jeder, den die Neugier plagt, seine Nase ins Kabinett stecken kann. Außerdem würde durch diese Methode der öffentlichen Behandlung aller Staatsgeheimnisse das ehrsame Gewerbe der unehrlichen Spione hinfällig werden, weil ohnedies der Nachbarstaat erführe, was er wissen wolle. Die Narrotanier sind mitunter zu Kompromissen geneigt, denn sie meinen, mit halben Schritten komme man auch zum Ziel. Deshalb haben sie die Geheimdiplomatie unter vielen

Versicherungen, daß sie abgeschafft sei, beibehalten und dafür den Kegelklub eingeführt. Dort ist man unter sich und, befeuert von einem guten Tropfen, wird man schneller handelseinig. Andre Staaten lösen das Problem anders.

Dort treffen sich die Politiker an der Bar oder im Speiseraum ihres Parlamentsgebäudes, handeln aus, was auszuhandeln ist, und führen nachher vom Rednerpult aus ein Schaufechten durch, so wie man einem bettelnden Hündchen — in diesem Fall die Öffentlichkeit — einen abgenagten Knochen hinwirft. So etwas hätten die Narrotanier niemals getan. Ein Kegelklub ist seriöser.

„Hallo, Boß!" begrüßten die Kegelfreunde den Eintretenden, „was für ein flaues Gesicht? Hast du zu Mittag Grießbrei gekriegt?"

Dieser jedoch, indem sich seine düstere Miene nicht um einen Schimmer erhellte, gab zur Antwort: „Wenn euch geträumt hätte, was mir geträumt hat, wäre euch auch nicht zum Lachen zumut." Damit hängte er Hut und Mantel an den Kleiderhaken, den vordersten natürlich, denn — Ehre, wem Ehre gebühret. Dann hockte er sich trübsinnig hinter sein Bier.

Die Narrotanier sind wie junge Dackel. So wenig wie diese das Wasser halten können, vermögen die Narrotanier ein Geheimnis zu wahren. Und koste es das eigne Leben oder das Leben von ganz Narrotanien, es muß heraus, wie der Strahl aus der Hundeblase. Und wie ein Dackel kein Kissen liegen lassen kann, er hat ihm denn die Eingeweide aus dem seidenen Futter gezerrt, so mag es kein Narrotanier haben, wenn ein andrer Geheimnisse hüten will.

„Was hat dir geträumt, Boß?" umdrängten die Kegelbrüder ihren Vorsitzenden, denn dem Boß, weil er in ganz Narrotanien der Erste ist, gebührt natürlich auch der Vorsitz im Kegelklub. Kein Narrotanier hätte je gewagt, sich den Platz desjenigen anzumaßen, aus dessen hirtlicher Hand vielleicht einmal ein Brötchen er-

schnappt werden konnte. Und der Boß hatte den Vorsitz angenommen, ebenso natürlich, obgleich er laut und vor allem Volk über diese Überlastung gestöhnt hatte, denn ein Politiker, das liegt in seinem Wesen, läßt keine Gelegenheit zur Einflußnahme vorüber. Und wenn es ein Kindergarten wäre, aber es soll nach seinem Willen gehn. Gott möge uns bewahren, daß der Mensch es lernt, die himmlischen Wetterhähne nach Belieben auf kalt oder warm, naß oder trocken zu stellen, der furchtbarste der Weltkriege wäre die Folge.

„Was hat dir geträumt, Boß? Erleichtere dein Herz!" Und da sie den Boß traurig sahen, machten sie selbst auch traurige Gesichter, denn es ziemt sich nicht, daß die Gefolgschaft anders denkt als der Gefolgsherr. Man könnte sonst etwa in Ungnade fallen oder gar ein selbständiges Denken verraten, und das hat schon der weiland Tyrann nicht geduldet, wieviel weniger kann's ein moderner Staat, dem es auf die Masse ankommt, dulden!

„Ihr ahnt es nicht", winkte der Boß ab. „Es war zu schlimm." Hei, wie sie die Köpfe um ihn zusammensteckten!

„Wollte man dich in die Wüste schicken? Hat dir Martha das Eheversprechen abgenommen? Mußtest du die Opposition um Vergebung bitten? Waren die Staatskassen voll? Hat man herausgekriegt, daß dir der weiland Tyrann, als du noch Pimpf warst, mal die Hand gedrückt hat? Solltest du das Abitur wiederholen? Hast du mit dem Krückstock auf die eigenen Parteigenossen einschlagen müssen, um sie zur Raison zu bringen?" So und ähnlich bestürmten sie den Sorgenvollen mit Fragen. Aber immer winkte der Boß ab, das folgende Mal immer verzweifelter von Mal zu Mal.

„Ihr ratets doch nicht", murmelte er dumpf, „es ist noch viel entsetzlicher!"

„Spanne uns nicht auf die Folter, Boß!" bedrängten ihn die Freunde, bis schließlich ein Listiger meinte, man

solle den alten Murrkopp doch lassen. „Er hat anscheinend die Launen oder will uns bloß uzen, oder — er will was von uns!"
Der Boß faßte den Bierkrug am Henkel und seine Brüder ins Auge. „Mir hat geträumt, wir hätten wieder einen Soldaten."
Dies Wort schlug wie der Blitz ein, denn alle wußten aus Erfahrung, der Boß hatte das zweite Gesicht, und seine Träume gingen in Erfüllung. Lähmendes Schweigen lastete auf der Runde.
„Aber es steht doch in der Verfassung ...", wagte einer schließlich zu piepsen.
„Das ist es", nickte der Boß und sah ihn bedeutsam an, „deswegen bricht mir das Herz." Plötzlich sprang er von der Bank hoch. „Auf, laßt uns kegeln, laßt die Kugeln rollen wie Schlachtendonner und Blitz! Da wird man sehen, was der Traum wert ist."
„Jawohl!" rief der erste und warf die Kugel, daß drei Männlein fielen. „SPD — setz Panne durch!"
„KPD — keinen Pumps dafür!" Dieser Mensch schoß eine Ratze.
„DP — durchpauken!" Es fielen sieben!
„Gebt her!" schmetterte der Boß, „ihr seid Anfänger!" und ließ die Kugel mit so viel Schwung rollen, daß er selbst nachgerissen wurde. „CDU — zwing das Ungeheuer."
Hurra — alle Neune!
„O Gott, soll mein Traum Wahrheit werden? Theophil, alter Krieger, ran an die Rampe, du willst dich drücken!"
Raschen Blickes verständigte sich der Angeredete mit seinem Boß über den verspätet eintretenden Dominikus. „Weißt du, Paps", sagte er dann betont laut, „dies Kegelspiel erinnert mich zu sehr an blutige Arbeit in der Zeit, die Gott sei Dank nie wiederkehren wird. Kugeln, Donnerrollen, fallende Männer, und wenn sie flugs aus Holz sind! Nein, nein, laßt mich aus dem Spiel. Ich bin ein Mann des Friedens geworden."

„Prost, Herr General!" Donnerwetter — Dominikus stieß mit dem Redner an, welche Konstellation war da im Werden!?
Damit war das Kegeln beendet, denn der Boß zeigte fürder kein Interesse mehr an dem Spiel. Wie zum Spaß kaufte der Boß eine Ansichtskarte, auf der die Kegel brav aufmarschiert standen, rundum die Kugeln, und adressierte sie an seinen Freund Smithy. Obwohl er so tat, als unterhielte er sich freundschaftlich mit Dominikus, warum Julius heut abend wohl wieder gekniffen habe, beobachtete er doch genau, wer unterschrieb, wer nicht unterschrieb, und mit welchem Gesicht wer seinen Namen hinsetzte oder die Karte, ohne einen Gruß anzuhängen, weitergab. „So, so", sagte der eine, „hm, hm", der andre, „aha!" der dritte. Die Karte wurde nicht voll. Theophil schrieb seinen Namen ganz klitzeklein, Dominikus den seinen so, daß der Schlußschwung des s die Schrift wieder durchstrich. Man lache nicht! In der großen Politik geschieht nichts ohne Bedeutung und Absicht. Der Boß nahm dies alles mit Ingrimm wahr, „gebt her!" dröhnte er über den Tisch und setzte seinen Namen mit wuchtigen Lettern schräg über alle anderen. Damit hob er sein Glas und trank den Abend unter den Tisch.
Die Narrotanier haben auch einen Prügelknaben. Es ist für jedes Regime vorteilhaft, einen Prügelknaben zu besitzen. Er ist vorzugsweise geeignet, die Wut des Volkes über einen Fehlschlag der Regierung auf sich zu ziehen und die Schläge zu empfangen, die anderen gebührten, die man aber nicht prügeln kann, weil ein Kordon von Gesetzen sie schützt. Man läßt den Knaben so lange Prügel empfangen, bis die Wut verraucht, der Gegenstand des Zornes vergessen ist oder ein Silberstreifen am Horizont auftaucht, dem sich die Hoffnung des Volkes zuwendet. Früher hatten Juden und Sozialdemokraten herhalten müssen, zur Zeit unserer Geschichte waren die Enkel der ehemaligen Anhänger des Tyrannen am dransten.

Vorzeichen wechseln, Prinzipien bleiben.
Als die Herren das Lokal ihrer Freuden verließen, stand zu seinem Unglück der Prügelknabe an der Haustür, noch ein wenig matt und anlehnungsbedürftig von den Schlägen, die er tags zuvor abgekriegt hatte. Es war sein Schicksal, immer dort zu stehen, wo es Prügel gab. Kaum wurden denn die Herren auch seiner ansichtig, als schon der erste den Stock erhob.
„Das ist er, dessen Großvater dem abscheulichen Tyrannen jeden Morgen den Barometerstand gemeldet hat. Er ist schuld an unseren Niederlagen. Warum hat er immer ein Hoch gemeldet, und nie das heranziehende Tief!"
„Hat er doch, hat er doch", verteidigte der Unglückswurm jammernd seinen Ahnherrn, „aber kann ich dafür, daß der andere nicht glauben wollte?"
„Natürlich kannst du dafür, für alles kannst dafür! Du allein! Da nimm dies dafür!" und schon sauste der erste Hieb.
„Hätte dein Großvater nicht schon die Anlage zu dir in sich getragen, der Boß brauchte jetzt nicht zu träumen!" Der zweite Schlag.
„Jetzt haben wir die Sorge, wie wir den Traum des Boß nicht Wahrheit werden lassen!" Rums! „Und ich hätte keine Ratze zu schießen brauchen!" Rums, rums! Der arme Prügelknabe wußte wieder mal nicht, wie ihm geschah. Er hätte davonlaufen sollen, nach Australien zum Beispiel, aber er hatte den Treuekomplex.
Als letzter kam der Boß aus der Kneipe. Auch über ihn geriet der Männerzorn. „Deinetwegen muß ich mich plagen", schrie er und hob voller Wut den Stock. Da fühlte er, wie sich in seiner Brusttasche der Brief des Großboß von Transozeanien knisternd bewegte. Augenblicklich verrauchte sein Zorn.
„Meine Herren", wandte er sich an sein Gefolge, „retten wir diesen Unglücklichen. Er könnte sonst Märtyrer werden."

Da sahen alle ein, daß der Boß wiedermal recht hatte, denn Märtyrer sind auf die Dauer stärker als die stärkste Gewalt und dauerhafter als tausendjährige Reiche. Und tausend Jahre möchten halt alle Reiche gern werden. Alle. Nur die einen reden, die anderen schweigen davon.
„Außerdem", fügte der Boß hinzu, „erblickt, meine Freunde, in diesem Aussätzigen das Bild, das sich die übrige Welt leider immer noch, trotz aller gegenteiligen Beteuerungen, von Narrotanien macht. Gute Nacht, meine Herren, träumen Sie wohl. Komm, Theophil, wir haben denselben Weg."
Damit ging er.
„Ach Theophil", klagte der Boß, als sie selbander durch die dunklen Weinberge wandelten, „ich wollte, das Schicksal hätte einen anderen erwählt, den Karren, den der abscheuliche Tyrann in den Dreck gestoßen hat, wieder aufs Feste zu ziehen. Hast du die Gesichter der Kegelbrüder beobachtet, während ich von meinem Traum erzählte? Der eine hat einen Wolfszahn, der andere eine Schafsnase, der dritte schmatzt wie ein Eber überm Futtertrog, und alle zusammen tragen sie den Dolch im Kittel, mit dem sie mich umbringen wollen. Ich aber muß höflich sein. Höflich, wo ich zuschlagen möchte. Beliebt es dem Herrn, ja zu meinen Plänen zu sagen, die, wie ich betone, gar nicht vor mir stammen, wo nähme ich armer Boß auch den Mut her, selbst Pläne zu erzeugen — sondern die aus den Kreisen unserer Wähler an mich herangetragen wurden, und die ich hiermit geziemend unterbreite? Haha, als wenn Wähler, nachdem sie ihr Ei in die Urne gelegt haben, noch was zu vermelden hätten! Lüge, alles Lüge, die mich umgibt, Theophil, und Lüge, alles Lüge, womit ich durchsetzen muß, was meinen Narrotaniern frommt. Der abscheuliche Tyrann hat mit dem Fuß aufgestampft, und schon standen Divisionen da. Und ich? Ich muß erst träumen. Ich muß in den Kegelklub, denn dort wird die Meinung

gebildet, die mich trägt oder stürzt. Wozu jener fünf Minuten brauchte, damit vergeude ich Jahre. Wie beliebt dem Herrn? Was verlangt der Herr dafür? Und dann gießen sie mir Wasser in den Wein. Ach Theophil, Wasser ist ein abscheuliches Gesöff. Es ist naß. So ernüchternd! Ohne Kraft zu heilen und zu befeuern. Kannst du ein Volk mit Wasser in Schwung bringen? Theophil, ich möchte mich aufhängen", so klagte der Boß.

Der General, voller Mitleid, griff dem Boß unter den Arm, denn jener wäre um ein Haar, über einen Stein stolpernd, in die Reben gefallen. „Laß gut sein, Paps, ich schaffe es schon."

„Aber wie willst du es schaffen, Theophil?" fragte der Boß, sich umwendend.

„Du mußt nicht alles wissen wollen, Paps."

Zornig stakte der Boß mit dem Stock auf die Steine der Treppe, die sie an der Lehne des Berges hinab zu Tal stiegen. „Ich will aber alles wissen! Ich muß alles wissen! Ihr macht doch bloß Unfug, wenn ihr ohne mich murkst! Oder willst auch du mich hintergehen? Ha, auch du bist mein Feind! Ach, ich habe keinen Freund, keinen einzigen Freund auf dieser Welt." Dicke Tränen rannen dem Boß über die Wangen. Der General sah sie im Mondlicht glänzen. Schade, daß es nicht grad Winter war — man hätte die gefrorenen Tränen nach Ozeanien verkaufen können.

„Entweder, Paps", erwiderte der General kühl — Generäle müssen so sein — „entweder hast du bereits die Krankheit der Cäsaren, ich meine natürlich bloß den Verfolgungswahn, oder du wirst sentimental. Das eine bekommt dir so wenig wie das andere."

„Kommt mir nicht zu, wie, kommt mir nicht zu?" echote der Boß, der manchmal absichtlich den Schwerhörigen spielte. „Ich will aber, daß mir alles zukommt!"

„Du bist ein abscheulicher Tyrann, Paps", spottete der General ungerührt.

„Ja, ich will es sein", schrie der Erboste, „ich muß es

sein, anders sind diese verdammten Narrotanier nicht zu regieren. Hast du nicht gesehen, wie sie die Kegel schoben? Wie sie die Karte unterschrieben? Das war eine Kriegserklärung!"

„Du hast schon manchen Sturm bestanden", tröstete der General.

„Aber ich bin es allmählich leid, Theophil. — Komm", sagte er, auf eine Bank deutend, „setzen wir uns. Die Nacht ist mild und klar, sieh, da unten liegt Narrotanien. Wie der Strom glänzt. Der Physiker sagt, es ist die Brechung des Lichtes in H 2 O. Aber ich sage dir, es ist mehr als Chemie und Physik. Die Seele, Theophil, die Seele! Wie die Berge ihre geduldigen Rücken unter den Mond schieben! So trägt ein Volk sein Schicksal. Das Schicksal wechselt wie Mond und Wetter, das Volk bleibt. Der Boß muß nur achten, daß nicht zu viel abgeholzt wird. Riechst du, wie die Reben duften? Ja, der Wein blüht. Wir leben in einer nüchternen Zeit, will sagen im Katzenjammer nach dem großen Rausch. Aber einer meiner Vorgänger hatte nicht unrecht — ein Schlückchen Sekt im Leibe, auch damit kann man gute Politik machen. Doch nicht zuviel von dem Gesöff, der abscheuliche Tyrann hat's bewiesen. Sieh dort die alte Burg, der Turm ragt noch grad aus den Bäumen, und dort unten mit den hell erleuchteten Fenstern das Kraftwerk. Und hörst du, wie die Burschen und Mädchen singen? Sicher gehen sie Arm in Arm. Das ist Narrotanien, mein Narrotanien. Ah, wie ich es liebe!"

„Du gehst unter die Romantiker, Freund!" lächelte der General etwas nachsichtig.

Aber den Boß berührte der Spott nicht. „Das Volk", sagte er, „ist lauter Gefühl. Die Welt der Politik liegt in nüchternen Regionen. Wehe dem Boß, der dem Gefühl folgt. Er scheitert an der Härte der Tatsachen. Aber wehe auch dem Boß, der nicht mehr fühlen kann. Er mordet das Herz seines Volkes. Und wenn das Herz nicht mehr schlägt, wie soll der Kopf denken, Theophil?

Sie verlangen von mir, daß ich sie freimachen soll. Doch ich, ich selbst trage Ketten. Der Großboß legt sie mir an. Ich darf nicht wollen, was ich eigentlich will. Kann ich sie abstreifen, die Ketten? Es wäre nur, damit mir der Khan der Uralier noch schwerere anlegt. Wie soll ich den Narrotaniern Freiheit bringen? Ich Unfreiester aller, sagt Wagner. Auch die Narrotanier halten mich in Ketten, in den Ketten der Narrheit, der Halsstarrigkeit, der Unvernunft, der Streitlust, der Eigenbrötelei."
„Weißt du", sagte der General, nachdem sie sich eine Weile schweigend an der Landschaft geweidet hatten, „weißt du, daß an der gleichen Stelle, um die gleiche Zeit unser langer Konrad — damals stand ich ihm nahe, aber sags nicht weiter — fast die gleichen Worte zu mir gesprochen hat? Damals beklagte er sich über dich und deine Narrheit, Widersetzlichkeit, Halsstarrigkeit."
Aus großen Augen sah der Boß seinen General an. „So?" Er erhob sich gedankenvoll. „Dann ist es wohl", fuhr er nach wenigen Schritten scherzend fort, „nur der Unterschied zwischen der Moral dessen, der im Auto fährt und Staub macht, und der Moral des Fußgängers, der hinter dem Auto herflucht. Jeder möchte halt gern Auto fahren. Gehen wir."
„Du könntest auch sagen, Paps, der Sieger macht in Diktatur, wer unterliegt schreit nach Demokratie. Es ist schwer, Demokrat zu sein."
„Das kann man wohl sagen", beendete der Boß, schon halb zur Verabschiedung gewandt, das Gespräch. „Schönen Dank für die Begleitung, Theophil, mein treuer Husar. Nein, nein, das letzte Stückchen find ich allein. Das letzte Stück muß ja jeder allein finden."
Er nahm den wärmenden Hut ab und ließ sich die Stirn von der Nachtluft kühlen. „Es hilft doch nichts, Kinderchen", redete er seinen Narrotaniern zu, „ohne Zähne kommt doch keins von euch aus. — Seid verdammt, wenn ihr nicht wollt!"
Aufrecht stakte er seiner Bergherberg zu.

Ach ja, die Narrotanier haben auch viel Betrieb. Betrieb ist für die Nudel das Vergnügen, mit vielen andern Nudeln in der gleichen Brühe zu schwänzeln, für den fleißigen Koch aber jene Tätigkeit, die ihn vor Arbeit nicht an die Arbeit läßt. So eine Woche hatte der Boß hinter sich.

„Du bist kribbelig, Amadeus", tadelte Martha, die ihn am Schreibtisch in Denkschriften wühlen sah.

„Hast recht, Martha. Ich will mir das Rauchen abgewöhnen." Damit zündete er sich eine neue Zigarette an.

„Die 37. seit dem Frühstück, Amadeus. Wieviel du heimlich geraucht hast, bleibt unbekannt."

Der Boß hörte nicht, denn er hätte Martha schon wieder recht geben müssen. Er fühlte sich in der Tat nicht wohl, nachdem die Halsschmerzen der letzten Woche zwar vergangen, aber unliebsame Belastungen andrer Art sich gehäuft hatten. Was für Belastungen!

Hol der Kuckuck das jährliche Schützenfest! Der Boß muß den ersten Schuß und den letzten Trunk tun. Dazwischen die Rede. „Sichres Auge, sichre Hand, dann im richtigen Moment drücken", hörte er sich selber Weisheit verzapfen und das Volk Beifall jubeln. Eigentlich müßte er mit Hahnemann über den radioaktiven Staub reden. Aber Tanz im Festzelt ist wichtiger, viel wichtiger. Denn das Volk will allzeit seinen Führer sehen. Früh um drei in die Falle. Onkel Hahnemann vertagt. Nächsten Morgen — Ölkopp, Rauchkater, Durchfall. Dennoch —

Eine Brücke wird eingeweiht. Martha zerschneidet das Band, der Boß muß reden, obwohl ihm der Etat des Soldaten die Kehle zuschnürt: „Laßt uns Brücken schlagen von Ufer zu Ufer!" Bravo! Bravo! „Auf Wiedersehen, ich muß weiter."
Daheim auf dem Schreibtisch liegt Köttgens Bitte um Subvention samt baldiger Regelung der Kanalfrage, er gehe sonst hopps. Unwichtig, völlig unwichtig, denn auf der anderen Seite des narrotanischen Hauptbaches waren die Angler zusammengeströmt, um das ‚Fest des Fisches' zu feiern, und der Boß mußte dabei sein, um dem kümmerlichen Weißling, den ein Glücklicher nach wochenlangem Bemühen heimtückisch dem feuchten Element entrissen hatte, die Weihe zu geben, als dem letzten Flossentier, das wohl überhaupt noch in diesem von der Fabrik verseuchten Gewässer ein sauerstoffarmes Dasein geführt hatte.
„Sei uns dieser Fisch ein Gleichnis auf unsre Politik..." hatte er seine Rede begonnen, jedoch, als er unter den Zuhörern mißbilligendes Augenbrauenrunzeln bemerkte, folgendermaßen sich selber verbessernd fortgesetzt: „.... denn mit Geduld und Spucke fängt man eine Mucke. Jedem kommt einmal das Glück, jeder findet einmal Gelegenheit — er braucht nur lange genug zu leben." Wie sich die Angler an diesem Gemeinplatz ergötzt hatten! Dabei zogen, während die Zunge mechanische Worte formte, ganz andre Gedankenreihen durchs Hirn — von den Narrotaniern, die auch eine Gewinnsucht haben und daher weder ruhen noch rasten, bis der letzte Fisch gefangen, der letzte Fuchs geschossen, der letzte Baum gefällt, der letzte Bach durch Abwässer verdreckt ist. Dann müssen sie unter tausend Flüchen auf die gedankenlose Gewinnsucht das Geld, das sie bei vorgenannten Tätigkeiten eingenommen haben, wieder ausgeben, um Besatzfische zu kaufen, Füchse auszusetzen, Pflanzgärten anzulegen, und müssen Millionen investieren, um Kläranlagen zu erstellen. Mach's besser, Ama-

deus! Recht gern, aber wie? Dabei priesen die Lippen des Festredners die Intelligenz des Anglers, dem auch die listigste Forelle an den Haken ginge. Und die Zuhörer spendeten Beifall und Dank für die erhebenden Worte. Der Boß, als er abtrat, fühlte sich schlecht.
Schon aber hupte Paul auf dem Moped, daß der Brieftaubenzüchterverein warte. Fort ging's, und der Boß kam gerade zurecht, den gemeinsamen Schlag zu öffnen, dem die Tauben, den Himmel verdunkelnd, mit klatschenden Flügelschlägen entstiegen. „Grüßt mir die Welt, ihr treuen Boten der Lüfte!" rief der Boß den Davonziehenden nach und knüpfte erbauliche Bemerkungen über den Instinkt der Tiere daran, der so viel zielsicherer strebe als der durch sein Großhirn um die intuitiven Fähigkeiten gebrachte Mensch. Es war zwar genau das Gegenteil von dem, was er den Anglern gesagt hatte, aber was tat's? Kein Angler las die Fachzeitschrift der Taubenzüchter und kein Taubennarr das Forellenblättchen der Angler, denn die Narrotanier haben streng getrennte Ressorts.
„Bleiben Sie bei uns, Boß", baten die Taubenzüchter. „Wir haben ein bescheidenes Abendbrot..."
Am liebsten hätte der Boß die Bittsteller angebrüllt, daß in seinem Turm Julius auf die Boß'sche Unterschrift unter ein neues Zinsgestaltungsgesetz warte, das dem Handwerk die Arbeit erleichtern sollte, aber da dies Gesetz wichtiger war als die Taubenzucht, hätten die Narrotanier dem Boß nie verziehen, wenn er zu Julius gegangen wäre, anstatt hierher. Trotzdem lächelte der Boß verbindlich. „Eure Bescheidenheit kenn' ich! Trunken wollt ihr mich machen! Kinder, seid vernünftig, ich muß noch einen TBC-freien Rinderstall aufsuchen. Was sagen die Kühe, wenn der Hirt besoffen kommt?"
Solche Scherze, das wußte der Boß, machten ihn populär, und für die nächste Wahl bestand keine Gefahr.
„Die achtunddreißigste, Amadeus!" unterbrach Martha den Erinnerungsfilm.

Über des Bossen Gesicht huschte ein ärgerlicher Zug. Ach ja, er wollte die Denkschrift, den Export von Gartenzwergen betreffend, durcharbeiten, aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen.
Das war also Dienstag gewesen. Oder Mittwoch? Donnerstag? Egal. Und gestern war's weiter gegangen. Früh in die Brauerei zum Stahlbottich-Einweihungsschoppen. Pfui Teufel, auf nüchternen Magen das nasse Bier, man sollte es auch noch köstlich finden. Dann in den Kindergarten, der Tante die Ehrenurkunde zum 60. Dienstjubiläum überreichen. Thema der Rede: „Das Herz bleibt jung." Ach, ach, diese Lüge! Und dann auch noch Ringelreihen mit den Göhren tanzen, weil der „Narrotanische Geistesblitz" auf der ersten Seite gemeckert hatte, der Boß tue nicht genug für die Jugend. Das mußte sichtbar — Paul knipste das Bild — widerlegt werden. „Ringel, ringel Reihe..." Verdammt, der Absatz an Rasierklingen geht rapide zurück, wie rette ich die Arbeiter? „Paul, bring mal die Eiswaffelbüchse her! So, ihr lieben Kleinen, da langt mal zu! Ich bewundere Ihre Nerven, Fräulein Schneegans, ich wäre längst in der Irrenanstalt bei diesem Lärm täglich. Da lobe ich mir meinen ruhigen Posten als Boß. Das Abschiedslied? Seien Sie mir nicht böse, liebstes Fräulein, aber ich habe wirklich keine Zeit. Die Kleinen haben sich so drauf gefreut? Nun denn, in Gottes Namen... Paul, telephoniere zur Talsperre, ich käme 5 Minuten später." Ergebenheit im Gesicht, saß der Boß auf dem Kinderstühlchen und ließ den Scheidegruß über sich ergehen, den das alte Fräulein mit Hingabe dirigierte:

„Wenn's dir bei uns gefallen hat,
Dann komm schon morgen wieder!
Du machst uns Herz und Mäulchen satt,
Wir singen dafür Lieder!"

„O", erhob sich der Boß und küßte dem errötenden

Fräulein die Hand. „Eine Dichterin sind Sie auch?" Er zog ein Lorbeerblatt aus der Tasche und überreichte es der Poetin. „Als wenn ich's geahnt hätte!" (Der Schwindler, Martha hatte ihm aufgetragen, unterwegs Gewürze zu besorgen, weil sie selber wegen großer Wäsche keine Zeit haben würde, in die Stadt zu gehen. Aber was ein guter Politiker ist, der hat immer Lorbeer für sich in der Tasche, Verzeihung, der weiß sich immer zu helfen.) „Auf Wiedersehen, liebe Kinderchen, winke, winke!"

„Auf Wiedersehen, Onkel Amadeus, und danke schön für die Eiswaffeln!" winkten Händchen. Fort ging's. Zur Talsperre.

„Paul", brüllte er dem vor ihm Sitzenden ins Ohr. „Wie retten wir die Klingenfabrik? Ich verstehe so wenig vom Geschäft."

„Es liegt am Preise", orakelte Paul rückbrüllend.

„Zu teuer?"

„Zu billig."

„Du bist verrückt, Paul."

„Im Gegenteil. Daß die Leute das Billigere kaufen, det war einmal. Hast du dir noch nie die Weiber in Lebensmittelgeschäften bekiekt? ‚Vom Besten!' wollen sie immer. Ich mach dir 'n Vorschlag, Opa. Wir gehen beide mit'm Bauchladen, du verkoofst Klingen, det Stück für 5 Narringe, icke diesselben Klingen, genau diesselben, Opa, für 10 Narringe det Stück. Wetten, daß ick mehr loswerde?"

Da der nächste Wegweiser gerade in den Ort zeigte, wo die Klingenfabrik stand, befahl der Boß: „Dorthin!"

„Sie sind der schlechteste Kaufmann von der Welt", herrschte er den Generaldirektor an und verklarte dem sorgenvollen Mann die wirtschaftsbelebende Idee der Zukunft, als hätte er selbst sie ausgebrütet. „Billige Ware teuer verkaufen. Dazu Propaganda aufs Gemüt der Gattin berechnet: „Küssen Sie gern einen Igel, gnä' Frau? Warum geben Sie also zu, daß Ihr Mann so billig rasiert

herumläuft? Jede Frau hat ein Recht darauf, daß ihr der Mann teuer ist! Kapiert? Tschüs."
Und rauf auf den Soziussitz.
„Wird er Prozente geben?" fragte Paul gegen den Fahrtwind.
„Er sei doch Beamter", empörte sich der Boß.
„Aber die schlucken Dividenden. Von meiner Idee! Und ich kuck in die Röhre. Ganz ideal biste ooch nich als Opa, Opa."
Um seine Beschämung zu verbergen, verwies der Boß auf die geretteten Arbeiter.
„Und jetzt meenste, die werden dir dankbar sein, wat? Gott segne dein Kindergemüt." Dabei ließ er die Maschine aufheulen, daß die Antwort des Großvaters fünf Kilometer hinter ihm blieb.
Endlich die Talsperre. Fahnen, Glockengeläut. Der Boß sah in verschlossene Bauerngesichter. Ein Böllerschuß zeigte die Öffnung der Einflußschleuse an. Während das Wasser einströmte, sprach der Boß vom Opfer, durch das die Gemeinschaft lebe. „Die Felder ertrinken, aber die Fabrik hat Strom." (Jawohl, die Bauern gehen kaputt, damit die bartlosen Mongolen sich schaben können, dachte er dabei. Aber wenn sie sich nicht mit narrotanischen Klingen schaben, kommt Srinowitsch und vereinnahmt meine Arbeiter, dann gehe auch ich hopps, und Paul und Martha, wir alle. Ja, ja, das Persönliche ist eben doch eng mit dem Sachlichen liiert. Kein Wunder, daß Staatsmänner bestrebt sind, Konten im Ausland zu unterhalten oder wenigstens Giftpullen bei sich zu tragen!)
„Du seufzt so schwer, Amadeus. Hast du Kopfweh?" fragte Martha, da sie den Boß die Stirn in die Hand stützen sah.
„Es geht nicht mehr", stöhnte der Boß. „Mein Gehirn ist wie Brei."
„Du bist überarbeitet."
„Wovon denn?" fuhr der Boß hoch.

Martha verdrehte die Augen über dies törichte Mannsbild.
Zum Überfluß klingelte das Telefon. Der Herr Pastor!
„Auch das noch", verdrehte Martha die Augen jetzt andersherum. „Laß dich ja nicht breitschlagen, Amadeus!"
Des Bossen Gesicht wurde immer finsterer, während er lauschte. „Aber selbstverständlich, Herr Pastor", flötete er mit süßester Stimme. „Sie wissen, welches Interesse ich an jeder kulturellen Regung nehme, die Sie ins Leben rufen. Es wird mir eine Ehre sein. Jawohl, ich lasse alles stehen und liegen und bin in 20 Minuten dort. Gott zum Gruße, Herr Pastor. — Verflucht und zugenäht!" knallte er den Hörer auf die Gabel. „Das hat mir gefehlt. Jungfrauenverein! Wenn einer Zehn Narringe klaut, kommt er ins Kittchen, aber wer Zeit stiehlt, dem soll man noch danke schön sagen."
„Du hättest eben..."
„Nu fang du nicht noch an. Koch ne Tasse Tee, aber stark."
„Er ist neulich auch nicht gekommen, als du..."
„Laß deine Finger aus dem Pastorenskat", tobte der Boß, „ich kann da nicht absagen, der Pastor nimmt übel."
„Deine Gesundheit ist wichtiger." Ja, wenn es um Amadeus ging, ließ Martha sogar den Seelsorger fallen.
„Meine Gesundheit?" höhnte der Boß. „Und wenn er aufhört, den Jung-Narrotaniern einzureden, daß die neue Flinte Pflicht jedes wahrhaft christlichen Jünglings ist?"
„Kann ich nicht für dich...?"
Der Boß ballte die Fäuste. „Bist du wahnsinnig, Weib? Damit morgen im Traktätchen steht, ich hätte den lieben Gott brüskiert. Hast du Zigaretten?" fragte er, als er seine letzte Schachtel leer fand.
„Amadeus!" flehte Martha und holte eine volle Schachtel aus der Schürzentasche. „Du bist ja schon süchtig."
„Ganz egal. Den Tee! Wo bleibt der Tee!!"

Kaum war Martha draußen, stand Onkel Hahnemann in der Tür. „Amadeus, du brüllst, daß man dich in ganz Narrotanien hört", tadelte der würdige alte Herr mit liebevoller Besorgnis. „Als dein Leibarzt muß ich dich bitten ..."
„Laß mich in Ruh, Hahnemann."
Als hätte er gerochen, daß er zu ungelegener Zeit käme, drang der Gartenzwerg-Fabrikant in das Zimmer. „Die Konkurrenz", jammerte er, „die ausländische Konkurrenz speit noch kleinere Zwerge auf den Markt als wir. Meine Belegschaft ... Der Staat muß helfen."
„Interessiert mich jetzt nicht ..."
„Boß", kam Julius gerannt. „Unter deinem Gartenzaun liegt Uran. Wenn du nicht schnell machst, kauft Srinowitsch ..."
Der Boß hielt sich die Ohren zu.
„Ein Telegrammchen für den Herrn Boßchen. Der Tunnel ist eingestürzt. Der Herr Boßchen soll sofort ..."
Der Boß trampelte mit den Füßen, Poneleit solle ihn ...
„Kreuzweis und spiralig von mir aus!"
Ob man den versprochenen Leitartikel haben könne, schickte das „Narrotanische Licht" seinen Laufjungen.
„Himmel, Arsch und Zwirn!" sprang der Boß hoch. „Und wenn der liebe Gott mich persönlich zur Seligsprechung bestellt — ich muß in den Jungfrauenverein! Hört ihr, den Jung-frau-en-ver-ein!!"
„Trink den Tee, Amadeus, ehe er kalt wird ..."
„Ich könnte dich morden!" Damit stürzte er fort.
Die ganze Gesellschaft blieb recht bekümmert zurück. Der Boß ist mit den Nerven fertig, das war die allgemeine Erkenntnis. Was machen wir mit ihm? Er muß zur Erholung. Wann? Sofort. Wohin?
„Wenn meine Heimat noch wär' ..." sann Poneleit, „würd ich ja sagen ..." Aber seine Heimat war eben nicht mehr.
Der Gartenzwerg schlug Italien vor, doch Hahnemann lehnte ab, daselbst hupten die Autofahrer zu laut. „Ich

hielte einen Aufenthalt in Klein Köttgenrath für das beste. Dort hat Amadeus Ruhe und doch das Gefühl, uns noch überwachen zu können." Ja, Klein Köttgenrath! Dafür war auch Julius aus Billigkeitsgründen. Wie aber bringt man den Boß dahin? Er hat seinen eignen Kopf, und wenn er hört, daß alle andern für Klein Köttgenrath sind, wird er sich weigern, damit er sich selbst nicht nachsagen kann, er beuge sich seiner Umgebung. Doch Martha wußte schon, wie sie das einfädeln würde. „Er war so brutal zu mir, das muß er abbitten."

DER URLAUB

Seht den Boß, wie er durch die ländlichen Fluren Klein Köttgenraths wandelt, ein Turm über der Ebene. Die Luft ist mild, die Sommerfrischler sind noch nicht da, der Boß ist wirklich allein. Wie gut ihm das tut, es auch einmal so gut zu haben wie andre gute Menschen. Er legt sich an den Feldrain und bespaßt sich mit Grashüpfern. Er sitzt bei einem Steinhaufen und flötet der Eidechse Mozart vor. Auch mit dem Zaunkönig im Dornbusch hat der Boß Freundschaft geschlossen, weil er, der Boß, sich selber so vorkommt wie Zaunkönig im Dornbusch. Nein, er scheucht den Gedanken fort, nichts von Politik, die besorgt Martha stellvertretend daheim. Er hat, ehe er den Urlaub begann, vom Tischler eine lange Bank erstellen lassen, auf die soll Martha alles schieben, was Zeit hat, und was hat eigentlich nicht Zeit im menschlichen Leben! Ja, warum hetzen wir uns eigentlich so, denkt der Boß, während er im Grase liegt und einen Mistkäfer betrachtet, der gemächlich Bein vor Bein setzt. Dieser dickschalige Bursche sollte uns lehren, daß wir auch per Eile mit Weile ans Ziel kommen. Man müßte, fabuliert der Boß weiter, eine internationale Verabredung treffen, jedes Geschäft in der dreifachen Zeit zu verrichten wie bisher. Meistens entstünde Segen dabei. Da ereifern wir uns immer über den Unmenschen Srinowitsch, daß er den Roboter züchten will! Unsereins ist es schon längst. Was unterscheidet eigentlich den Srinowitsch vom Oberboß? Grüble nicht, Amadeus, du bist zur Erholung hier.

Wie herrlich ist es doch, so recht animalisch vor sich hin zu dösen. Die Sonne scheint auf den Bauch, das Haupt ruht im Schatten. Wenn sich das Auge erhebt, gewahrt es über grüngoldenem Gewölbe den blauen Himmel. Wie weit die Unendlichkeit! Aber die Menschen? Ewig müssen sie sich drängen und stoßen. Das kommt, sie nehmen sich selber und einander zu wichtig. Amadeus, du großer Kleinboß, auch du bist nicht wichtig. Du kribbelst dahin wie der Ameisenkönig im Sand und machst dir viel vergebliche Mühe und Sorge. Aber wenn du nicht wärst, ging's auch, und wenn du erst gar nicht mehr bist, muß es ohnehin gehen. Da seufzt unser Boß ein klein wenig, denn wenn man auf die siebzig zugeht, sind solche Überlegungen nicht mehr rein theoretisch.
Der Wind läuft durch den Hain und nimmt die Gedanken fort. Ach, die Gedanken! Wie sind die Menschen stolz, daß sie denken können. Aber gerade vom Denken kommt ja das Elend. Das Denken hat den Menschen aus dem Eins der Schöpfung gelöst und ihn als eine Zwei der Eins gegenübergestellt, und da steht nun die winzige Zwei vor der riesigen Eins wie das Küken vorm Vater Hahn und betont seine geringe Gegenwart durch Piepsen, das ihm selbst laut und eigenbewußt klingt, dem Hahn aber nicht vernehmlicher als das Lust- und Wehgeschrei eines Regenwurms. Daß wir uns für groß halten, philosophierte der Boß, kommt daher, weil wir immer an uns herunterblicken. Wir sollten nach oben schauen.
Damit setzte er das Fernglas vor die Augen und richtete das Rohr gegen den Himmel. Da fand er kein Maß und kein Ziel und auch keinen Wegweiser. Seufzend ließ er den Blick über die Erde schweifen und sah Gersten-, Weizen- und Rübenfelder und mitten darin die Familie Köttgen, die auf der Wiese war, Futter zu holen. Wie ist da die Welt so geordnet, überschaubar und weit! Das hatten die Menschen getan. Der Mensch ist ein Tier,

wenn er döst, spann der Boß seinen Faden weiter. Er ist ein Mann, wenn er die Erde ordnet. Er ist ein Nichts unter dem Himmel. Wann wird er zum Menschen? Wenn er, das Tier in sich überwindend, im Bewußtsein seines Nichts sich als Mann bewährt. Auf!
Mühselig krabbelt sich die lange Gestalt am Wanderstock hoch, nicht ohne leise Schreie auszustoßen, denn die granatsplitterige Schulter aus dem Zweiten Nie-wieder-Krieg tut halt weh. „Nix ist's mit der Vollkommenheit", schilt der Boß gutmütig vor sich hin. „Biste jung, biste schön und stark, aber dumm. Biste alt, biste zwar klug, aber häßlich, gebrechlich und wahrscheinlich sogar übelriechend, bloß, das merkst nicht du, sondern die andern. Schäme dich, lieber Gott."
Dann wandelt der Boß durch den sinkenden Abend der Familie Köttgen zu und begleitet sie auf dem Heimweg. Bertis Einladung, auf den hochbeladenen Futterwagen zu klettern und sich nach Hause schaukeln zu lassen, lehnt er jedoch ab. „Nein, Berti, ich bin schon zu alt." Berti lugt von der Höhe des Wagens wie ein scharfäugiges Füchslein. „Du hast doch aber noch so viele Haare auf dem Kopf, Onkel!" Was dem Boß doch ein klein wenig schmeichelt, denn selbst Philosophen sind nicht zu jeder Stund' Götter.
Geruhsam trottelt Rosa, die Kuh, neben Baldewein, dem Prachtesel, im Geschirr vor dem Wagen, und beide geben durch ihr sorgfältig aufeinander abgestimmtes Wesen zu erkennen, daß sie nicht gesonnen seien, sich zu überanstrengen. Wie vernünftig sind doch die Tiere! Von zwei Beamten oder Kaufleuten an ihrer Stelle würde jeder versuchen, den anderen zu übertreffen, bis der Wagen mit hurre, hurre, hopphopphopp im Graben und er selber, der Hetzer, japsend daneben läge. Dem Boß fällt der gemächliche Mistkäfer ein und er beginnt mit Köttgen ein Gespräch über die Ungeduld. Köttgen ist von Natur ein schweigsamer Mann, aber wenn er spricht, ist zu merken, daß er alles wohl überlegt hat.

„Die Ungeduld", klagte Köttgen, „kommt von den Städtern her. Ehe es keine Städte gab, gab's keine Ungeduld, das heißt, es hatte allgemein keinen Zweck, ungeduldig zu sein. Ich kann das Reifen der Gerste nicht beschleunigen, und wenn ich noch so ungeduldig bin. Das macht, Gott schreibt das Tempo vor, und der weiß, was dem Menschen frommt. In der Stadt aber weilt Gott nicht mehr. Dort ist der Mensch unter sich, und da ihn der Blitz nicht mehr schreckt, der Winter nicht mehr zittern macht, hält er sich selber für Gott und gibt das Tempo an, daraus dann eben die Hetze entsteht. Gott sein, heißt Zeit haben."
„Schön und gut", erwiderte der Boß, während seine Hand durch reifende Ähren streift. „Aber wir Menschen leben nicht lange. Darum müssen wir wie in einem Brennglase die Strahlen heute schon einfangen, die morgen vielleicht zu spät kommen. Wilhelm, was wird aus deinen Feldern, wenn du hier auf der Stelle tot umfällst?"
Köttgen lachte. „Das hat wohl noch Zeit."
„Aber es könnte doch sein", beharrte der Boß, denn er sprach im Grunde von eigner Not.
„Dann wird meine Frau mähen."
„Und wenn auch sie ausfällt? Berti ist noch zu klein."
Köttgen trieb, um Zeit zur Antwort zu gewinnen, Rosa an, die sich am Raine verweilte, um Gräser zu rupfen. Dann antwortete er: „Es wird sich ein Weg finden."
„Welcher Weg?"
„Das weiß ich nicht."
„Also!" triumphierte der Boß.
Köttgen schüttelte den Kopf. „Sie haben eben", sagte er schlicht, „kein Gottvertrauen."
„Gottvertrauen — das ist die Ausrede der Bummelanten!" ereiferte sich der Boß.
Köttgen war nicht zu erschüttern. „Ich säe. Ob ich ernten werde, weiß ich nicht. Ihr, die ihr so schrecklich fromm geworden seid, daß euer zweites Wort Gott,

Gott, ist, ihr habt verlernt, was es heißt, in Gottes Hand zu stehen, daher eure Unruhe. Wenn statt meiner erst Berti erntet, was tut's? Hauptsache, es wird geerntet. Ihr aber trachtet mit der Ernte auch nach dem Ruhm der Ernte."
„Du bist ein Bauer", sagte der Boß.
„Jeder Boß sollte es sein. Tun, was getan werden muß, das übrige Gott anheim stellen."
„Es ist schwer, Wilhelm."
„Sehr schwer, Boß. Hüh Rosa, hüh Baldewein, ihr denkt auch, wir haben Zeit bis morgen früh."
Mit einem guten Gelächter beendeten sie so dies hochpolitische Gespräch.
Daheim hilft der Boß dann, Rosa abschirren, steckt Baldewein, seinem Liebling, der schon darauf wartet, eine Mohrrübe zwischen die genäschigen Lippen, liebelt den Hund, verzehrt selber seine Schüssel Schlickermilch mit geriebenem Brot darin und sitzt noch lange auf der Bank vor dem Hause. Der Nachtwind raschelt im Holunderbusch, die Sterne ziehen herauf. Wie lange hat der Boß die Sterne nicht mehr genossen? Über der weiten Ebene wölben sie den dunklen, mit Lichtern bestickten Dom. Im Stall rauft Rosa das Gras, schnurpst Baldewein Hafer, in den Rübenfeldern glucksen die Wachteln, sonst ist es still, ganz still.
„Gute Nacht, Boß", grüßt Köttgen, der nach dem kranken Pferde gesehen hat.
„Gute Nacht, Wilhelm", erwidert der Boß. Er sitzt noch, bis der Deichselstern des Wagens den First der Scheune berührt, dann geht auch er schlafen. Wie schläft es sich gut unterm Strohdach!
Manchmal, wenn er sich besonders kräftig fühlt, hilft der Boß auf den Feldern. Die Rüben stehen schlecht, denn es hat zu wenig geregnet, und der Grundwasserspiegel ist fluch Pemfs Ableitungsgraben so tief gesunken, daß die Pflanzen keine Feuchtigkeit mehr erreichen. Von weither, aus einem Tümpel, muß Köttgen im

Jauchefaß Wasser holen. Dann fühlt sich der Boß verpflichtet, mit der Kanne durch die Reihen zu gehen, und jede Pflanze zu begießen. Welch mühsames Werk! Jede einzelne Pflanze!
Boß, Boß, was soll das im Zeitalter der Massendemokratien? Da jagen die Herren der Welt die anvertrauten Millionen regimenterweise in den Tod, und hier pflegt ein Bauer Rübe um Rübe. „Du willst ja schließlich daran verdienen", spricht Amadeus zu Köttgen, um sich ein gutes Gewissen zu machen.
Köttgen kniet grade nieder, um eine Rübe festzudrücken, die der Maulwurf gelockert hat. „Ein jedes will leben", erwidert er.
Aber den Tümpel betrachten beide mit Mißtrauen. „Auch der trocknet aus", nickt der Boß.
Köttgen antwortet, das sei ihm schon lange klar.
„Was dann mit dem Gottvertrauen?" stichelt der Boß.
„Zunächst trocken Brot", ist die Antwort.
„Dann — Felder verkaufen."
„Felder verkauft man nicht."
O, denkt der Boß, könnte ich das meinen Stadt-Narrotaniern beibringen! Sie verkaufen für ein Pfund kalifornischer Kirschen die Freiheit.
Am liebsten aber hat es der Boß, wenn Berti mit ihm spazierengeht. Das Geplauder des Kindes dringt wie fernes Bachplätschern an sein alterndes Ohr. „Wer ist stärker, Onkel, der liebe Gott oder die Sonne?"
„Der liebe Gott natürlich. Was denkst du?"
„Aber wenn die Sonne nicht mehr will, wer macht dann, daß wir nicht erfrieren?"
„Hm."
„Onkel, wenn die Erde umkippt, hängen wir dann mit dem Kopf nach unten?"
„Nein, dann ist unten oben."
„Dann sagen aber die Leute, die jetzt unten sind, wir sind oben, und wenn sie dann oben sind, sagen sie, wir sind unten."

„Sehr richtig, mein Sohn, du bist ein kluges Kind."
„Aber Onkel, wir selber, wenn wir unten sind, wir sagen aber doch, wir sind trotzdem oben."
„Das kommt daher, daß die Erde so groß ist und wir so klein sind, da denken wir immer, so wie wir denken, ist richtig."
„Aber in Wirklichkeit denken wir falsch, nicht, Onkel?"
„Einerseits ja", seufzte der Boß. „Aber andrerseits..."
Da stellte sich Berti ernsthaft vor den großen Mann.
„Du, du", drohte er, „der Herr Jesus hat aber gesagt..."
„Berti", unterbrach der Boß rasch. „Haben wir das Fernglas mit? Ich glaube, dahinten stehen drei Rehe."
So wandern sie durch die Auen. Wenn Berti müde wird, reitet er auf Onkels Schultern heim. Dabei ist es sein größtes Vergnügen, durch Onkels Fernglas zu schauen.
„Jetzt ist der Pappa ganz nah", kräht er und zeigt in die Ferne. „Und jetzt..." er dreht das Glas um, „ist er ganz weit weg. Wie kommt das, Onkel? Der Pappa ist doch genau da, wo er ist."
„Das macht die Weltanschauung, Berti, die verschiebt den Standort des Menschen."
„Das ist nicht wahr, Onkel, mein Pappa steht, wo er steht, der läßt sich nicht schieben."
„Ich meine, doch, Berti, es sieht bloß so aus, in Wirklichkeit natürlich..."
„Dann kuck ich nicht mehr durch das Glas", entscheidet Berti. „Ich will sehen, was wirklich ist." Und sitzt wieder ab.
Einmal standen sie beide vor einem Ameisenhaufen und betrachteten das kribbelnde Wunder. Der Boß konnte dem Gelüst nicht widerstehen, mit dem Stock im Haufen zu stochern, so daß die Tiere wie wild durcheinanderliefen.
„Nicht doch, Onkel", schalt Berti. „Laß doch die Ameisen. Eh du gestochert hast, ging alles viel besser."
Der Boß errötete. „Hast recht, Berti. Aber man kann halt das Politisieren nicht lassen."

„Politisieren?" fragte das Kind. „Was ist das?"
Der Boß führte ihn vor den Pflanzgarten, wo junge Fichten standen, von hohem Zittergras fast erstickt. Der Boß raufte Gras, Stauden und Unkraut aus und machte dem Bäumchen Luft. „Siehst du", belehrte er dann das Kind, „so tut Politik, wenn sie gut ist."
„Au fein", jauchzte Berti. „Das tue ich auch, wenn ich groß bin."
Jetzt riß der Boß eine Fichte aus und ließ das Unkraut stehen.
„Was machst du, Onkel!" rief Berti entsetzt. „Du erwischst ja die Falschen!"
„So geht's eben meistens", seufzte der Boß. „Doch jetzt komm, es läutet schon Mittag."
Auf der Koppel vor dem Hof graste Baldewein. Als der Boß in dem Drange, die Hausfrau nicht warten zu lassen, achtlos vorbeigehen wollte, zupfte ihn Berti am Rock. „Und zu Baldewein sagst du garnichts?" Den Boß erheiterte das kindliche Zutrauen in das Fassungsvermögen eines Esels. Auf sein Geheiß lockte Berti das Grautier heran, der Boß zog den Hut und begann also die heiterbesinnliche Rede:
„Mein lieber, nicht hoch genug zu verehrender Baldewein! Wenn ich die Feststellung treffe, daß Sie ein Esel sind, so rühre ich damit an einen wunden Punkt Ihrer Seele. Der Mensch brachte Tragik in Ihr bescheidenes Dasein. Denn dieser anmaßende Querulant nahm sich das Recht der Wertung und trübt seitdem Tatsachen durch Urteile. Er sagt Esel und meint dumm. Durch unverschämte Propaganda hat es derselbige Mensch verstanden, Ihren Ruf in aller Welt zu ruinieren. Sie hätten ihm beizeiten eines vor den Latz knallen sollen. Sie taten es nicht, beziehungsweise Sie versuchten es erst, als es zu spät war. Nun ernten Sie die Früchte Ihres Verzichtes auf Gewaltanwendung. Insofern ist Ihre Tragik, wie jede echte Tragik, nicht ohne eigenes Verschulden. Sie müssen jetzt, da jede Auflehnung im Zeitalter der technischen

Waffen erfolglos wäre, Spott, Gelächter, Hohn, Ausnützung Ihrer Gutmütigkeit, Schläge, Vergewaltigung, Sklaverei, kurz die Vorenthaltung aller demokratischen Rechte erdulden, die der Mensch zur Bemäntelung seiner Raubtiernatur auf eherne Tafeln geschrieben hat. Unter uns gesagt, lieber Baldewein, sie sind wächsern, diese Tafeln, indem man die Schriftzüge mit einem einzigen Wischer austilgen kann.

Warum, lieber Baldewein, schilt man Sie töricht? Weil Sie Säcke schleppen, die nicht Ihr Futter enthalten. Was tue ich anderes? Dennoch preist man mich als den edelmütigsten, opferbereitesten Diener am Volk, ja man hat mich sogar zu Narrotaniens Boß erkoren. Und ich Esel habe mich breitschlagen lassen! Baldewein, Baldewein, in welche Abgründe verlieren wir uns!

Nur Ihre Ohren, Ihre langen, langen Ohren! Es hat Zeiten gegeben, wo Ihr Herz so stark klopfte, daß Ihre Ohren nicht mehr imstande waren, die Geräusche der Welt aufzunehmen. So kamen Sie in Versuchung und sind ihr sogar erlegen, die Töne Ihres Herzens für die Herztöne der Welt zu halten. Sie mußten die Folgen tragen. Jetzt aber begehen Sie den umgekehrten Fehler. Sie machen Ihre Ohren so lang vor der Geräuschkulisse der Welt, daß sie taub werden für die Bitten, Forderungen und Notwendigkeiten Ihres eignen Herzens. Sie haben sozusagen immer fremde Musik in den Ohren, und das macht Sie, Verzeihung für die Offenheit, ein wenig verdreht. Das eine tun und das andere nicht lassen, fifty — fifty, Baldewein!

Alles in allem sind Sie mir außerordentlich sympathisch, und ich bin unserem gemeinsamen Freund Berti sehr dankbar, daß er mir Gelegenheit gab, diese Worte brüderlicher Verbundenheit an Sie zu richten."

„I-a", bedankte sich Baldewein.

Das waren die Urlaubsfreuden des Boß.

ONKEL HAHNEMANNS FIMMEL

Wenn der Boß auf Urlaub ist, herrscht in der Politik Sauregurkenzeit, denn die jungen Leute, die er sich zur Mitarbeit angebändigt hat, sind in der Furcht des Herrn erzogen und wagen ohne Erlaubnis nicht mal zu husten. Deshalb können wir den Gang der Ereignisse getrost unterbrechen, um in aller Ruhe von einer Persönlichkeit zu erzählen, die bisher, gemessen an ihrer Bedeutung, ein wenig zur kurz gekommen ist. Es handelt sich um Dr. Asklepios Hahnemann, vom Volksmund schlicht Onkel Hahnemann genannt, Hausarzt des Boß und diesem seit früher Jugend vertraut, weil ein Mensch. Dieser Onkel Hahnemann war von Geburt Universalgenie und hätte ein in sein Jahrhundert übersetzter Goethe werden können, wenn er nicht einen Fimmel gehabt hätte.
Wenigstens behaupteten seine Zeitgenossen, daß er einen habe. Er selbst sprach von Lebensziel.
Seit seinen Studentenjahren lag Onkel Hahnemann im Streit mit dem lieben Gott. Schon damals konnte er es nicht begreifen, daß dieser gütige Schöpfer des Weltalls und der Menschen es für nötig gefunden hatte, solch kleine, bösartige Tierchen — was Tierchen, weniger als Tierchen! — zu schaffen, welche als Bakterien, Viren und dergleichen die Gesundheit seiner, Onkel Hahnemanns, lieben Narrotanier bedrohten. Und wenn es noch nur die alten Sünder betroffen hätte! Denen wäre ein bißchen Schikane von seiten der himmlischen Führung zu gönnen gewesen. Aber die Kinder, die unschuldigen Kinderchen! Warte, du alter Heimtücker dort oben, hatte der damals

noch junge Onkel Hahnemann gedroht, ich werde dir einen Strich durch die Rechnung machen, so wahr ich Hahnemann heiße und meine Examina mit ‚sehr gut' bestanden habe! Von Stund an hatte er weder Mühe noch Kosten noch Zeit gescheut, dem Kinderlähmungsbazillus zu Leibe zu rücken. Und während die Kollegen sich tolle Wagen hielten, in feinen Restaurants zu Abend aßen, schöne Frauen ausführten, Häuser und Kliniken bauten, nach Apfelsinien und Bananien reisten, saß Onkel Hahnemann in seiner ärmlichen Mietswohnung und steckte sein Geld in Experimente. Selbst auf die Ausübung seiner geliebten Musik, in der er einst als Dirigent eines Liebhaberorchesters Bedeutendes geleistet, verzichtete er ebenso wie auf die Besteigung des Pegasus, obwohl er auch diesen, wenn der Geist über ihn kam, mit nicht gemeiner Kunst zu reiten wußte.
Aber der Bazillus erwies sich als ein rechter Teufelskerl. Immer wenn Onkel Hahnemann dachte, jetzt hab ich dich, drum knick ich dich — entschlüpfte der Bursche, indem er seinem Verfolger noch obendrein eine Nase drehte, das heißt wissenschaftlich gesprochen, neue Rätsel aufgab. Dann hatte Onkel Hahnemann böse Tage, haderte mit seinem Schöpfer, daß er ihn im Zorn zum Arzt geschaffen habe, zankte sich mit dem Herrn Pastor über den Begriff ‚Freier Wille' und verordnete seinem Patienten Amadeus scharfe Einreibungen.
Selbst die Gassenjungen, denen doch eigentlich seine Arbeit galt, weil sie durch das Herumspielen in der Gosse besonders gefährdet waren, kannten Onkel Hahnemanns Perioden.
„Onkel Hahnemann", hänselten sie, hinter einer Hausecke hervorspitzend, „hast du ihn, den Bazillus? Ätsch bäbä, du hast ihn nicht! Onkel Hahnemann is tumm, tumm, tumm, er dreht sich auf dem Fleck herum!"
Dann eilte ihnen der also Verspottete, ungeachtet seiner Würde, mit geschwungenem Regenschirm nach. Aber was half's? Jene waren hurtiger zu Fuß. Und wenn er doch

einen Lauser beim Kragen packte, so schaute das Knäblein gewiß mit solcher Unschuldsmiene zu dem Kopfjäger empor — „Ich war's bestimmt nicht, Onkel Hahnemann, der da war's!" — daß der gute Onkel Doktor es nicht übers Herz brachte, das süße Kindergesicht, wie es sich gehört hätte, hinter die Löffel zu schlagen.
Selbst die Erwachsenen, die natürlich mehr Herz und Verstand hatten, nahmen teil am Kummer ihres schon von den Vätern ererbten Hausarztes und fragten, eben weil sie mehr Herz und Verstand hatten, ganz unverblümt: „Na, Onkel Hahnemann, wieder ein Experimentchen im Eimer? Sieh endlich ein, daß dein Fimmel ein Fimmel ist. Könntest ein so angesehener Mann in der Stadt sein und machst dich zum Gespött aller Biederleute, die zuerst an sich selbst denken. Hör auf, deinem Fimmel nachzujagen, und kauf dir lieber einen neuen Regenschirm."
Danach sah Onkel Hahnemann allemal wie ein betrübter Rabe in die Welt, allerdings einer mit schon weißem Gefieder, und schämte sich sehr, daß er so dumm war. Natürlich traf er an solchen Tagen auch gewiß seinen Feind, den Herrn Pastor, den er sonst selten sah, weil sich die beiden Experten zweier so entgegengesetzter Bereiche geflissentlich aus dem Wege gingen. Der Herr Pastor, ein rüstiger Seelenmeteorologe, erkannte sofort das Tief, das über Onkel Hahnemanns zartem Geist hing, und verfehlte nicht, die Situation für seine Zwecke auszunützen. „Sie", — alle Leute duzten den guten Onkel Doktor, weil sie ihn trotz seiner Verschrobenheit liebten (keine Rechnungen zu schicken, war auch eine seiner Verschrobenheiten), nur der Herr Pastor sagte Sie zu ihm, auch wegen gewisser Verschrobenheiten. „Sie haben, wie ich höre, wieder Mißerfolg gehabt, Herr Dr. Hahnemann?" lächelte er nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude.
„Ach ja", seufzte Onkel Hahnemann. „Löchelbohrers Minchen, das arme Ding! Daß man als Arzt so hilflos zuschauen muß, wie einem das Kind unter den Händen ver-

dirbt." Hätte er auf einem winterkahlen Aste gehockt, er hätte vollendet wie ein Rabe ausgesehen.
„Trösten Sie sich", antwortete der Herr Pastor. „Es wird Gottes Wille sein."
„O!" Onkel Hahnemanns Augen begannen hinter den goldgefaßten Brillengläsern böse zu funkeln. „Wenn es wirklich, wie Sie behaupten, ein Jüngstes Gericht gibt, und der Alte da oben mir meine Sünden vorhält, dann will ich ihm Hagenüßleins Karlchen, Seidenflügels Isoldchen, Mockenteils Siegfriedchen unter die Nase reiben. Alles so muntere Lauserchen, und jetzt ... Mal sehen, was er dann sagt."
Der Herr Pastor, bei so grober Lästerung, zuckte sichtlich zusammen. Jedoch, er bezwang sich zur Mäßigung. „Gott schickt die Krankheit als Strafe für unsre Sünden."
„So", funkelte Onkel Hahnemann noch giftiger. „Was hat Gringmuths Jüppchen denn ausgefressen, kaum zwei Jahre war's alt, daß es so bestraft wird, so viehisch, so barbarisch?!"
„Vielleicht die Eltern?" wand sich der Pastor. Auch Pastoren haben schwache Tage.
„Schöne Justiz!" war Onkels Hahnemanns Antwort. „Ein irdischer Richter flöge als Unmensch aus dem Dienst. Aber dem lieben Gott trauen Sie's zu."
Der Herr Pastor sann in die Ferne. „Vielleicht hüllt er sich absichtlich in das Geheimnis, um uns in Demut zu üben."
„Dafür genügt mir ein Blick ins Sonnenlicht. Nein, Herr Pastor, es ist und bleibt eine Infamie sondergleichen. Wenn ich's nur rauskriegte, wenn ich's nur rauskriegte ... Das arme Brunhildchen, so ein klein, flink Mädchen ..."
„Vielleicht vertrauen wir auch zu sehr auf die Wissenschaft und vergessen darüber das Beten?" Ja, Pastoren sind zäh. Sie ziehen sich gern auf unkontrollierbare Gebiete zurück.
Jetzt aber wurde Onkel Hahnemanns Gesicht schneidender Hohn. „Schön, schön, ausgezeichnet! Wenn Sie mich

morgen anrufen, Onkel Hahnemann, kommen Sie rasch, ich hab einen Blinddarm, werde ich Ihnen Gebete verordnen. Vielleicht hilft's. Behüt Sie Gott in diesem Falle, Herr Pastor."
„Es ist heute wieder nicht mit Ihnen zu reden, Herr Dr. Hahnemann. Sie haben Ihren Fimmel."
„Jawohl", schrie Onkel Hahnemann. „Ich hab einen Fimmel. Aber wenn ich einen Fimmel hab, dann hatten die Heiligen und Märtyrer auch einen Fimmel; sie nämlich — die Menschen zu bessern, ich — die Menschen am Leben zu halten. Erfolg hatten wir beide nicht mit diesem Fimmel. Servus, Herr Pastor!"
Damit flatterte er um die Ecke, in seinem schwarzgrauen Regencape tatsächlich der Vogel Wodans, während sich der Herr Pastor sofort in Wahrung berechtigter Interessen zum Boß begab.
„Amadeus, deine Seele ist in Gefahr, wenn Dr. Hahnemann dir weiterhin den Schnupfen vertreibt."
„Warum und wieso?" stellte der Boß sich wieder mal dumm. „Onkel Hahnemanns Medikamente haben mir immer geholfen."
„Aber er gibt sie dir nicht aus dem rechten Glauben!" trumpfte der Herr Pastor auf.
Der Boß erwiderte kühl, daß Onkel Hahnemann seines Wissens nicht die Absicht habe, Chefarzt eines Krankenhauses zu werden. Auch die Anschrift eines gewissen Herrn Sowieso, Dr. med. et theol., die der Herr Pastor zur Beherzigung vorlegte, schob er achtlos beiseite. Onkel Hahnemann sei sein bewährter Freund, und wohin käme der Staat, wenn jedermann gezwungen werden sollte, seine Freundschaften den jeweiligen politischen Strömungen anzupassen? „Humanität, Herr Pastor, wenigstens in den einfachen menschlichen Beziehungen!"
Recht verärgert über die Tatsache, daß dieser Boß so gar nicht verstehen wollte, was christliche Politik sei, schied der Herr Pastor.
So war es viele, viele Jahre lang gegangen. Onkel Hahne-

mann war alt, grau und müde geworden. Die Welt rauschte wie ein ferner Strom an ihm vorüber, er züchtete Bazillen, betrachtete sie durchs Mikroskop, opferte Tausende von Meerschweinchen und Kaninchen, studierte die Lebensweise der Bazillen, fand auch wohl heraus, wo sie leben, wie sie leben, auch wie man sie zur Vermehrung anregt, aber wie man sie umbringe, nein, dies Geheimnis verrieten sie ihm nicht. Verständlicherweise. Wer täte es auch an ihrer statt?
Schon war Onkel Hahnemann am verzweifeln. Er wünschte sich, dem Bazillus und allen Narrotaniern die Pest an den Hals. Da kam ihm eine Idee. Anläßlich eines Krankenbesuches in Klein Köttgenrath entdeckte er sich dem Boß, weil der Staat doch Interesse für die Wissenschaft hat.
„Amadeus, ich brauche Geld."
Bereitwilligst zog der Boß sein Portemonnaie aus der Tasche. „Zwanzig Mark?" Denn es war kurz vor dem Ersten.
Beim Anblick des unbedeutenden Scheines sah Onkel Hahnemann schräg. „Es handelt sich um eine lebenswichtige Sache, Amadeus. Du kennst doch meinen Fimmel. Unsre Kinder, Narrotaniens Zukunft..."
„Das ist Sache der Eltern", wehrte der Boß kühler werdend ab. „Oder der Krankenkassen."
„Werde nicht zynisch, Amadeus. Denk, es träfe mal Paul!" Aus seinen Augen sprach so viel Qual, daß der Boß nicht widerstehen konnte, denn auch ein Boß hat Herz.
„Also im Ernst — wieviel?"
„Zwanzigtausend."
Der Boß sprang hoch, als habe ihm Paul gestanden, er wolle Schauspieler werden. Er kramte den letzten Gehaltszettel aus der Tasche, wies das leere Sparkonto nach, zeigte den falsch ausgefüllten Totozettel, das verspielte Lotterielos, kurz, Onkel Hahnemann mußte an Hand aller Maßnahmen, die ein Beamter ergriffen hatte,

sein geringes Einkommen zu erhöhen, doch einsehen, daß er an die falsche Adresse geraten sei. So niedergeschmettert saß er im Großvaterstuhl, daß der Boß den Spott mit dem Fimmel, den auch er auf den Lippen hatte, unterdrückte und sich sogar bereit erklärte, mit ihm zu Julius zu gehen. Vielleicht habe dieser ausnahmsweise gut gefrühstückt. „Zudem", fuhr der Boß fort, „wäre es mir auch aus kirchenpolitischen Gründen lieb, wenn du mit dem Herrn Pastor ins reine kämst. Denn deine Kirchenfeindlichkeit, Onkel Hahnemann, fängt an, mir schwierig zu werden. Man bestürmt mich, den Leibarzt zu wechseln. Aber ich mag nicht, denn sie wollen bloß einen, der mir Bettruhe verordnet, wenn's ihnen paßt und nicht mir. Mäßige dich bitte. Du weißt, wer vom Papst nascht, stirbt. Auf denn, zu Julius."
Julius, als er die beiden durch die Tür treten sah, setzte sich sofort, böser Ahnungen voll, auf die Kiste, in der er den staatlichen Gewinn am Toto verwahrte. „Hat gar keinen Zweck", schnarrte er als Begrüßung. „Ich bin blank, vollständig blank."
Während er so mit der Miene eines giftigen Schatzhütezwerges auf der Kiste saß, setzte der Boß umständlich auseinander — Bekämpfung der Kinderlähmung, wissenschaftlicher Zweck, Dienst an der Volksgesundheit, Kinder beste Kapitalsanlage des Staates ... „Sogar Poneleit macht sich Gedanken, wer die Altersversorgung finanzieren soll, wenn die Kinder aussterben."
„Sehe ich ein", nieselte Julius, „sehe ich alles ein. Aber der Fond ist erschöpft, völlig erschöpft. Vor einer halben Stunde habe ich die letzten drei Mark als Grundstock für eine Stiftung vergeben. Reich' mal die Liste dort, Amadeus", bat er. „Ich hab's in den Knien." Der Gauner, er wollte bloß von der Kiste nicht runter.
„Also", näselte er bedeutsam, indem er immer wieder die Augen vorwurfsvoll vom Blatt erhob und abwechselnd auf Hahnemann und den Boß richtete. „Professor X für Erforschung des Seetangs als Grundstoff menschlicher

Ernährung — 50 NM. Professor Y für Grabungen am Kongo zwecks Aufhellung der Überreste pygmäischen Lebens in diluvialen Erdschichten — 55 NM (Julius hob die Stimme wegen der 5 NM mehr). Professor Z für spezielle Untersuchung der Frage, warum edle Mongolenkinder ein blaues Dreieck über dem Hintern haben — 63,58 NM. Nun, ist das nichts? Ach Boß, diese Professoren! Sie weiden mich aus wie die Jäger ein erlegtes Reh. Und ich dachte, wenigstens du und Onkel Hahnemann, ihr wärt meine Freunde." Er sah wirklich trübselig drein. Plötzlich reckte er sich und warf die Hände gen Himmel, daß die Hemdsärmel zurückfielen und die spärliche Behaarung der dünnen Unterarme freigaben. „Der Staat geht zugrunde an dieser wissenschaftlichen Verschwendungssucht! Ich bin verantwortlich! Man wird mich eines Tages auf den Richtblock schleifen."
„Dies Schicksal wartet auf jeden König", bemerkte der Boß trocken, und ein wenig spitzig setzte er hinzu: „Und das Volk wird dann wenigstens klaren Blickes erkennen, wer den Staat in Wahrheit regiert hat. Schau mal — Onkel Hahnemann arbeitet seit fünfundvierzig Jahren . ."
„Und noch kein Erfolg?" fuhr Julius hoch. „Dann ist Ihre Forderung, gelinde gesagt, eine Unverschämtheit. Sie müssen mir doch einen Anfangserfolg nachweisen können."
„Ich komme ohne Apparate nicht zum Ziel."
„So beschaffen Sie sich diese Apparate, Herrgottimhimmelnichtnochmal!"
„Woher soll ich das Geld nehmen?"
„Geld, Geld! Mit Geld kann jeder. Nein, ausgeschlossen, ich habe nichts, ich gebe nichts." Damit verschränkte er die Arme vor der Hühnerbrust und gab sich das Ansehen eines Geldschrankes, der endgültig die Türen schließt. Da schien es eine Fügung des Schicksals, daß der Boß auf dem Tisch eine andre Liste erwischte, die Julius — kein Sünder ist so schlau, daß er nicht doch Fehler begeht — dort hatte liegenlassen. Triumphierend, während Onkel

Hahnemann wie ein Kaninchen, das sich als Löwe und Vampir vorkommt, auf dem Holzschemelchen hockte, las der Boß vor:
„Für Boxsport — 250 NM.
Für das Spiel mit dem runden Leder — 3500 NM.
Für Damenschlammringkampf — 7213,77 NM .... na, hör mal!"
Während Onkel Hahnemanns Augen grün vor Neid wurden, wand sich Julius wie eine Schlange im Schnabel des Adlers. „Ach", klagte er. „Was soll ich kleiner Sparkassenvorstand machen, wenn die Wüstlinge mit den dicken Muskelpaketen hereinstürmen?"
„Und vor Männern der Wissenschaft hast du keinen Respekt?"
„Respekt schon", schaukelte Julius auf seinem mager befleischten Hinterteil.
„... aber keine Angst!" höhnte der Boß.
Es half dem armen Julius nichts, daß er auf die mit Lederflecken besetzten Ellenbogen hinwies, um seine und des Staates Narrotanien Armut zu demonstrieren. Es half ihm nichts, daß er sich in der verkehrten Richtung vor den Besuchern verneigte, um seinen abgewetzten Hosenboden über einer schlaffen Semmel vorzuweisen, er mußte sich zu der Frage entschließen:
„Wieviel brauchen Sie, Dr. Hahnemann?"
Doch als er die Summe hörte, sank er um. Onkel Hahnemann mußte ihn ärztlich betreuen, das heißt flach legen. Und da wurde die ganze Charakterstärke dieses Julius offenbar. Während in früheren Zeiten die Ämter in Prachtbauten und luxuriösen Inneneinrichtungen gewetteifert hatten, lag hier nur eine dünne Pferdedecke über blanken Brettern, und als Kopfpolster diente eine Lederkatze, in der sich gewisse, ganz geheime Ersparnisse befanden.
„Ach Gott, der arme Mensch", zerfloß Onkel Hahnemann vor Mitleid. „Ich habe ihm einen Schock versetzt."
Der Boß blieb ungerührt. „Schadet ihm gar nichts. Das

sind so Mätzchen, die er von Pemf gelernt hat. Der lebt länger, als wir beide zusammen. Also gib das Geld, Julius, sonst gibt dir Hahnemann Gift."

Mit schwacher Stimme bat Julius, die Herren möchten sich wenigstens umdrehen, dann würde er mit sich zu Rate gehen.

„Na schön", sagte der Boß. „Dein Todeskampf ist gewiß auch ein unguter Anblick."

Hinter dem Rücken der beiden fingerte Julius unter der Pferdedecke und brachte ein paar abgegriffene Lappen zum Vorschein. Dies sei das Äußerste, bei seiner Seele Seligkeit das Äußerste, wenn der Staat nicht bankerott machen solle, klagte er mit einer Stimme, die aus Abgründen von Schmerz und Verzweiflung kam.

„Hm", sagte Onkel Hahnemann, als er die Scheine zählte. „Um mein Mikroskop zu reparieren, wird's vielleicht langen."

„O, Herr Dr. Hahnemann", ächzte Julius noch immer. „Ich liebe die Wissenschaft, ich bin bereit, mein Blut zu spenden, ich habe im Testament verfügt, daß meine Seele zu wissenschaftlichen Zwecken seziert wird, und ich liebte sie noch viel mehr, wenn sie nicht so entsetzlich teuer wäre. Betrachte mich nicht so herzlos, Amadeus. Es ist wahr."

„Wann zahlst du den Rest?" fragte der Boß roh.

Er müsse erst Anträge haben, nicht viele, nur so ein paar kleine kurze Anträgchen. Damit erhob er sich ächzend und kramte aus seinem Schrank die erforderlichen Formulare hervor. „Es wird benötigt:

1. Handgeschriebener Lebenslauf.
2. Polizeiliches Führungszeugnis.
3. Zwölf Lichtbilder, je drei von vorn, hinten, rechts und links.
4. Kontoauszug der Bank nebst Beglaubigung der finanziellen Integrität.
5. Quittung des Finanzamtes über erfüllte Steuerpflicht.
6. Gutachten einer Universität über den wissenschaft-

lichen Ruf des Antragstellers (Referent und Korreferent).
7. Wissenschaftliche Darstellung der Lebensgewohnheiten des fraglichen Bazillus nebst Begründung, warum derselbe nicht billiger umzubringen, als im Grundantrag begründet.
8. Eingehende Begründung, warum geforscht werden müsse, bzw. warum bisherige Behandlungsmethoden ergänzungsbedürftig seien. (Nicht zu verwechseln mit Bogen 7, Teil 2).
9. Stellungnahme der Krankenkasse, wie sich im Falle des Gelingens die neue Therapie auf die Rezeptkosten auswirken werde.
10. Statistische Unterlagen über die Krankheitsfälle möglichst mit Vergleichszahlen aus anderen Kontinenten und seit dem Jahr 1527 (Gründungsjahr der Universität Marburg).
11. Stellungnahme des Amtsarztes und der obersten narrotanischen Gesundheitsbehörde.
12. Stellungnahme der juristischen und theologischen Fakultät über die Rechtmäßigkeit des Angriffs auf die Existenz kleinster Lebewesen.
13. Stellungnahme der Handwerkskammer über den Wert (Versteigerungswert) der bereits vorhandenen Apparatur, nebst Nachweis wann, wo, von wem, zu welchem Preis, aus welchen Mitteln, in welchem Zustand gekauft.
14. Fragebogen über des Antragstellers politische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.
15. Beglaubigung des Herrn Pastors über Kirchenbesuch, Lebenswandel, Bibelkenntnisse, Teilnahme am Gemeindeleben.
16. Fragebogen über Konfession entfällt auf Grund der Zusammenlegung des Herrn Pastors, trotzdem auszufüllen, denn man kann nicht wissen.
17. Amtsärztliches Zeugnis über Gesundheitszustand des Antragstellers (besonders auf Herz und Nieren zu prüfen).
18. Gutachten einer psychiatrischen Klinik über Geistes-

zustand des Antragstellers (vor und nach Ausfüllung der Anträge, Fragebogen etc.).
19. Fragebogen ‚Allgemeines' — Radiohörer? Filmfan? Lektüre? Sport? Quiz? Reisen? Hobby? usw.
20. Familienleben — verheiratet? Warum? Kinder? Warum so viele oder nicht so viele? Einkünfte der Kinder? Wenn ja, warum nicht mehr?
21. Eidesstattliche Erklärung über voraussichtliches Ableben des Antragstellers."
O, Julius ist ein Virtuose in der Kunst, Gelder, die er zahlen soll, auf die lange Bank zu schieben! Die Vordrucke seien auf den zuständigen Ämtern erhältlich, bzw. dort zu bestellen, wenn vergriffen. So bemerkte er abschließend.
„Uff", blickte Onkel Hahnemann aus dem Büchelchen, in dem er sich alles notiert hatte. „Wie oft am Tage ich Stuhlgang habe, brauchen Sie nicht zu wissen?"
Doch Julius lächelte mit tödlichem Ernst, denn er war trotz allem ein Mensch mit Humor. „Sie irren. Punkt 17. Amtsärztliches Zeugnis. Oder Punkt 4. Auskunft der Bank über Liquidität."
Als die Herren aufbrachen, begehrte Julius eine Quittung über 200 NM.
„Es sind nur 195 NM", sagte Hahnemann.
„Ganz in Ordnung", antwortete Julius, schier beleidigt. „5 NM Trennungsentschädigung für den Staat. Amadeus, sei so gut, reich die Sparbüchse her." Ein seliges Lächeln um die blutarmen Lippen, steckte Julius den Betrag in den Schlitz des tönernen Schweinchens.
Dann schieden die beiden mit kurzem Gruß, nicht ohne daß der Boß reichlich höhnisch an Julius den Wunsch übermittelte, er möge in seinem Fiskus ersticken.
„Dies wäre", lächelte Julius verklärt, „rein dienstlich gesehen, der süßeste Tod, der mich treffen könnte. Doch das hat leider noch gute Weile. Addio, und kommt nicht so bald wieder. Herr Dr. Hahnemann, noch eine Frage bitte — was tut man gegen Schluckauf und Herz-

schwäche? Können Sie nicht schnell ein Rezeptchen ..."
„Sprechstunde jeden Vormittag von 9—12. Erste Untersuchung 15 NM. Sofort zahlbar. Auf Nimmerwiedersehen."
Damit gingen die Herren endgültig. „Schamlose Diebesbande, Blutsauger" waren die gelindesten der Schmeichelnamen, die Julius ihnen nachsandte. Dann versank er in Grübeln, indem er wie einst Herr Walther von der Vogelweide zwar nicht auf einem Steine, wohl aber auf seiner Kiste saß, Bein mit Beine deckend, Wange und Kinn in die Hand geschmiegt. Es war noch keine halbe Stunde vergangen, da fuhr er mit einem Entzückensschrei hoch. „Julius, du hast es!"
Behende wie eine Maus huschte er zum Schreibtisch und entwarf, nachdem er zuvor sorgfältig die Tür verriegelt hatte, mit fliegender Feder ein neues Steuergesetz des Inhalts, daß a) jedes Elternpaar, dessen Kind(er) an Kinderlähmung erkrankt sei(en), im Falle der Genesung 10 NM Kinderlähmungsgenesungssteuer zu entrichten habe. (Ist's nicht ein bissel wenig, wenn man die Freude der Eltern bedenkt?). Daß b) im Falle des Todes eine Kinderlähmungstodesfallsteuer in Höhe von 15 NM abzuführen sei (Schmerzensgeld, Ersparnis durch Abgang eines Essers und Schuhverschleißers, Reugeld an den Staat wegen Ausfall eines späteren Steuerzahlers, daher in dieser Höhe gerechtfertigt). Nur im Fall einer einer Dauerschädigung sei eine Steuer nicht zu zahlen. (Oder doch? Vielleicht die Hälfte der Überlebenssteuer = 5 NM plus der Hälfte der Todesfallsteuer = 7,50 NM, zusammen = 12,50 NM? Nein, Julius, du mußt auch nicht grausam sein. Gerechtigkeit über alles, denn die Leute haben zusätzliche Kosten, und ein bißchen Menschlichkeit tut den Steuerzahlern wohl. Also nichts zu zahlen).
„Hihi", hüpfte er zwischen seinen Kisten und Ledersäckchen. „Die 200 NM an Onkel Hahnemann sind in einer Woche herein, dann kommt der große Verdienst, gleichgültig ob Hahnemanns Methode Erfolg bringt oder nicht.

Hurra, ich kann endlich Theophils Kanone bezahlen! Herr Gott, laß eine Epidemie kommen, laß auch keine kommen, ich bin gerettet!"
Doch — Julius, Julius, wohin versteigst du dich? Julius, du bist ein schlechter Sparkassendirektor! Ein Loch, ein gähnendes Loch in deinem Kinderlähmungstodesfalloderüberlebenssteuergesetz! Wenn Onkel Hahnemann die Krankheit ausrottet ... ? ? Flugs eine Novelle: „Alle Eltern, deren Kinder nicht von der Kinderlähmung befallen werden, zahlen ersatzweise eine Freudensteuer von jährlich 2,50 NM an die Staatskasse." Julius, wie hast du das gedeichselt? Genial, einfach genial. Kleinvieh gibt auch Mist.
„Narrotanien wird reich", hüpfte Julius auf einem Schlorren durchs Zimmer. „Eines Tages kaufen wir Srinowitsch die Ostzone ab oder dem Herrn Pastor die Kirchengefälle, hihi!" Dieser Gedanke machte ihn so schwindeln, daß er sich drehte.
Da schlug die Turmuhr sechs. Feierabend! „Ah, endlich wieder Mensch sein dürfen", seufzte Julius erlöst. „Gelddenken vergiftet die Seele." Er knipste das Licht an, das er bisher, da es bis sechs Uhr dienstlich geleuchtet hätte, aus Furcht vor dem Rechnungshof nicht hatte brennen lassen. Ab sechs Uhr aber lief der Strom über den privaten Zähler. Dann zog er sein schäbiges Dienströckchen aus und hüllte sich in einen rosa verschnürten Schlafrock. Aus dem Kleiderschrank langte er zusätzlich ein Köpfchen frischen Salates, das die Aufräumefrau täglich zu liefern strenge Anweisung hatte, und brachte durch Spitzen der Lippen und sanftes Ausblasen des Atems lockende Töne hervor. „Portiunkula, komm hervor, Herrchen hat was Feines für dich!"
Tapp, tapp machte es auf dem Fußboden, und unter dem Schrank kam sie hervor, Salätchen aus der Hand ihres Herrchens zu naschen, Portiunkula, die hundertjährige Schildkröte. Und während Julius die Lieblingin fütterte und ihr die allererlesensten Koseworte zuflüsterte, genoß

er gleichzeitig das Schnippchen, das Julius der Privatmann Julius dem Finanzgewaltigen geschlagen hatte, als er eine von ihm selbst vorgeschlagene Schildkrötensteuer — denn die Narrotanier huldigen neuerdings der Mode des Schildkrötenhaltens, seit die Hundesteuer zu teuer geworden ist — gemeinsam mit dem Parlamentarier zu Fall gebracht hatte. Es war zwar nicht recht gewesen von ihm, nein, aber der Mensch, der keine Freude daran hätte, das Finanzamt zu begaunern, soll noch geboren werden. Auch Julius war dieser Heilige nicht, und deswegen hielt er sich selbst für einen Menschen, der trotz seines Amtes im Gnadenstand lebe.

Wenige Tage darauf trat der Boß den Dienst wieder an. Es war höchste Zeit. Denn die Narrotanier beklagten sich bereits bitter, daß sie wegen der herrschenden Ruhe nachts nicht mehr schlafen könnten. „Sire, machen Sie Wirbel, oder wir beginnen zu denken!" Drohbriefe solcher Art brachte Poneleit stoßweise zur Bergherberg. Also dann . . .

Die Dankbarkeit der Narrotanier reicht stets nur von 12 Uhr bis mittags. Man wird gleich sehen! Als der Boß vom Nachmittagsschläfchen erwachte, spürte er Kaffeedurst, denn Martha hatte die Heringe, zu Schnittbohnen serviert, nicht lange genug wässern lassen. Weil er jedoch, einem notwendigen Staatsgesetz weit vorauseilend, fand, daß auch eine Hausfrau Anspruch auf Schonung und Freizeit habe, beschloß er, sich das Gelüst zu verkneifen und statt dessen die Wirtschaftsnachrichten zu lesen, deren Studium er im Behagen der Urlaubstage vernachlässigt hatte. Deshalb schlug er die Nummern der vergangenen Woche nach. Da stand, man könne mit Sicherheit annehmen, daß die Preise, die den Lebensmittelindex bedauerlicherweise so in die Höhe getrieben hätten, bald fallende Tendenz aufweisen würden. Richtig, die nächste Nummer brachte unter der Rubrik: „Dein Freund, der Hausarzt, rät..." den Aufsatz von Dr. Hahnemann über unheilvolle Einflüsse des Coffeins auf Leber und Zentralnervensystem. Man kennt solche Aufsätze aus jedem Krieg. Wenn da z.B. der Kakao knapp wurde, so war zehn gegen eins zu wetten, daß eine medizinische Kapazität schleunigst das in der Kakaobohne enthaltene Gift entdeckte, von dessen Genuß nichts als eine Schädigung des menschlichen Organismus zu erwarten sei. Man könne also nur froh sein, wenn man endlich vom Kakao erlöst werde.

„Also doch", knurrte der Boß.

Da ihn die Sache beunruhigte, blätterte er weiter und fand tatsächlich den Ärger, den er suchte, d.h. den „von

unserm nach Kaffanien entsandten SP — Sonderkorrespondenten" verfaßten Bericht über die Versammlung der dortigen Kaffeeplantagenbesitzer, welche um die Gründe der augenblicklichen Hausse, die eigentlich strukturell eine Baisse darstelle, ein echtes Gespräch geführt hatten. Die Hausse sei nämlich gar keine Hausse, indem die Hausse der Produktion eine Baisse der Preise herbeigeführt habe, die Baisse der Preise zwar im Augenblick eine Gewinnhausse brächte, die jedoch bei einer möglichen Baisse der Produktion keine sofortige Steigerung der Preise von Baisse auf Hausse zulassen würde, weil die Baisse im Geldbeutel des Verbrauchers die erhoffte doppelte Hausse der Verdienstspanne auf unter Baisse herabdrücken müßte. Soweit die lichtvolle Diskussion. Klarheit habe nur über folgendes geherrscht: nachdem man unter dem Druck der Ozeanier die Einfuhr narrotanischer Kühlschränke gestoppt habe, müsse ausgleichenderweise der Export kaffanischen Kaffees nach Narrotanien gesteigert werden. Das gebiete die wirtschaftliche Vernunft, weil das Geld, das die Narrotanier sparten, indem sie fortan auf den Einkauf der für eigene Kühlschränke benötigten Rohstoffe verzichten müßten, am praktischsten in Kaffee angelegt werden könne. Jawohl, die Narrotanier müßten mehr Kaffee trinken, sie müßten so viel Kaffee trinken, daß der Kaffee knapp und daher aus der dann eintretenden Baisse des Angebotes endlich eine echte Hausse der Preise würde, womit den Kaffaniern gleicherweise gedient wäre wie den Narrotaniern. „Denn die Narrotanier sind das Volk Beethovens, der bekanntlich die göttlichen Eingebungen in seinen Symphonien nur dem Genuß von einem Dutzend Tassen Kaffees und mehr pro Tag verdankte. Volk von Narrotanien, trinke Kaffee, und du wirst genial!" Es habe eine allgemeine Begeisterung für Narrotanien geherrscht, und das vorgeburtliche Wehen des Jahrhunderts der gegenseitigen Integration sei vollendet spürbar gewesen. Wie eine Bombe sei daher die Nachricht in die Versamm-

lung geplatzt, daß im „Narrotanischen Geistesblitz" ein Dr. Hahnemann vor dem Genuß von Kaffee gewarnt habe. Mit einem Schlag sei die gute Meinung für Narrotanien ins Gegenteil verkehrt worden. Rufe seien laut geworden wie: „Fünfte Kolonne!" (denn wie haben, sagt es uns, die Narrotanier schon einen Tag vorher von unserm Beschluß gewußt, so daß sie Gegenminen legen konnten??) „Hinterhältiger Anschlag auf die Solidarität der Völker!" (denn wenn die Völker beschlossen haben, den Narrotaniern ihr Geld abzuknöpfen, wie können diese es wagen, sich dagegen aufzulehnen?) „Der Geist des abscheulichen Tyrannen, der die ganze Welt unter seine braune Stiefel treten wollte, spukt wieder (oder noch) in Narrotanien! Keine Kaffeebohne für diese Verbrecher!" Kurz, es sei ein sagenhafter Tumult losgebrochen. Wörtlich fuhr der SP — Korrespondent fort: „Man fragt sich, mußte das sein? Die Aussichten, daß der Kleine Mann von der Straße sein wohlverdientes Täßchen Kaffee um fünf Narringe billiger würde genießen können, waren enorm. Durch das Ungeschick unsrer Regierung, welche nicht imstande ist, einen ausgesprochenen Hetzartikel zu verhindern, sind sie dahin. Dulden Sie im Ernst, Boß, daß der verspätete Nachläufer des undiskutablen Tyrannen, wie dieser mysteriöse Dr. Hahnemann, uns in den Augen der gesamten gesitteten Welt derart herabsetzt? Dies Krebsgeschwür muß endlich und radikal ausgebrannt werden. Wir von der Presse vertreten die echte Stimmung des Volkes, und der Kleine Mann von der Straße denkt so: Kaffee ist Geist, und den haben wir Narrotanier nötig. Also her damit, koste es, was es wolle. Anderen Völkern und Menschen helfen, ist das oberste Gebot, das für den Christen gilt. Wenn es so leicht geschehen kann wie hier, durch ein zusätzliches Täßchen Kaffee nämlich, sollten wir dankbar die uns gereichte Bruderhand ergreifen. Videant consules!"

S(ancho) P(ansa)

„Und wo bleibt das Echo?" fragte der Boß. Die nächste Nummer brachte es schon! „Kaffania, den soundsovielten. Narrotaniens Regierung im Schlepptau des toten(?) Tyrannen! Narrotanischer Leib- und Magenarzt versucht Verbrechen wider die Menschlichkeit! Kaffanische Regierung erwägt Regreßansprüche wegen Verdienstausfalles!"

Die Wut ersetzte dem Boß zehn Tassen Kaffee. Schon wieder ein Rundgang fällig! Die ganze Politik besteht aus Rundreisen und Klinkendrücken, dachte er gallig, als er davonstürzte, um Onkel Hahnemann auch seinerseits zu vermöbeln.

Onkel Hahnemann saß im Labor und blickte angestrengt durchs Mikroskop, denn er war, wie bekannt, ein gewaltiger Forscher vor dem Herrn.

„Hahnemann, was hast du angerichtet?" bedrohte ihn der Boß mit dem Stock. „Dieser verfluchte Kaffeeartikel!"

Onkel Hahnemann schob die Brille auf die Stirn. „Ich?" hob er erstaunt den klugen Kopf, „ich habe als Arzt doch das Recht..."

„Recht, Recht! Mensch, denk doch politisch!"

Onkel Hahnemann, sich erhebend, sah dem Boß klar in die Augen. „Tu ich nicht, Paps", sagte er fest, „bin Arzt."

Jeden andern hätte auch der Vorwurf, posthum die braune Tyrannis zu fördern, aus der Fassung gebracht. Onkel Hahnemann war jedoch Philosoph. „Typischer Fall von fehlgeleiteten Assoziationen. Empfehle dem Kläger ärztliche Behandlung."

„Patient fühlt sich aber völlig gesund."

„Um so verrückter ist er", kam es mit herzlichem Lachen zurück.

„Da ist nichts zu lachen, Asklepios! Du hättest vorher bei mir anfragen sollen."

„Mein Gott, ich kann doch nicht wegen jedem..."

„Gerade der Scheißdreck macht in der Politik die meiste

Mühe", schrie der Boß wütend. „Denkst du, ich hab' Nerven wie Stricke? Ich verbiete dir, weitere Artikel zu schreiben."
Onkel Hahnemann blieb die Abgeklärtheit in Person. „Kannst du nicht, Paps. Jeder hat nach Paragraph sowieso der Verfassung das Recht, seine Meinung durch Druck, Schrift oder Wort zu verbreiten. Geh, Paps, laß dir von Martha ein Beruhigungszäpfchen stecken ..."
Schon die Vorstellung dieser Tat — und das hatte der kundige Arzt bezweckt, — besänftigte den Aufgeregten. „So nimm doch Vernunft an", bat er. „Schreib: Kaffee ist gesund."
Hahnemann schüttelte den grauen Kopf. „Allzuviel Kaffee schädigt das Herz, und dabei bleibts. Wir haben durch den Amoklauf der vierziger Jahre so viel angeknaxte Herzen in Narrotanien, daß ..."
„Aber ich", fiel ihm der Boß, schon wieder aufgebracht, in die Rede, „kann mir nicht von der Wissenschaft in die Politik funken lassen!"
„Und ich nicht von der Politik in die Wissenschaft!"
„Hahnemann", machte der Boß den Namen des Freundes zum Ausdruck seiner Verachtung.
Onkel Hahnemann zuckte gleichgültig die Schultern. „Ärzte werden von unvernünftigen Patienten immer beschimpft. Typischer Fall von Hypotonie. Gute Besserung, Paps. He, Paps", rief er dem Davonstürzenden nach, „willst du nicht mal den Kinderlähmungsbazillus sehen? Ich habe ein prächtiges Exemplar unter der Scheibe. Keine Zeit? Schade! Ja, die Narrotanier haben nie Zeit. Das ist der Krebsschaden." Seufzend schob er sich wieder ans Mikroskop, um dem Kinderlähmungsbazillus hinter die Schliche zu kommen.
Immer noch voller Wut stürzte der Boß auf die Redaktion des „Blitzes". Hoch schwang die Rechte den Wirtschaftsbericht.
„Das hat mir mein Feind angetan!" schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Scheren, mit denen aus den

Nachrichten alles herausgeschnitten wurde, was dem Redakteur nicht paßte, hüpften und klirrten.
Der Redakteur fuhr sich durch das wallende Haar und berief sich auf die Pressefreiheit.
„Im Wesen der Freiheit liegt es, nicht immer Gebrauch von der Freiheit zu machen!" tobte der Boß.
„Das heißt", grinste der Schriftleiter respektlos, „man ist frei zur Unfreiheit."
Der Boß begriff, daß er sich vergaloppiert hatte. „Ihr hättet doch wenigstens anfragen können." Das habe man ja getan, und zwar, da die Regierung bekanntermaßen mit Informationen geize, beim Fräulein Martha, und diese sei ganz einverstanden gewesen mit dem Artikel des Arztes. Der viele Kaffee, habe sie gesagt, mache die Regierung nervös.
„Zum Teufel", funkelte der Boß den Gummimann an, „seit wann ist meine Haushälterin eine Pompadour? Den Kurs der Regierung bestimme ICH!"
Die Zeitung habe aber die Pflicht...
„Ich werde verrückt", ließ sich der Boß in den Rohrstuhl fallen, „im selben Blatt pro und contra."
Das liege am liberalen System. Da könne man einerseits andrerseits, ohne sich was zu vergeben.
„Ja, was ist denn nun eure wahre Meinung? Seid ihr für viel Kaffee oder für wenig?"
Die Entscheidung sei noch nicht gefallen, orakelte die Schriftleitung.
Der Boß ballte die Fäuste. „Ihr müßt doch einen klaren Kurs steuern, Verantwortung übernehmen!"
„Um Gottes willen", lächelte der „Geistesblitz" süffisant, „Die Auswahl der Informationen..."
„Ja, die machts!" schloß der Boß grimmig. Aber da man sich mit der Presse gut stellen soll, legte er sein Gesicht in freundliche Falten und bot dem Schriftleiter zum Abschied die Hand. „Wozu streiten? Wir ziehen ja doch an einem Strang. Komm, mein Jung, trinken wir einen Schnaps. Oder Kaffee?" setzte er scherzend hinzu.

Der Jüngling nahm die Hand, lehnte das Getränk jedoch ab. Die Öffentlichkeit würde aus der Tatsache des gemeinsamen Männertrunkes auf Abhängigkeit der Presse von der Regierung schließen und deshalb der Presse nicht mehr das bisherige Vertrauen entgegenbringen. „Es wird ja heutzutage alles politisch mißdeutet", seufzte er schmerzlich.
„Selbst die Tasse Kaffee, die wir mit dem oder jenem schlürfen", scherzte der Boß recht gezwungen. Denn er mißtraute der Ablehnung, weil er auch sie für politisch verseucht hielt.
Einmal auf der Tour, begab sich der Boß auch zum „Licht", welches, empört über die zersetzende Charakterlosigkeit des „Blitzes", einen Leitartikel über die Pflicht zur Enthaltsamkeit versprach, wenn nur der Boß nicht auf Onkel Hahnemann bestehen wolle. Es sei in Narrotanien eben gefährlich, einen von irgendwoher als verspäteten Anhänger des weiland Tyrannen Angepöbelten in Schutz zu nehmen, und wenn er dem Staat noch so treu diene. „Dr. Hahnemann macht sich ohnehin nichts daraus", tröstete der Redakteur, als er den Boß zögern sah. „Morgen haben die feinen Leut' einen andern in der Zerre, und der Fall Hahnemann ist vergessen. Vertrauen Sie nur Ihrem „Licht". Es leuchtet der Wahrheit."

DER KLEINE MANN

Ein wenig getröstet spazierte der Boß am Rande Hauptnarros, wo die neue Siedlung gebaut war. Die Häuschen standen in Reih und Glied wie die Soldaten — „Theophil würde seine Freude daran haben", dachte der Boß — und schmucke Vorgärtchen erweckten den Eindruck von Zufriedenheit und Wohlbehagen ihrer Besitzer. Daß die Abendsonne darüber schien, machte das Bild des Friedens nur vollkommener. „Ja, es lohnt sich eben doch, die Last Narrotaniens zu tragen", sinnierte der wandelnde Boß. Eines nur wunderte ihn — daß er auf freundlichen Gruß heut soviel kalte Gegengrüße empfing. „Was haben die Narrotanier, ich bin doch der Vater des Vaterlandes?"
Vor einem der Häuschen verlangsamte der Boß seinen Schritt. Es stand zwar in der Reihe, aber es fiel aus der Reihe. Zwischen Levkojen wuchsen Disteln und Wegebreit, vor den Fenstern hingen die Läden unlackiert und schief in den Angeln. Auf der Rosenbank vor dem Haus saß hemdärmelig ein Mann in mittleren Jahren, aus dem Pfeifchen stäubte die Asche und beschmutzte die grüne, mit violetten Stopfern nachlässig ausgebesserte Strickweste. Der Bauch ruhte auf übereinandergeschlagenen Beinen, die Füße steckten in Schlorren, während im Gestrüpp des unrasierten Kinnes die Sonne mit dem Schatten der Rosenblätter Fangmichdoch spielte. Der Geruch fauliger Abwässer mischte sich mit dem Blütenduft einer jungen Linde.
Das Widerspruchsvolle dieser Erscheinung ließ den Boß

stehen bleiben. „Grüß Gott, Vater Ziegenkäs, schmeckt das Pfeifchen? Eija, ja, die Wärme tut den alten Knochen wohl. Was macht die Frau Gemahlin? Wie geht's den lieben Kinderchen? Hat Onkel Hahnemann das Bäuchelwehweh verjagt?"

So sprach der Boß, denn es ist Sitte bei den Narrotaniern, daß die höchsten Persönlichkeiten, denen das Wohl und Wehe des Ländles anvertraut ist, so tun, als wenn sie nichts Besonders wären, denn man liebt es in Narrotanien nicht, überragt zu werden. Der weiland Tyrann hatte sich mit einem Wall schwarzgekleideter Riesen umgeben, die weiland letzte Majestät war im Auto vorbeigeflitzt, aber jetzt hatten sich die Zeiten gewandelt. Die Staatsmänner wagten es, das Herz, das sie fürs Volk hatten, offen zu zeigen, und sie durften es auch, denn das Volk von Narrotanien liebt, ehrt und versteht die Männer, die seine Sorgen auf ihre Schultern geladen haben...

Wer beschreibt daher das Erstaunen des Boß, als ihm auf seinen ergebenen Gruß nur mürrisches Grunzen zuteil wurde, ja, als Vater Ziegenkäs umständlich, aber zielbewußt wie ein Mann, in dem starke Entschlüsse reifen, das Feuer im Pfeifchen festdrückte, sich gewichtig erhob und, indem er den Kopf rot anschwellen ließ, über den mit Steinplatten und Schlacken unordentlich belegten Weg zur Gartenpforte geschlurft kam?

„Das bedeutet nichts Gutes", dachte der Boß, aber als unerschrockener Staatschef beschloß er, dem heraufziehenden Sturm standzuhalten, denn es ist niemals unwichtig, die wahre Meinung des Volkes kennenzulernen. Ja, es ist besser, einander mal ordentlich anzubrüllen, dann weiß doch jeder, woran er ist. Erst das Schweigen wird gefährlich!

Richtig. Vater Ziegenkäs lehnte sich breit auf das aus rotgestrichenen Stahlröhren nach neuestem von der Industrie diktierten Geschmack zusammengelötete Gatter.

„Na, dann wollen wir mal Fraktur reden, verehrter Herr."

„Dafür bin ich da", lächelte der Boß, denn er dachte, daß Höflichkeit entwaffnend wirken würde. Gefehlt!
„Sagen Sie mal", blies ihm Vater Ziegenkäs den Pfeifenrauch drohend ins Angesicht, „was haben Sie eigentlich mit dem Kaffee angestellt?"
„Ist er Ihnen heute nicht von staatswegen serviert worden?" witzelte der Boß, die Gefährlichkeit der Situation bedeutend unterschätzend. „Dann will ich mein Ministerium sofort anweisen."
„Machen Sie keine Faxen, Mann", grollte Herr Ziegenkäs. „Sie sind auch nichts Besseres als ich. Die Sache ist ernst. Seit gestern kostet die Tasse Kaffee fünf Narringe mehr. Außerdem ist er knapp geworden."
„Ja, sehen Sie, liebster, bester Herr Ziegenkäs, die Sache ist so ..."
„Papperlapapp, keine Ausflüchte! Ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Schwierigkeiten auf dem Weltmarkt, Vorgänge in der Wirtschaft, die sich der Kontrolle der Regierung entziehen. Das geht mich den kalten Kaffee an. Ich will meinen heißen Kaffee, und damit basta. Ich habe ein Recht auf Kaffee. Kaffee ist Geist ..."
„... und Geist ist die Wurzel alles Übels!" spottete der Boß.
Da hatte er aber ins Wespennest gestochen! „Wollen Sie mich für dumm verkaufen, Herr? Was nützt das Gerede vom Fortschritt und ‚Jeder soll besser leben', wenn die einfachsten Dinge des täglichen Lebens unerreichbar werden? Ich bin herzkrank, ich leide an zu niedrigem Blutdruck. Kaffee ist Medizin für mich. Ich sterbe ohne Kaffee. Für meine Steuern kann ich verlangen, daß die Regierung mir ein Täßchen Kaffee am Tage besorgt. Jawohl, ich kann das, das ist mein Recht. Die Regierung ist für mich da, nicht ich für die Regierung."
In einer Siedlung spricht sich jeder Vorfall mit Windeseile herum. So lief denn auch rasch eine Menge Narrotanier beiderlei Geschlechts den Streitenden zu, um

sich kein Wort entgehen zu lassen. Dem Boß war das unangenehm, denn im Gedränge verschwinden auch Staatsoberhäupter.
„Ach, Vater Ziegenkäs", versuchte er deshalb einzulenken. „Sie scheinen mir eher an zu hohem Blutdruck zu leiden. Dafür ist Kaffee nur Gift."
Vater Ziegenkäs war nicht zu Späßen aufgelegt. Auch unter der Menge waren der Äußerungen des Unwillens mehr als der Zeichen des Beifalls. Der Kaffee, dessen ward der Boß inne, rumorte bedenklich im Volkskörper, und der ungetrunkene offenbar mehr als der getrunkene.
„So gefällst du mir", höhnte Herr Ziegenkäs, indem er als Ausdruck seiner Verachtung zum Duzkomment überging. „Ihr Herren von der Regierung könnt euch das leisten, ohne Kaffee zu vegetieren. Wir aber gehören" — und er zeigte mit der am weitesten ausladenden Bewegung, deren seine fetten Arme fähig waren, über die Menge — „zum Arbeiterstand."
„Jawohl, wir arbeiten", bestätigte die Menge, indem sie das wir betonte.
Der Boß dachte, es wäre klug, den Streit zu bagatellisieren.
„Herrjesesneenee, Leute, da trinken wir halt allesamt statt sieben Tassen die Woche deren nur sechs, da kommt's wieder raus."
Ach Gott, er bewies zur Zeit gar kein Fingerspitzengefühl. Im Gegenteil, er hatte einen ausgesprochen schlechten Tag. Ja, das Regieren ist eine Kunst, da bleibt man von Eingebungen abhängig, und die hatte heut Vater Ziegenkäs.
„Wir schinden und plagen uns die ganze Woche, um die Steuergroschen herauszuwürgen, die ihr da oben verpraßt!" Ziegenkäs fuchtelte dem Boß vor der Nase herum. „Was tut ihr eigentlich da oben?"
„Ein Drohnendasein fristen!" schrie's aus der Menge, denn so hatte es im „Blitz" gestanden.

Dem Boß war es unangenehm, in so viel haß- und wutverzerrte Gesichter zu blicken.
„Hängt denn am Kaffee die Welt?" Der Boß hob anklagend die Hände zum Himmel. „He, Gretchen", nahm er eine Hausfrau aufs Korn, „von wem hast du dein neues Häuschen da oben?"
Gretchen bestätigte, daß der Herr Boß ihr das Geld verschafft habe, und sie und ihr Mann, sie seien so dankbar.
„Und du, Mariannchen, was hattest du, als du von drüben" — er zeigte nach Osten — „kamst?"
„Fünf Kinder und Diphterie", bekannte Mariannchen.
„Und jetzt?" fragte der Boß siegesgewiß. „Alles wieder da, Betten, Schränke, Herd, Kleider, Schuhe - guckt sie euch an, Leute, wie sie da steht, wie aus dem Ei gepellt. Ist das nichts? Ach so, ihr meint, das kommt vom Drohnendasein, na ja."
Daß die Stimmung der Menge zugunsten des Boß umzuschlagen drohte, war nicht im Sinne von Meister Ziegenkäs.
„Wunderbar, Leute, ganz wunderbar", höhnte er offen. „Aufbaudarlehen, Hausratbeschaffungskredite, alles um eurer schönen Augen willen, nicht wahr? Nein, dieser feine Herr schenkt euch nichts, dafür sorgt schon sein Melkmeister — rückzahlen müßt ihr's!"
Das fand auch der größte Teil der Menge abscheulich, daß das Geld nicht geschenkt war, und schon gellten dem Boß die ersten Pfiffe ins Ohr: „Wieviel Prozent Dividende verdienst du, Halsabschneider!?"
„Hab' ich euch nicht Arbeit verschafft?" verteidigte sich der Boß, „In welchem Land ist der Lohn so hoch wie bei uns?"
„Ach was, Arbeit, die Zinsen erdrücken uns!" Schon drängte sich die Menge so dicht um den Boß, daß er selbst fast erdrückt wurde. Das Gretchen, das Mariannchen und wer sonst noch rechtlich dachte, kam nicht mehr zu Wort. Herr Ziegenkäs mit dem Instinkt des ge-

borenen Volksaufwieglers hatte auf das richtige Knöpfchen gedrückt.

„Und wo bleibt", schnaubte er fort, „der Fernsehapparat? Wer bezahlt meine Raten auf Radio, Plattenspieler, Moped, Geschirrspülmaschine, Starmix, Schlaraffiamatratzen und was sonst noch zum Leben gehört? Kein Aas kümmert sich darum, wie ich in Schulden ersticke!" Er mußte aufhören, denn er hatte sich vor Erregung verschluckt.

„Muß denn das alles sein, Ziegenkäs?"

Da kam der Boß aber schön an! Jawohl, das gehöre zum Leben, tobte die Menge. Wozu lebe man in der westlichen Welt? „Dort steht's! Kannst du nicht lesen?" Ausgestreckte Finger wiesen die Blicke des Boß zu einem Bauzaun, an dem die Reklamen der Großfirmen klebten, samt einer Statistik, daß im Bereich des Genossen Srinowitsch nur auf 100 Einwohner ein Bügeleisen komme, während in Narrotanien... „Seht, wie wir denen da überlegen sind", schloß ein Appell die Statistik, „bei uns — die Güter der Erde, dort — nur ein paar kümmerliche Ideen!"

Der Boß, denn er war der Vater dieser Belehrung, sah ein, daß er in der eignen Falle saß, d.h. eigentlich hätte er sich gratulieren können, erlebte er doch am eignen Leib den Triumph der westlichen Parolen.

Und jetzt, ermutigt durch den Zuspruch der Menge, öffnete Herr Ziegenkäs das Gartentor und trat dicht vor den Boß, Hände in den Hosentaschen, Pfeife zwischen den Zähnen: „Ich will dir was sagen, Männeken!" Ja, so despektierlich benahm sich dieser Nutznießer zu seinem Fürsorger, „ob lebenswichtig oder nicht, wir wollen Kaffee!"

„Jawohl", wiederholte die Menge, „wir wollen Kaffee", und rückte dem Boß erneut auf den Leib. „Wo du den hernimmst, ist uns wurscht. Bringste ihn, gut. Bringste ihn nicht, sollste sehen, was dir passiert. Dann machen wir Revolution. Dann fegen wir dich weg wie eine Flie-

ge vom Tisch. Was biste denn überhaupt? Von uns kriegste dein Geld. Also haste zu huppen, wie wir wollen. Und wir wollen Kaffee."
„Jawohl, wir wollen Kaffee", wiederholte stur die Menge. „In der Zeitung steht's auch schon." Das Gretchen und das Mariannchen kamen gar nicht zu Worte, als sie auf den schönen neuen Kindergarten hinwiesen, der ihnen die Sorge für die Kleinen abnahm, wenn sie zur Arbeit gingen. Dem Boß schwoll die Galle, als er in so viel haß- und wutverzerrte Gesichter sah. „Wie redet ihr denn zu mir, ihr narrotanischen Krautköppe, he? Ist das der Dank?"
„Dank will er auch noch", johlte die Menge.
„Keine Ahnung habt ihr von den Zusammenhängen. Wer seid ihr denn überhaupt?"
Da richtete sich Vater Ziekenkäs auf! Die Arme wuchsen aus den Hemdsärmeln, der Hals aus der kragenlosen Weste, die Beine aus den Hosen, so daß er wie im Hochwasser stand. Jeder fühlte, jetzt kommt's!
„Wer ich bin, willst du wissen?" brüllte Herr Ziegenkäs. „Ich bin der Kleine Mann von der Straße!"
Das war ein unerhörtes Ereignis. Jeder der Anwesenden hatte zwar schon viel von Seiner Majestät, dem Kleinen Mann von der Straße, gelesen, aber keiner war noch auf die Idee gekommen, sich selbst mit diesem Wesen zu identifizieren. Zum ersten Mal trat hier und heut aus dem Dschungel der Presse der Kleine Mann ans Licht. Ehrfürchtiges Schweigen war deshalb zunächst die Folge dieses herausfordernden Selbstbekenntnisses.
Dann aber —
Natürlich war auch der Reporter vom „Blitz" schon da, wie immer, wenn sich was zutrug, das geeignet war, die Stellung des Boß zu erschüttern.
„Es lebe der Kleine Mann!" rief er, sich auf den Kilometerstein 11 schwingend, in den ausbrechenden Tumult und „Hoch Lieschen Müller! Vivat der Kumpel!" antwortete der Chor. Es gab ein unglaubliches Freuden-

geheul über die spontane Entdeckung, daß die Zeitung wieder mal recht gehabt habe, als sie schrieb, der Kleine Mann, jawohl, sei der eigentliche Herr dieses Jahrhunderts. Nicht mal der Boß traute sich zu, gegen dies Gebrüll anzubrüllen.
Und schon entledigte sich Vater Ziegenkäs, berauscht vom kommenden Staatsstreich, des linken seiner Filzpantoffeln, um ihn dem Boß an die Ohren zu schlagen.
„Nieder mit den Aussaugern! Wir wollen Kaffee!"
Was half es, daß der Boß stammelte: „Wir wollen doch Freiheit und keinen Kaffee!"
„Nieder mit der Freiheit! Wir wollen Kaffee!" brüllte die Menge.
Was half es, daß Gretchen, Volldampf voraus, Kurs gegen den Feind steuerte — Ziegenkäs solle jetzt Gott sein? Dessen Gott sei der Bauch, dessen Göttin die Rente. Ziegenkäs schwang den Pantoffel.
Was half es, daß das Mariannchen ihren hochschwangeren Leib vor dem Blitzjüngling aufbaute — dann sei sie wohl die Kleine Frau von der Straße, wie? „Bürschchen, bei mir ist das sechste unterwegs, und wenn ich die allesamt ehrlich durchbringe, dann bin ich ganz groß!"
Die Menge stieß sie beiseite.
Und was half es, daß Mariannchens Mann in die Gegend brüllte, er verbitte sich den Hochmut der Intelligenzler, ihn mit ‚Kleiner Mann' anzureden. Er habe es satt, der Presse als Suppenwürze, Tarnkappe und Karrengaul zu dienen, der Titel ‚Mann' sei ihm lieber . . .
Das tobende Chaos war stärker.
Gottseidank, daß der Boß seinen Mutterwitz wiedergewann!
„Leute", rief er in das Getöse, „ich sehe, hier handelt es sich um einen elementaren Ausbruch des Volkszornes. Recht so. Macht Revolution. Weg mit mir!"
Diese offenen Worte setzten die Narrotanier doch in Erstaunen. Das Getobe ließ nach.
„Aber eins fehlt noch zu eurem Glück — das Ideal!"

„Jawohl", kamen Stimmen. „Wir brauchen ein Ideal." Der Boß, indem er seine Augen prüfend über die Menge gehen ließ, fuhr fort: „Ich denke an meinen, euren, unsren Bruder dort jenseits des Zaunes." Damit wies er nach Osten.
„Wir wollen unsern Bruder wiederhaben!" forderte die Menge.
„Nun hat mich Genosse Srinowitsch ..."
„Pfui Srinowitsch!"
„... wissen lassen, daß er bereit ist, uns den Bruder samt seinem Garten am kommenden Sonntag wiederzugeben."
„Hoch Srinowitsch!"
„Unter einer Bedingung", hob der Boß jetzt die Stimme. „Zwanzig Jahre lang lebt ihr wie im letzten Krieg auf Lebensmittelkarten!"
Totenstille.
„Aber das ist doch kein Ideal", kam schließlich eine zagende Stimme.
„Nein?" fragte der Boß, und dabei wetterleuchtete es gefährlich um seine Stirne. „Dann könnt ihr ja froh sein, daß Srinowitsch dieses Angebot gar nicht gemacht hat. Ich sprach nur im Auftrag des Amtes für Meinungsforschung. Aber wenn schon kein Ideal, dann wenigstens die Fahne für Vater Ziegenkäs — hier!" Damit riß er dem Überraschten den Filzpantoffel aus der Hand und stülpte ihn auf eine Bohnenstange. „In diesem Zeichen soll der Kleine Mann leben und sterben! Wer sich dazu zählt, folge ihr nach. Nichts für ungut, meine Damen und Herren, Spaß muß sein."
Den Moment der Verwirrung benutzend, machte er sich, den Hut nach allen Seiten lüftend, davon, ein Lächeln auf den Lippen, Sauwut im Herzen. Kleiner Mann auf der Straße! Es ist mit der Innenpolitik wie in der Ehe — füttere die Bestie.
Aber die Affäre war ihm doch auf den Magen geschlagen. Darum trat er beim Kaufmann Morgenrot in den Laden und verlangte einen Bitteren.

„Sag mal, Morgenrot", fragte er nach der Stärkung, „ist der Kaffee wirklich so knapp?"
„Es brauchte nicht zu sein, Boß. Aber seit gestern bekannt wurde, er würde vielleicht knapp werden, haben die Leute gehamstert wie nicht gescheit. Der alte Ziegenkäs z.B. — wieviel Pfund hat er geholt, Mutter?" rief er in die Tiefe des Ladens — „Zwanzig Pfund? Zwanzig Pfund, Boß. Da spielt das Geld keine Rolle."
„Hast du noch ein Pfündchen für mich, Morgenrot?"
„Keine Bohne, Boß, nicht ein einziges Böhnchen."
„Na, hoffentlich hat Martha vorgesorgt." Damit ging er zur Bergherberg.
„Martha", rief er zu Hause durch den Flur. „Koch mir 'nen Kaffee, ich hab' ne kleine Aufmunterung nötig. Aber 'nen starken, ha!"
Die gute Seele rang die Hände. „Nicht eine Bohne im Haus! Und in ganz Narrotanien kein Viertelpfund aufzutreiben."
„Ich habe aber zu arbeiten. Wird 'ne lange Nacht heute. Der Kleine Mann von der Straße, weißt du..."
„Soll ich Tee kochen?"
„Labbriges Zeug. Na ja, in drei Teufels Namen, brüh 'ne Tasse auf. Aber stark, schwarz und bitter, wie das Leben eines Boß."
„Amadeus, denk an dein Herz!"
„Was heißt schon mein Herz? Hauptsache, Herr Ziegenkäs kommt zu seiner Tasse Kaffee." Damit trat er vor die graphische Wandtafel, die seine Erfolgs- und Mißerfolgskurven aufwies, und führte einen dicken Strich von + 97 steil abwärts nach — 85.
Paul aber, der mit roten Backen vom Heimabend seiner Jugendgruppe zurückkam, war andrer Meinung. „Mensch, Opa!" brach er mit Sturm ins Arbeitszimmer des Boß. „Endlich haste dir mal als Mann erwiesen! Wir führen nämlich Liste, wer 'n Kerl is und wer nich. Dir haben wir für heut Nachmittag zehn Punkte gutjeschrieben!"

DIE ORCHESTERPROBE

Die Narrotanier haben auch ein Orchester. Aber sie sind über den Zustand des Probens noch niemals hinausgekommen. Das macht, es ist ein Dilettantenorchester, das macht, sie haben keinen ständigen Dirigenten. Vor allen Dingen geht ein ewiger Streit darum, wer die erste Flöte spielt. In einem richtigen Orchester spielt der die erste Flöte, der es am besten kann. Also, schließen die Narrotanier wiederum messerscharf, müssen wir genau das Gegenteil tun, sonst wären wir keine Narrotanier. Sie zanken sich um diesen Posten, weil jeder glaubt, es seinem Prestige schuldig zu sein. Wer in diesem Streit schließlich den Sieg erringt, ach, er wird des Sieges nicht froh. Denn sofort tun sich alle andern, die vergeblich gestrebt haben, zum Bund der PG (nicht, was Sie denken — Prestige-Geschädigte!) zusammen und bekämpfen den Angeber mit Gift und Dolch. (Man verzeihe diesen Ausdruck. Er stammt noch aus der italienischen Renaissance, wo so etwas in natura üblich war. Heute sind wir zu feineren Methoden übergegangen. Gift und Dolch sind also nur als Gleichnisse aufzufassen. Wofür? Nun, jeder hat 's gewiß schon am eignen Leibe erfahren.) Im Orchester gibt es verschiedene Mittel. Man überspielt den ersten Flötisten, wenn er pianissimo bläst, mit Tschingda und Bumm; man bringt ihn durch raffinierte Tricks aus dem Takt; man schiebt — ist solch ein Übermaß an Sabotage überhaupt noch begreiflich? — dem Ahnungslosen falsche Noten unter, so daß er am Ende zur allgemeinen Trauermusik ein Schnadahüpfel bläst, womit er dann ein für

allemal erledigt ist. Dann teilt sich das Publikum in mehrere Parteien. Die einen pfeifen den Flötisten, die anderen den Geiger aus, wieder andere bewerfen den Dirigenten mit Tomaten, während die restlichen Abonnenten den Komponisten hochleben lassen, weil sie, von Kunstexperten geführt, der Meinung sind, es handele sich bei vorliegender Kakophonie nicht um das falsch gespielte Werk eines alten Meisters, sondern um das Erstlingswerk eines modernen Komponisten, und die Mißtöne seien daher gewollt, und, verflucht nicht noch mal, genial, mehr als genial! Kurz, das Flötenkonzert geht in einem Pfeifkonzert unter.
Nun sollte man meinen, die Narrotanier strebten nach einer Besserung solch katastrophaler Verhältnisse. Weit gefehlt! Es entspricht so weitgehend ihrer angeborenen Natur, lieber in Disharmonien zu wühlen, als in Harmonien zu schwelgen, daß sie dieses Spieles seit tausend und mehr Jahren nicht überdrüssig geworden sind. „E cosi il mondo male va", sagt Don Camillo und Peppone.
Nun gut. Unserm Boß war die Organisation übertragen worden. Mit nimmermüden Eifer hatte er die einmalige Chance, sich wieder Weltgeltung zu verschaffen, ergriffen, hatte eigenhändig Einladungen geschrieben, Freifahrtscheine und Quartierzettel ausgestellt (Julius stöhnte nicht schlecht über die Kosten!) und hatte endlich, endlich, endlich, nach ermüdendem Hin und Her den Termin ausgehandelt, zu dem keiner der Aufgeforderten eine Ausrede mehr wußte. Die Gäste kamen an, die Gäste fanden, da das Hotelgewerbe noch schwer daniederlag, Unterschlupf bei Witwe Müller und Opa Schulze, der Boß gab ein Begrüßungsbankett mit Erbsen und Sauerkraut (einen Fleischgang hatte Julius durch Androhung seines Rücktritts zu verhindern gewußt, denn, zum Teufel, die fremden Kerle sollten merken, daß auch sie den Krieg verloren hatten), und beim Gläschen Echt Narrotanischen Gesundheitstees wurden die drängenden Fragen besprochen.

Was spielen wir? Die Symphonie des Göttlichen Meisters. OK.
Wo? Kein besserer Saal bietet sich an als der der Bürgergesellschaft „Eintracht und Harmonie".
„Still, Srinowitsch", begeuschte der Boß den Aufbegehrenden, „bei uns sind die Bürger Arbeiter, und die Arbeiter Bürger!"
Wann? Morgen früh.
„Meine Herren, das Werk ist schwer!" warnte der Boß. Doch ihm wurde abgewunken. „Ach was. Kleine Fischel. Machen wir leicht."
Letzter und schwierigster Punkt: „Wer wird Dirigent?" Hm. Kitzlige Sache. Srinowitsch als Vertreter eines urmusikalischen Volksstamms? Srinowitsch entschuldigte sich, daß der Siebenjahresplan zur Züchtung musikalischer Genies noch nicht erfüllt sei und er daher vorläufig im Hintergrund bleiben wolle; das sei ihm auch lieber. Der Oberboß? Dem Oberboß tat der Blinddarm zu weh. Pemf?
„Wo ist Kollege Pemf?" sah der Boß, der als Gastgeber die Leitung hatte, sich suchend um. Pemf war grade mal...
„Meine Herren", ergriff der Boß die Gelegenheit beim Schopfe, „wir vergaßen das Dringlichste. Die erste Flöte ist noch nicht besetzt. Ich schlage unser jüngstes Mitglied, Herrn Sarawatara, vor. Es ist unsre Pflicht, aufstrebenden Talenten eine Chance zu bieten. Ist jemand etwa dagegen?"
Alle waren dafür, denn sie dachten, soll sich dieser Emporkömmling nur blamieren; je eher, um so besser für die alte Garde.
Erledigt.
Doch der Dirigent?
Nach manchem Hin und Her fiel die Wahl auf Onkel Hahnemann, weniger zwar, weil er wirklich als Musiker etwas los hatte, sondern mehr deswegen, weil er seit jener Kaffee-Affäre politisch belastet war. Grade das bie-

te die Handhabe, folgerte die Mitgliederversammlung, jederzeit gegen ihn zu stänkern. Und stänkern tun die Narrotanier halt gar zu gerne.
Onkel Hahnemann, begeistert von der Idee, die Menschen in den Tempel der Harmonie zu führen, ließ sich, trotz seines Alters und seiner vielen anderen menschenfreundlichen Beschäftigungen, breitschlagen. Beim Studium der Partitur fiel er von einem Entzücken ins andre. Diese Ordnung, das Gesetz, der göttliche Funke, es wird eine Lust sein, den Plan des Göttlichen Meisters real unter den Menschen erklingen zu lassen. Wohl mir, jauchzte er im stillen Kämmerlein, daß ich gewürdigt wurde, die Menschen zu bessern. Nächtelang des Schlafes ohne Anstrengung entratend, saß er über dem Meisterwerk, um sich auch die geringsten Intentionen des Göttlichen Schöpfers einzuprägen, ganz Jünger, ganz Diener, ganz Prophet! Auf seinen Bäckchen erblühten himmlische Röslein, und die Brillengläser widerstrahlten von überirdischem Glanz. Er versah die Stimmen mit Zeichen und Hinweisen — eine Viechsarbeit übrigens —, er setzte die Probe an, doch — als er pünktlich erschien, fand er sich mit dem Boß alleine im Saal.
„Lampenfieber?" fragte der Boß.
Onkel Hahnemann fühlte sich sicher.
„Aber ich", zuckte der Boß mit den Nasenflügeln. „Denn du und ich, ich glaube, wir sind die einzigen, die geübt haben."
Diesen Verdacht eines Politikers wies der Musiker — Musiker schweben immer über den Dingen — weit von sich.
Tröpfelweise erschienen allmählich die andern mit Gesichtern, als handle es sich nicht um die Ehrung des Göttlichen Meisters, sondern um die Absolvierung einer höchst lästigen und langweiligen Aufgabe, und damit bekam Onkel Hahnemann schon die erste Enttäuschung weg. Srinow Srinowitsch, als er am Pulte Platz nahm, beschwerte sich, daß seinen Instrumenten — er hatte alle

Schlagzeuge unter sich — in der Partitur viel zu wenig Stimme gegeben sei. Onkel Hahnemanns Belehrung, der Göttliche Meister werde gewußt haben, warum er, gegensätzlich zu früher, diesem seinem jüngsten Werk so wenig Schläger gegeben habe, wies er mit Knurren von sich.
„Gott? Gott?" zuckte er die Achseln, „was heißt schon göttlich?" Gott sei nur unnützer Ballast für seine Weltanschauung. „Machen rumbum, das zieht, das machen alles karascho."
Er saß sehr mißvergnügt hinter der Kesselpauke. Onkel Hahnemann sah ihm deutlich an, daß er Überraschungen im Schilde führte.
„Momment bittäh!" sprang Srinowitsch auch schon auf, „ich erst rasch noch muß telefonieren, ich sehen in Partitur, daß erst am Schluß Schlagzeuge in Front, hähä, letzte Wort immer bei mir!" Unfreundliche und besorgte Blicke folgten dem hinter dem Bühnenausgang Verschwindenden.
„Meine Herren, können wir anfangen?" fragte Onkel Hahnemann.
Im Prinzip ja, lautete die Antwort, aber die Geigen seien noch nicht aufeinander abgestimmt.
„Meine Herren, es war Zeit genug dazu", tadelte Onkel Hahnemann. „Hören Sie — aaaaa?!"
Der Ton stimme nicht, höhnte der erste Geiger. Er habe das richtige A — aaaaa!
„Falsch", ereiferte sich der zweite Geiger, „um 1/27 zu hoch — aaaaa!"
Der dritte Geiger erklärte diesen Ton jedoch um 2/45 zu tief. „Aaaaa! Die andern Herren müssen nach meiner Geige stimmen."
Wieso nach deiner? Warum nicht nach meiner? Nach meiner, bitte! Jeder war überzeugt, das allein richtige A auf seiner Geige zu singen, und wenn er nicht überzeugt war, so hielt er aus Trotz daran fest. In diesem Streit strich der Boß, dem man gnädigst die vierte Geige

überlassen hatte, die nämlich, die im Konzert nur immer piep, piep zu machen hatte, den Ton.
„Das ist das richtige A, meine Herren", rief Onkel Hahnemann, „genau, wie ich angab."
Jawohl, hieß es, dies sei schon das richtige A, aber auf einem falschen Darm erzeugt; außerdem „Vetternwirtschaft wird hier nicht geduldet!" unterbrachen die Klarinetten ihr übendes Gedudel. Und überhaupt, fühlte sich Pemf zur Einmischung befugt, was berechtige den Boß, ein so beherrschendes Instrument zu streichen wie diese vierte Geige, nachdem sein Land drei Nie-wieder-Kriege verloren habe?
Der Boß sei, erklärte Onkel Hahnemann mit Lammsgeduld, der einzige ausgebildete Musiker im Kreis...
„Dann gehört er nicht hierher", scholl es einstimmig als Antwort, „hinaus, hinaus!"
„Aber meine Herren, wir wollen doch Musik machen", jammerte Onkel Hahnemann, der Verzweiflung nahe, „und keine Politik!"
Pfui über dies Wort! Wer rede hier von Politik? Nur Onkel Hahnemann! „Wir sprachen von der praestabilierten Harmonie, und die hat der Boß als siebenter Nachfolger des abscheulichen Tyrannen verwirkt!"
Grundgütiger! Dem Boß schwante etwas vom Prügelknaben... Onkel Hahnemann rang die Hände.
„Aber dann bleibt doch eine Stimme unbesetzt! Wir können doch dem Publikum nicht das Schauspiel geben, jemanden in unsern Verein aufzunehmen und ihn dann nicht mitspielen zu lassen!"
Warum nicht? Das wäre ganz einfach — der Boß von Restnarrotanien solle die Pausen spielen! Da habe er eine wichtige Funktion und bleibe doch unbemerkt.
„Pause?" näselte Paradise, der gelangweilt und scheinbar uninteressiert seinem etwas brüchig gewordenen Dudelsack Luft einzuhauchen versuchte, „Pause? Very well. Für mich kann es nichts Besseres geben, als wenn er endlich mal Pause macht."

Aber Pemf konnte sich absolut nicht beruhigen. „Pas du tout! Seit die Pausen schöpferisch geworden sind..." Inzwischen saß der Boß geduldig auf seinem Stühlchen und wartete das Ende des Streites ab. Ihm kam unerwartete Hilfe.

Der Contrabassist bat, ihn von seinem Posten abzulösen, da er ja eigentlich nur gelernt habe, die Okarina zu blasen oder eine Amati zu streichen. Hinter dem kolossalen Möbel fühle er sich absolut nicht am Platze. Die Damen im Parkett, an deren Beifall ihm gelegen sei, würden ihn seiner schmächtigen Figur wegen überhaupt nicht erblicken. Außerdem falle ihm das Feststehen schwer, er sei, perbacco, noch nie ein Steher gewesen, womöglich fiele er auch hier wieder um.

„Gemacht", sprang der Boß auf, „ich habe lange genug gesessen, hinter Stacheldraht nämlich, und ob mich jemand sieht, wenn ich spiele, ist mir wurscht. Komm, Don Camillo und Peppone, wir tauschen. Ich fühle mich wohl, wenn ich endlich mal wieder stehen kann, so, wißt ihr", wandte er sich an die Kollegen, „mit richtigem Grund und Boden..."

„Wie, Blut und Boden?" giftete schon wieder Pemf.

„... Grund und Boden, mein Lieber, unter den Füßen." Und da gleichzeitig wieder Genosse Srinowitsch eintrat und zu dem Fall nur bemerkte: „Schisko jedno. Was er machen? Schrumm, schrumm. Tüchtig robotten, so, so..." er ahmte die Bewegungen eines im presto furioso schuftenden Bassisten nach, „... und dann so", mit erschöpfter Bewegung wischte er den Schweiß von der Stirn, „... kapuht, haha!" — und da auch der Oberboß das Saxophon absetzte und erklärte, die tiefen Töne hätten sowieso keine Geltung mehr im kulturellen Leben der Völker, sondern nur noch die schrillen und hohen, dafür werde er schon sorgen, gab sich der Chorus mit dem Tausch zufrieden. Nur der Boß und Onkel Hahnemann wechselten verständnisinnige Blicke. Wer hält das Orchester in Ordnung? Des Basses Grundgewalt. O diese

Unkundigen! Wollen eine Symphonie spielen und wissen nicht, wer die Schlüsselstellung hat!
„Können wir anfangen?" fragte Onkel Hahnemann erneut und hob den Taktstock.
Im Prinzip ja. Wenn nur nicht Pemf... „Ich will die erste Flöte, mir gebührt die erste Flöte!" zappelte er, eigensinnig wie ein Kind.
„Aber Pemf, Sie sind zu alt, Ihr Atem ist nicht mehr lang genug!"
Was? Atem? Das sei ein Affront! Es gehe bei der Besetzung der ersten Flöte nicht um den Atem, sondern um die Ehre und das Prestige seiner Nation. Darum müsse er auf der ersten Flöte bestehen.
„Dann wirst du sie zertrampeln, wenn du drauf stehen willst, Pemf!" höhnte Srinowitsch.
Der junge Flötenspieler mit dem gelblichen Teint und den sanften Mandelaugen meinte, wenn es so aufgefaßt werde, dann sei auch er Vertreter seiner Nation.
„Ah", ereiferte sich Pemf und trampelte vor Zorn mit den Füßen, „wollen Sie chauvinistische Gesichtspunkte in unsern friedlichen Verein tragen? Ich werde es nicht dulden, daß nationalistische Vorurteile..."
„Das taten doch eben Sie, Pemf", versuchte Onkel Hahnemann den schönen, in dieser illustren Gesellschaft noch etwas verlegenen jungen Mann zu verteidigen. O der Gute, er kannte unsern Pemf noch immer nicht!
Mit messerscharfer Logik, in der Art, wie sie nur seinem Typ eigen ist, wies er nach, daß, wenn er von Nation rede, die Menschheit gemeint sei, der Opfer zu bringen, selbstverständliche Pflicht der ganzen anderen Menschheit sei. Denn durch seine Nation wachse die Menschlichkeit. Die andern aber, wenn sie von Nation redeten, das sei — national? „Ha — nationalistisch, chauvinistisch, faschistisch, Welteroberer, Verbrecher, aah, Verbrecher", gurgelte er, schon wieder dem Schlaganfall nahe, dennoch bemüht, sein Gebiß festzudrücken. (Es hatte früher mal gut gebissen, jetzt aber war es schon

wackelig geworden.) „Sie sind ein Verbrecher!" sprudelte er dem erschrockenen jungen Mann ins Gesicht, „entfernen Sie sich aus unsrer friedlich wettbewerbenden Gemeinschaft!"
„Sie stören den Frieden durch Ihre ungerechtfertigten Ansprüche", verteidigte sich der Gelbliche mit den Mandelaugen.
Schrumm, schrumm, machte der Boß. Sofort begann Pemf mit ihm zu zetern. „Unterlassen Sie diese anzüglichen Bemerkungen, Amadeus, wir haben ohnehin noch ein Hühnchen miteinander zu rupfen."
„Ja, ich weiß", antwortete der Boß, „wegen der Kohle, die Sie in meinen Bergwerken abbauen."
Jetzt geriet Pemf vollends aus dem Häuschen. „Ich will aber die erste Flöte spielen. Das ist mein Recht. Und wenn Sie, Sie junger, eben erst aus dem Ei gekrochener junger Mann durch Ihre Weigerung, mir die erste Flöte zu überlassen, mich zu sinnloser Wut reizen, sind Sie schuld am Unfrieden, der daraus entsteht."
Schrumm, schrumm.
„Ich reize Sie ja gar nicht. Ich sitze ja ganz still hinter meinem Pult", flötete jener.
„Es kommt gar nicht darauf an, ob ich gereizt werde", sprühte Pemf, „sondern ob ich mich gereizt fühle. Und ich fühle mich gereizt. Ich fühle mich immer gereizt."
Schrumm, schrumm.
Dieser Logik konnte keiner widerstehen. Oder war es die Vermittlung Onkel Hahnemanns, der dem Jüngeren etwas vom Klügeren, der nachgibt, ins Ohr flüsterte? Vielleicht dachten auch die andern Musiker: lassen wir den eigensinnigen Alten nur ran an die Flöte, um so eher ist er fertig. Kurz, Pemf eroberte sich den Platz des ersten Flötisten, und der gelbe junge Mann verschwand bescheiden im Hintergrund, aus dem er soeben hervorgetreten war. Er setzte sich neben die Harfenistin, um ihr die Noten umzuwenden. Wißt ihr, wer Harfenistin war? Wir hatten noch gar nicht Zeit, sie zu

erwähnen, weil dieses sympathische Geschöpf, während die anderen stritten, sich holder Übungen auf der Harfe befleißigte — die Kaiserin von Rosenölien! Nett von ihr, so vielen häßlichen Männern ihre Gegenwart zu leihen. Aber diese Männer hätten sich besser benehmen sollen!

Pemf, nachdem er am Tisch des ersten Flötisten Platz genommen hatte, strich zufrieden die Sardellen glatt, die sich wie bei einem Hahne gesträubt hatten, pluderte die Fladuse vor seinem Halskragen auf und setzte die Flöte an. „Düdellüt! — Nun, kann ich's nicht fein?" sah er sich im Kreise um. Bêtiserie, daß ihn keiner beachtete!

„Sind wir jetzt endlich fertig?" fragte Onkel Hahnemann und hob zum xten Male den Taktstock.

„En avant!" befahl Pemf, obwohl ihm die Partitur gleich zu Anfang bis zum 200. Takt Pause gab.

Doch, wer erschien, ohne angeklopft zu haben, in der Tür? Himmel, der Herr Pastor! Ums Kinn harte Entschlossenheit, am Mund eiskalte Verachtung, im Gang ganz Würde, die kahle Stirn reflektierte die Strahlen der Glühbirnen als Blitze des Zornes. Alle Anwesenden erhoben sich, Srinowitsch und der Oberboß ausgenommen. Es gab sogar welche, die aus Furcht vor dem drohenden Ungewitter die Köpfe zwischen die Schultern duckten. Ohne Onkel Hahnemanns linkische Verbeugung zu beachten, legte der Herr Pastor los.

Ihm habe als erstem eine Einladung gebührt, denn Gott sei das A. Jedoch, er sei übergangen worden. Er müsse sich gegen diese Brüskierung seiner Standesperson verwahren. Ob die Anwesenden wirklich noch der altväterisch naiven Ansicht seien, daß es Gebiete gäbe, an denen er, der Herr Pastor, nicht interessiert sei? „Gottlose Buben!" drohte er, „gebt Raum!"

Niemand wagte, nachdem ihm derart die Leviten gelesen waren, zu atmen. Selbst Srinowitsch ließ die Trommelschlägel, die er schon gehoben hatte, um auf dem Kalbfell den Sturmmarsch der Atheisten zu schlagen,

unbetätigt sinken, und auch der Oberboß versagte sich eine höhnisch quäkende Passage auf dem Saxophon. Solche Macht ging von der Persönlichkeit des Herrn Pastor aus! Oder war's nur gemeine Angst vor seinem bekannt langen Arm?
Welches Instrument dem Herrn Pastor beliebe? fragte Onkel Hahnemann. Die Schalmei des Friedens? Die Harfe der Cherubim sei leider schon besetzt.
„Was Harfe?" blitzte der Herr Pastor, während er die Stufen zum Podium emporstieg, „Die Posaune von Jericho!"
Es sei aber ein sehr schwieriges Instrument, wagte Onkel Hahnemann einzuwenden. Und allzu stark geblasen, könne es vielleicht die gesamte umstehende Architektur zum Einsturz bringen, deren Trümmer gewiß härter sein würden, als selbst der Schädel des Herrn Pastor.
Ein Blick abgrundtiefer Verachtung traf den Skeptiker. „Der Herr wird mich den rechten Ton im rechten Augenblick treffen lassen."
Und wenn er sich grade die Ohren zuhielte, der selbige Herr, weil er die höchst irdische Auslegung der Musik des Göttlichen Meisters nicht länger mit anhören könne? O, o, o! Onkel Hahnemann hatte die Fassung wiedergefunden. Er konnte nun mal nicht anders, gegen den Herrn Pastor sträubten sich seine Stacheln. Der Ahnungslose! Wie alle Widerständler dieser Art stammte auch Onkel Hahnemann aus den Zeiten der Geistesfreiheit, und nun hatte der Greis, in Altersstarrsinn befangen, den Wandel der Zeiten nicht mitgekriegt. Der Ärmste, Gott sei seiner Seele gnädig, er wird in der Hölle schmoren müssen. Mehr, er mußte es schon hier am Dirigentenpult dulden, daß der Herr Pastor das Zeichen zum Einsatz gab.
„So warten Sie doch", rief ihm Onkel Hahnemann erbost zu, „die Celli haben das Thema."
Der Herr Pastor meinte halt immer, er müsse das erste Wort haben.
Die Celli hatten brav geübt, wie es ihrer sanften Natur

wohl anstand. Breit und weich floß die Melodie dahin, um von den Bratschen aufgegriffen und zu den Clarinetten weitergetragen zu werden. Jeder spürte, ob er es nun vor sich selber zugab oder nicht, der Kerl, der diese Musik geschrieben hatte, war ein verdammter Könner! Schrumm, schrumm machte der Boß an den guten Taktteilen, ganz leise und dezent, wie das Gesetz und die politische Lage es befahl. Viel zu lange jedoch dauerte diese stimmungsvolle Einleitung für das Temperament unsres guten Pemf. 200 Takte den Atem anhalten, wo das Maul schon zum Pfiff gespitzt war? Jedem andern. keinesfalls aber Pemf war das zuzumuten! Im 157. Takt setzte er mit einer artistischen Volte ein, die zwar aller Achtung wert, aber zum Stile der Celli nicht passend war. Jedoch wo hätte sich Pemf jemals um Bagatellen gekümmert? Hauptsache, man nahm ihn wahr!
Onkel Hahnemann, in idealer Weise von seinen Pflichten als Dirigent durchdrungen, klopfte ab.
„Bitte noch mal ab Buchstaben B in der Partitur. Pemf, ich bitte vielmals um Entschuldigung, Ihr Spiel war meisterhaft, aber Sie müssen warten, bis ich das Zeichen zum Einsatz gebe."
Pemf brammelte sich etwas zurecht von Unterdrückung des Einsatzwillens und des menschlichen Selbstbestimmungsrechtes, aber die Stimmung war, das spürte er deutlich, noch zu sehr gegen ihn und für ein Konzert der Mächte, so daß er sich bezähmte. Als aber das Zeichen kam, legte er los, forte, fortissimo — Onkel Hahnemann mochte dämpfen, soviel er wollte. Die Leidenschaft ging mit Pemf durch.
„Die Geigen haben das Thema, Sie nur die Begleitung, Pemf! Ganz fein, kaum zu hören!"
„Was", dachte Pemf, „ich nicht zu hören? Na so was!" und gab erst recht Gas.
„Mein Gott, Mensch", erboste sich Onkel Hahnemann, „so mäßigen Sie sich doch, Sie kommen ja nachher noch dran!"

Umsonst, Pemf schrillte seinen Part, daß es nur so eine Art hatte. Das ließ natürlich das Englisch Horn nicht ruhen, durchdringend erhob es seine näselnde Stimme. „Was — der und nicht wir?" dachten die Holzbläser, „hinein mit unserm Part, es wäre doch gelacht, kriegten wir den Mister nicht tot." „Brummbrumm", machte das Fagott aus den tiefsten Tiefen der Eingeweide heraus, „ich bin auch noch da!" und die Geiger, verängstigt, daß man sie gar nicht mehr wahrnehmen möchte, fiedelten, daß die Därme platzten.
„Piano, pianissimo!" schrie Onkel Hahnemann in den Lärm.
Ja Kuchen! Eine gellende Fanfare der Trompete war die Antwort auf sein Angstgeschrei. Und auch den Oberboß ergriff das Jagdfieber. „Ich komme zu spät", dachte er (er wußte längst nicht mehr, bis zu welcher Stelle der Partitur man gediehen war) und ließ das Saxophon sich durch die Chromatik tummeln, daß Onkel Hahnemann Ohrenschmerzen bekam.
„Um Gottes willen, Sie sind erst im Scherzo dran!"
„Was heißt hier Scherzo?" setzte der Oberboß den Quälgeist kurz von den Lippen, „ich kann mir doch auch wohl mal einen Scherz erlauben?" Rätätätä! Schnurstracks aus dem Baß in den Diskant gerutscht, natürlich Synkopen.
Und schon hob Srinowitsch den Schlägel.
„Ihr seid ja aus dem Takt", schrie Onkel Hahnemann und dirigierte mit Armen und Beinen, stampfend und rudernd wie ein Ertrinkender. „Vier-viertel-Takt, meine Herren! Pemf, die Symphonie ist doch kein Geschwindmarsch!"
„Allons enfants!" spielte Pemf. Die vorgeschriebenen Noten waren ihm längst zu schwer, aber die Marseillaise, ja, die konnte er noch gut von der Volksschule her.
„Was du kannst, kann ich auch", dachte die Okarina und dudelte eine Tarantella dazwischen, während die

Guitarren, die eigentlich erst im zweiten Satz eine gefühlvolle Nachtmusik untermalen sollten, aus Konkurrenzneid einen sehnsüchtigen Tango schon jetzt und à la buffo intonierten.

„Oberboß, um Himmels willen, was soll mir der Jazz? Ihr müßt doch spielen, was in der Partitur steht, und nicht jeder, wonach ihm ums Herz ist!"

Umsonst, kein Mensch hörte mehr auf Onkel Hahnemanns Verzweiflungsschrei. Es quiekte, näselte, fiedelte, schrillte, brummte durcheinander, 4/4, 3/8, Synkopen, Marsch- und Walzertakt, als sei die Hölle los, und als Srinowitsch gar noch seinen bodenständigen 5/4 Takt auf der Pauke dazwischen schlug, war es ganz aus.

„Amadeus", brüllte Hahnemann, als er einsah, daß sein Abklopfen nicht mehr beachtet wurde, „gib du wenigstens den Takt an!"

„Schrummschrumm, Schrummschrumm", machte der Boß aus Leibeskräften. Es war nicht zu überhören, wie er die guten Taktteile heraushob.

Aber — wie, der Boß von Restnarrotanien will uns befehlen? Das wäre gelacht! Noch lauter, noch schneller! Chacun à son goût! Die Waldhörner bliesen den Jägerruf, dem vorgeschriebenen Urschritt b es es b zum Trotz. Die Triangel klirrten, der Oberboß zog, er liebte die Scherze, die Hawai-Wimmer aus der Tasche und versetzte sie in so heulende Bewegung, daß die Finger der Harfenisten sich in diesem Tohuwabohu vergeblich mühten, seraphische Klänge in das stygische Getöse zu mischen. Es tönte nicht lauter als das Zirpen einer Grille, wenn bei Sonnenuntergang der Urwaldzauber erwacht. Und Srinowitsch grinste. Es zuckte ihm in allen Fingern, aber er beherrschte sich noch. „Moment bittäh", dachte er, „einer fehlt mir noch!"

Da, jetzt hob der Herr Pastor die Posaune, jetzt verklärten sich seine Züge. Jetzt sog er die Brust voll himmlischer Lüfte, und nun brach es mit Urgewalt los: „Ehre sei Gott in der Höhe!" Was Takt, was Partitur des Gött-

lichen Meisters! Wo alle dem blinden Triebe folgten, darf der Herr Pastor wohl der Inspiration gehorchen. Gewaltig rauschten die Klänge und prächtig einher, denn der Herr Pastor stammte aus dem Westerwald, wo man bereits den Säuglingen anstatt eines Schnullers das Mundstück einer Posaune zwischen die Lippen klemmt. Als Kind hatte er zudem mit den zahlreich verkehrenden Omnibussen um die Wette Schnellauf trainiert und verfügte daher über den längsten Atem der Welt. Das Gelärme der anderen Instrumente sank gegen den von ihm entfesselten Orkan zu einem Gewimmer hungriger Kätzchen herab, so gewaltig stieß er ins Horn. „Alles, was Odem hat..." selbst der Contrabaß war machtlos, und Pemf mochte sich anstrengen, daß ihm die Augen aus dem Kopfe quollen und die Adern wie Stricke am Hals hervortraten, umsonst, nicht die hellhörigste Phöbe hätte mehr die Lockrufe ihres Schäfers vernommen, der Herr Pastor beherrschte den Chor der Dämonen.

„Aufhören, Herr Pastor", schrie Onkel Hahnemann in diese Hölle hinein, doch trotz Megaphon war auch seine Stimme nur wie die einer piepsenden Meise. Jawohl, jetzt erfuhr der Zweifler eindringlich das Wort Gottes durch den Mund einer Posaune, und er hätte sich, wäre er dazu imstande gewesen, ausmalen müssen, wie gewaltig erst die Posaunen des jüngsten Gerichts dröhnen müssen, wenn schon irdische Lungen einen solchen Spektakel zu verursachen imstande waren.

„Kommet zu Hauf...!"

„Warte", dachte Srinowitsch und erschnob sich einen Moment, wo selbst der lungengewaltige Herr Pastor neuen Odem holen mußte. Jetzt! Und in das Es des Herrn Pastors fuhr der Feuerschlag des Beckens in E, dröhnte der Bombenwirbel der auf F gestimmten Pauken, rauschte der mit ihm unter einer Decke steckende Triangel in Fis, rasselten die Trommeln in G zur Wachtparade aller am Genicksschuß dahingegangenen Seelen. O, der heimtückische Schurke, er hatte seine

technische Überlegenheit wieder einmal bewiesen, indem er die Instrumente, während die Kollegen sich mit Hand und Mund ipsa persona abmühten, an die elektrische Leitung angeschlossen.

Diesem Ansturm war niemand gewachsen. Einer nach dem andern der Dilettanten gab auf, selbst der Herr Pastor verzichtete darauf, seinen Brotgeber das O sprechen zu lassen und ließ einen Septakkord unerlöst in der Luft hängen. Der Oberboß fuhr sich, restlos ko, verzweifelt durchs schweißnasse Haar. Der einzige, der weiterblies, unentwegt, stur sein „allons enfants" weiterblies, war Pemf. Man hatte den Eindruck, als wolle er zum Ausdruck bringen, daß Srinowitsch seine, Pemfs, Musik eigentlich nur begleite. Aber kein Mensch nahm ihm das ab. Onkel Hahnemann verfiel sichtlich, der Taktstock entglitt seinen Händen, und als Srinowitsch den Kontakt endlich unterbrach, lastete das schwüle Schweigen maßloser Erschöpfung über der ganzen Gesellschaft.

In dieses Schweigen aber schwoll ein Gedröhn, das von hinter dem Vorhang zu kommen schien, der die Bühne abschloß.

„What's that?" fragte der Oberboß, indem er die Hand hinter das etwas schwerhörige Ohrwaschel hielt.

„Die Stimme des Herrn!" wollte der Herr Pastor sofort die Situation für seine Belange ausnützen.

„Nix Stimme des Cherren", höhnte jedoch Srinowitsch von hinter seiner Pauke her. „Trommeln im Urwald! Ich bloß mal rasch telefonieren, schon da — wie Kai aus der Kiste."

„Ihr seid mir schöne Europäer!" Damit sank Onkel Hahnemann endgültig vernichtet und stöhnend zu Füßen des Dirigentenpultes zusammen. Man wußte nicht recht, bezog er sich auf die Trommeln im Urwald, die noch immer pausenlos so gespenstisch dröhnten, oder auf den Mißerfolg dieser Probe.

Daß die Probe in der Tat nicht ganz den Intentionen des Göttlichen Meisters entsprach, war jedem ohnehin klar.

Daß man sich blamiert hatte, indem man allzu sehr der musikalischen Eigenbrötelei gefrönt hatte, ebenso. Man war ja zusammengekommen, um eine Symphonie zu spielen, in Mißtönen war sie untergegangen. Ebenso klar war aber auch, daß nur eine einzige Reaktion im Bereich des Möglichen lag — „Wer ist schuld? Wir brauchen einen Schuldigen! Wo ist dieser Schuldige?"
„Pemf!" schrien die einen, „mit seinem senilen Ehrgeiz, Pemf! Er hat angefangen!"
„Der Herr Pastor!" zeterten andre.
„Mitnichten, sondern euer gottloser, säkularisierter Geist!" gab der Herr Pastor contra.
„Srinowitsch, ja, Srinowitsch ist schuld", das war die Meinung der Mehrheit.
„Wie bittäh?!" richtete sich Srinowitsch drohend hinter dem Schellenbaum auf, und da wurden alle mucksmäuselstill, wie wenn die Katze den Tanzboden betritt.
„Verzeihung, wir wollten sagen, der Oberboß."
„Hallo boys, ihr werdet ungerecht. Mir tut der Blinddarm weh, und wenn ihr mich reizt, platzt mir derselbe. Und dann — what's the matter with you?"
Ja, da ging natürlich allen ein Licht auf. Der Oberboß durfte es nicht gewesen sein, keinesfalls.
„Paradise mit seiner Näselei!"
Der zuckte nur gleichmütig die Schultern. „So legen wir die Partitur aus." Was wollte man dagegen sagen? Freiheit der Meinung über alles.
Ha, der Boß, jawohl der Boß! Mit seinem ewigen tiefen schrumm, schrumm, das immer genau auf den richtigen Taktteil fiel, hatte er alle aus dem Takte gebracht. Natürlich, daß wir nicht eher auf diese alte Idee gekommen sind!
„Aber meine Herren, Sie sind aus dem Takt gekommen, nicht ich!" verteidigte sich der Boß.
Da aber ging's los! „Der Boß wirft uns Taktlosigkeit vor! Ist so was erhört? Er hat ja recht, aber die Art, wie er es vorbringt! Takt ist urverwandt mit Diktatur.

Da haben wir ihn! Faschist, Neofaschist, jawohl, der Boß ist schuld. Hat einer was dagegen?" Nein, niemand. Aber es ist besser, wenn wir Zweie haben, sonst sieht es womöglich nach Massenverschwörung aus. Wer also noch? Onkel Hahnemann, natürlich, Onkel Hahnemann! Er sollte dirigieren. Hat er seiner Dirigentenpflicht genügt?

„Aber meine Herren, ich wollte doch..."

„Schweigen Sie!" rief's durcheinander. „Wollen? Können muß man's. Konnten Sie? Ja, mit Armen und Beinen fuchteln und 1, 2, 3, 4, zählen, das kann jedes Kind. Aber ein Dirigent muß sich durchsetzen. Hat er? Mitnichten. Unter seiner verantwortlichen Leitung ist der Wirrwarr entstanden. Und außerdem, was reden wir lange — er ist politisch belastet, wißt ihr nicht...?"

Keiner hatte eine Ahnung, aber alle wußten es haargenau. Also: „Nieder mit Onkel Hahnemann! Absetzen! Raus!!"

„Verrat!" zeterte Pemf, „Sabotage!" Srinowitsch. „Falsche Auslegung der Partitur", das war Paradise, und Don Camillo und Peppone pfiff etwas vom Affen, der noch von den Bäumen machte, als es in Rom schon längst Wasserklosetts gab. So gewaltig war die Empörung und der Hohn, daß sie allesamt von den Stühlen aufsprangen, diese selbst mitsamt den Notenpulten umwarfen und Instrumente und Notenblättter schwangen, um sie Onkel Hahnemann auf sein greises Haupt zu schlagen und vor die feinnervigen Ohren zu klatschen. Wahrhaftig, sie hätten den alten Mann uneingedenk des Bibelwortes vom grauen Haupt, das man ehren soll, zusammengedroschen, hätte sich nicht der Herr Pastor — Ehre seiner Amtspflicht — schützend vor ihn gestellt, um den Geknickten mit dem Mantel der Liebe zuzudecken. Die Lady von Rosenölien weinte bitterlich, und ihr gelblicher Kavalier machte Kastanienaugen.

Ein einstimmiger Beschluß wurde gefaßt, daß Onkel Hahnemann fortan nur die Notenblätter auflegen und

der Boß sie abräumen dürfe, im übrigen wolle man in Zukunft nur noch Radio hören und zwar jedes Mitglied seinen eigenen Sender. Punkt.
Damit gingen sie auseinander, nicht ohne den Kunstkritiker offiziell verständigt zu haben, daß die Probe hoffnungsvolle Ergebnisse gezeitigt habe, in Jahresfrist wieder aufgenommen werden solle, und eines Tages, man wisse nur noch nicht wann, werde die Festaufführung zur vollen Zufriedenheit des Göttlichen Meisters ausfallen. Zweifelt da jemand? „Nur Onkel Hahnemann und der Boß ... doch dies ganz inoffiziell, streng vertraulich, pst, pst, pst ..."
„Aha", notierten die Berichterstatter.
Wer blieb zurück inmitten umgestürzter Stühle, zerbrochener Notenpulte, abgerissener Garderobenhaken? Onkel Hahnemann und der Boß. Zwar sollte, wie befohlen, nur einer von ihnen Abräumedienste tun, aber die Kameradschaft, sie ist doch kein leerer Wahn.
„Prügelknaben, Hahnemann", klagte der Boß.
„Wie wir ihm, so sie uns", echote Hahnemann.

Im Gegensatz zum Boß, der sich diesen Mißerfolg sehr zu Herzen nahm, war Onkel Hahnemann Philosoph genug, die Orchesterspielerei mit den Augen Wilhelm Buschs zu betrachten. Er hatte ganz anderen Kummer, und um diesen zu verstehen, müssen wir zurückblenden bis zu dem Augenblick, wo Hahnemann, den Juliusturm verlassend, das schwere Paket der amtlichen Ausfragebogen zu einem Mathematiker trug, welcher auf dem Gebiet der Wahrscheinlichkeitsrechnung einen internationalen Ruf genoß. Die Narrotanier legen nämlich, seit sie nationalen Gelüsten abgeschworen haben, besonderen Wert auf internationale Anerkennung, und dies bei ihrem Hang zur 150-Prozentigkeit so sehr, daß Anerkennung im nur nationalen Bereich den Verdacht auf Staatsgefährdung wegen Festhaltens an tyrannischen Methoden rechtfertigt. Dieser Mathematiker stellte über die zur Ausfüllung der Fragebogen, Einholung der Gutachten, Anfertigung der Lebensläufe etc. und der vorraussichtlichen Nochdauer des Lebens von Herrn Medizinalrat Dr. Asklepios Hahnemann umfangreiche Berechnungen an und kam nach angestrengter vierzehntägiger Tätigkeit zu dem bedauerlichen Ergebnis, daß Onkel Hahnemann mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit fünf Jahre, sieben Monate und dreizehn Tage vor Erfüllung aller an ihn diesbezüglich gerichteter Anforderungen das Zeitliche segnen würde, wobei der Kräfteverschleiß durch Kampf mit den Ämtern, falsch gedrückte Klinken und ebenso falsch ausgefüllte Fragebogen etc. etc. noch nicht

einmal einkalkuliert war. Dies Forschungsergebnis überreichte er Onkel Hahnemann zugleich mit einer Honorarforderung von 395,77 NM, damit beweisend, daß die private Wirtschaft für den, der sie zu nützen weiß, eine besser melkende Kuh ist als der Staat.
Aber Onkel Hahnemann war nicht der Mann, an solchen Schicksalsschlägen zu zerbrechen. Der Kampf mit den Krankenkassen hatte ihn hart gemacht. Er ging zum Herrn Pastor. Es kostete ihn zwar einige Überwindung, aber Schande dem Mann, der nicht persönliche Opfer zu bringen versteht. Erfolg gleich Null. Denn der Herr Pastor war, wie wir bereits wissen, der ärztlichen Kunst ein wenig abhold, weil sie die Leute zu dem Irrglauben verleitet, Penizillin sei wirksamer als ein Gebet. Nicht alle Pastoren Narrotaniens dachten so, aber dieser war eben gerade von jener neuesten Richtung, die es wieder ernst nahm mit dem Mittelalter, was nach dem Bankerott der Aufklärung auch ihr gutes Recht war.
Zwar nicht an Geld, aber um eine Erfahrung reicher, verließ Onkel Hahnemann dies Schlachtfeld. Er wandte sich an eine Dame, die als reich und mildtätig galt, und bat für seine Schützlinge.
Ob es sich um narrotanische Kinder handle, fragte die Dame. Aber als Onkel Hahnemann hoffnungsfreudig bejahte, wurde sie noch zugeknöpfter als ihr Busenlatz. Nein, dafür sei sie nicht gewillt, irgendwelche Zuschüsse zu geben. Ihre Fürsorge gelte den schwarzen, gelben, braunen und violetten Kindern, an denen sich die Weißen jahrhundertelang versündigt hätten. Diese Schandtaten gutzumachen, sei Sinn und Zweck ihres Lebens. Ja, wenn das Medikament oder um was es sich sonst handle, auf Besatzungskinder beschränkt bliebe ... Sie sah von der Nähmaschine, die unter ihren Händen Bikinis für Eskimomädchen anfertigte, kaum auf, als Onkel Hahnemann sich kühl und verständnislos verabschiedete.
Damit war's also auch nichts. „Ja zum Teufel, lebt denn in ganz Narrotanien kein Mensch, der mir die paar Tit-

scher gibt, die ich selber nicht aufbringen kann, weil ich mir die Praxis durch meinen Fimmel ruiniert habe?" zermarterte sich Onkel Hahnemann das Gehirn.
Die Sportvereine, an die sich der von seiner verrückten Idee, Kinder zu heilen, Besessene wandte, zuckten ebenfalls die Schultern. Das Fernsehen beraube sie der Einkünfte, die sie sonst aus Großveranstaltungen gezogen hätten, indem die Narrotanier dazu übergegangen seien, den Sport vom Sessel aus zu betreiben. „Welch ein Verfall unsrer gesamten Kultur!" klagten die Vorstände. „Nein, wir können nicht, so sehr wir an der Aufzucht gesunden Nachwuchses interessiert sind, wir können beim besten Willen nicht. Außerdem organisieren wir grade ein Supernarromotorrennen, bei dem es gewiß 312 Tote gibt. Da brauchen wir jeden Narring. Sie werden verstehen. Adieu."
Natürlich, das verstand Onkel Hahnemann. Plötzlich, während er durch Regen und Gassen des narrotanischen Hauptdorfes wandelte, blieb er, von einer Erleuchtung getroffen, stehen und hielt den Schirm weit in den Himmel gehoben. „Die Eltern", rief er, „natürlich die Eltern! Daß ich nicht früher auf diesen Gedanken kam!" So glücklich war er über seinen Einfall, daß er wie ein Verrückter durch die Pfützen sprang, nicht achtend der verwunderten Blicke, die ihm nachflogen und zu sagen schienen: „Jetzt ist der gute alte Dr. Hahnemann wirklich übergeschnappt. Schade um den Mann. War ein so vortrefflicher Arzt. Ja, der Fimmel, der Fimmel, welch grausame Krankheit! Gebe Gott, daß wir normal bleiben!"
All dieser üblen Nachrede zum Trotz suchte Onkel Hahnemann reihum die Eltern auf, deren Kinder an der Lähmung gelitten hatten, und bat um Beitrag für seine wissenschaftliche Arbeit. Die Reaktion war nicht angetan, seinen Glauben an die Menschheit zu stärken. Die, deren Kinder gesund geworden waren, sagten, sie hätten noch an den Arztkosten zu tragen, daher leider ... und außerdem das Finanzamt! Die, deren Kinder einen Scha-

den zurückbehalten hatten, sagten, sie trügen dauernd an den Kosten, daher leider ... außerdem das Finanzamt! Die, deren Kinder das Glück gehabt hatten, von der Krankheit nicht betroffen zu werden, sagten, sie müßten für den Fall der Fälle sparen, daher leider ... außerdem das Finanzamt! Zu den Eltern verstorbener Kinder ging Onkel Hahnemann erst gar nicht.
Völlig niedergeschlagen saß nach diesen vergeblichen Gängen Onkel Hahnemann in seiner Stube. Was nun? Die ganze Apparatur in die Ecke stellen, verkaufen? Sich wieder der normalen Praxis widmen? Nein und tausendmal nein! „Und wenn mich die ganze Welt verläßt, eins ist mir geblieben — mein Köpfchen! Hahnemann, streng dein Köpfchen an!" Und mit verbissener Wut ging er an die Arbeit. Beobachtete, züchtete, impfte, schlachtete, experimentierte, vergiftete wieder, beobachtete von neuem — tagelang, nächtelang. Nichts, nichts. Kein Einfall, keine Lösung.
„Dann nicht", schrie Onkel Hahnemann eines Tages völlig verzweifelt, „dann war es eben wirklich nur ein Fimmel, und die Leute haben recht, mich zu verlachen!" Schon hob er den Schemel, um alles, was er aufgebaut hatte, restlos zu zertrümmern. Mitten im Schwung jedoch hielt er inne, als hätte ihn die bekannte Geisterhand angerührt. „Wenn's etwa so wäre und dann so ginge ... ?" und schon saß er wieder über seinem Fimmel. Nur eine halbe Stunde arbeitete er, aber es war die härteste und angespannteste Arbeit seines Lebens, ein Extrakt an Konzentration, Verstandesschärfe, genialer Eingebung und Willensanspannung. Aber dann schrie er auf: „Ja so ist's und so geht's — so gottvoll einfach und klar. Mein Gott ich danke dir, daß es kein Fimmel war." Eine wunderbare Ruhe kam über den Mann, der hier die Hochzeit seines Lebens genoß. Die Nervosität fiel von ihm ab, ruhig und freundlich blickten die grauen Augen, wie im Schlaf tat er alles, was die ärztliche Muse ihm eingab. In höchster Anspannung des Geistes arbeitete er, und doch

so, als sei sein Geist eigentlich gar nicht beteiligt. Dann schlief er drei Tage wie ein Bär, und dann war er so weit, der Welt die unwiderleglichen Beweise bekanntzugeben. Der Bazillus lag bezwungen zu Onkel Hahnemanns Füßen!
Allein die Kette der Enttäuschungen riß nicht ab. Die Narrotanier nahmen keine Notiz von der Tatsache, daß ihren Kindern Heil widerfahren war. Das große Supernarromotorrennen, das laut Vorschau 312 Todesopfer kosten sollte, tatsächlich aber nur deren 288 gefordert hatte — welch ein Fortschritt menschlicher Verhütungstechnik! — hielt sie in Atem. Der Boß hatte mit einer Krise zu tun, weil sein Parlamentarier in Opposition gegangen war. (Der Parlamentarier hatte nämlich erklärt: Weil meine Fraktion den Wehrgedanken innerlich bejaht, lehnt sie ihn momentan äußerlich ab). Die Kollegen lächelten mitleidig, so etwas gäb's ja gar nicht und noch dazu von Onkel Hahnemann, den jedes Kind im Dorf kenne! Was soll aus Nazareth Gutes kommen? Und die Presse? Soweit sie unseriös war, machte sie Hackepeter aus Onkel Hahnemann. Soweit sie seriös war, ließ sie Gegenstimmen zu Wort kommen, welche die Unmöglichkeit einer derartigen Entdeckung messerscharf nachwiesen. Noch keinem nahmhaften Gelehrten sei gelungen, was Onkel Hahnemann geglückt sein solle, wie also einem Außenseiter, einem einfachen Landarzt?! Selbstverständlich werde man prüfen, aber das werde Jahre, Jahrzehnte dauern. So rasch, wie Onkel Hahnemann sich das denke, ginge es eben doch nicht. Eher sei den Foschungen des bananischen Professors Ugidedujago zu trauen, welcher bereits eine Million Sumpfgräben und an 15 Milliarden Mücken ohne Resultat untersucht habe und deswegen zu der Meinung gekommen sei, einen Erreger dieser leider nicht wegzuleugnenden Krankheit gebe es überhaupt nicht. Ihr Auftreten hinge vielmehr mit den Sonnenflecken zusammen oder sei auf eine nachträgliche Schockwirkung aus der Nazizeit zu erklären, weshalb

nicht medikamentöse sondern tiefentherapeutische Behandlung zu empfehlen sei, wofür allerdings noch Lehrstühle und Forschungsinstitute eingerichtet werden müßten. Aber Onkel Hahnemann? Pah, Onkel Hahnemann! Außerdem ist der Mann Neofaschist. Selbst seine Feinde sagen das schon!

BOSS FÄHRT ACHTERBAHN

Die Narrotanier haben von altersher auch eine Organisationswut, denn sie denken, organisieren ist die Kunst, andre für sich arbeiten zu lassen. Unter dem sagenhaften Tyrannen hatte die Organisationswut wahre Orgien gefeiert. Sogar die Dichter hatten in Reih und Glied antreten müssen, wenn ein Blockwart angenehm auffallen wollte, und schließlich waren — man kann es kaum glauben — auch die Stammtische in den Teufelskreis einbezogen worden.
Nun hätten die Narrotanier aus der staatszerrüttenden Wirkung solcher Maßnahmen gewisse Folgerungen ziehen müssen. Aber Onkel Hahnemanns grundlegendes philosophisches Werk „Kritik der reinen Organisation" blieb unbeachtet (wenn auch hochgepriesen, weil schwer verständlich), und selbst der Boß konnte sich dem Druck der ihm von seinen Vorfahren her innewohnenden Erbmasse nicht entziehen. Da er als Mann von Humor seinen Morgenstern auswendig kannte, meditierte er: „Ich schließe also messerscharf — wenn der sagenhafte Tyrann die Redeunfreiheit organisiert und damit Mißerfolg geerntet hat, muß ich folgerichtig die Redefreiheit organisieren, damit aus Hirnen und Bäuchen der Dampf entweicht, der meinen Staatskessel zerreißen könnte, denn Worte sind Feinde der Taten, folglich, wenn sie reden, kann ich ungestört . . .", hier brach er ab, denn er hätte es mit dem Beamteneid nicht vereinigen können, gewisse ewig gültige Staatsgeheimnisse auszuplaudern.

Darum ließ er Schilder und Plakate drucken: „Hier darf jeder seine Meinung sagen!" Oder: „Nur immer frisch von der Leber weg!" Oder: „Es lebe das freie Wort!" Oder, um besonders den volkstümlichen Menschen anzusprechen: „Wer nicht f... t, platzt." (Freilich mußte dieses Plakat auf Einspruch des Herrn Pastor — zu seiner Ehre sei es gesagt — zurückgezogen werden, denn dieser gab mit Recht zu bedenken, daß nicht alles, was ohne Gefahr für die öffentliche Moral im Verschwiegenen getan werde, auch ohne Gefahr für dieselbe Moral öffentlich ausgesprochen werden dürfe).
An allen Litfassäulen, Hauswänden und Bauzäunen prangten eines Morgens, über Nacht wie von Geisterhänden angeklebt, diese Plakate. Vor allem aber leuchteten sie in jedem Lokal über jedem Stammtisch, denn der Boß hatte, wie gesagt, gerade den auf ihrer Wertlosigkeit beruhenden Wert der Stammtischgespräche entdeckt.
Julius mußte tief in die Tasche greifen, um das Unternehmen zu finanzieren, was ihm ein paar Wochen Krankenlager einbrachte. Aber der Boß blieb hart. „Hei", schmunzelte er, „wie meine lieben Narrotanier ihren politischen Dunst aus ihren Tabakspfeifen und den politischen Schaum von ihren Bierkrügen blasen werden! Revolutionen verhindern — es ist nur ein Organisationsproblem!"
Jovial, wie es seine Art war, jedoch in volkstümlicher Verkleidung, ein zweiter Harun al Raschid, betrat der Boß eines Abends das Bierlokal „Zur blauen Maus", wo, wie er wußte, um diese Zeit Hochbetrieb herrschte und der politische Geist überschwappte wie das Bier aus den Krügen. Mit Genugtuung nahm er wahr, daß über jedem Tisch seine von Künstlerhand entworfenen Plakate hingen. Ja, die Organisation hatte geklappt! Kein Wunder zwar bei der Begabung der Narrotanier für Organisation, aber immerhin bei der Kehrseite der Organisationswut, dem unbedingten Hang zur Eigenbrötelei,

doch anerkennenswert. „Hier darf auf den Boß geschimpft werden!", „Dem freien Wort die freie Gasse!", „Rede ruhig — dein Boß hört sowieso nicht drauf!", „Was du zuhaus nicht darfst, hier darfst du es — das Maul aufreißen!" und was dergleichen sinnvolle Späße mehr waren. In schöner Schrift, mit kessen Zeichnungen ergaben sie echten Zimmerschmuck für jedes Lokal. Das Herz mußte einem aufgehen und der Mund überfließen vor Vergnügen, der Regierung endlich mal mit ihrer Erlaubnis die Meinung zu sagen. (Bei den Narrotaniern muß nämlich alles erlaubt sein, dachte der Boß.)

Aber wie enttäuscht war der Boß! Wo früher Witzworte die Schankstube durchschwirrten, herrschte heute mürrisches Schweigen. Die Narrotanier stierten in ihre Krüge und sagten weder gicks noch gacks. Der Wirt beklagte sich heftig aber insgeheim, daß, seitdem die verfluchten, Verzeihung, anregenden Plakate im Raum hingen, die Gäste nur noch „Gummibier" tränken. Der Umsatz, wo bleibe der Umsatz!

„Ach Quatsch!" wehrte der Boß unwirsch ab, denn wer läßt sich sein Lieblingskind madig machen?

Überzeugt, daß der Wirt ein Esel sei oder diesen Contra-Betrieb organisiert habe, um die Umsatzsteuer zu senken und dadurch Julius aufs Totenbett zu bringen, ging er ins Nachbarlokal „Zur wackelnden Ente". Dasselbe! Nein, schlimmer. Drüben hatten die Männer wenigstens noch geraucht, hier kauten sie an erkalteten Stummeln. Dabei hingen auch hier überall die Plakate! Mit Jünglingsfrische, wie es sich für Männer ziemt, die ihr Werk durchsetzen wollen, klemmte sich der Boß hinter einen Tisch und bestellte ein Bier. „Prost, Leute!" Kaum daß ihm ein mißvergnügtes Gegenprost gegönnt wurde. Man sah deutlich, die Leute tranken nicht, sie taten bloß so, höchstens daß sie ins Bier spuckten, so daß der Ober die Krüge fast voller wieder fortnahm, als er sie hingestellt hatte. Mit kühnem Entschluß versuchte der Boß ein politisches Gespräch.

„Hm, hm", war alles, was er zur Antwort bekam.
„Aber meine Herren", rief er, „unser verehrter Boß hat doch nichts dagegen. So lesen Sie doch!" und wies auf die Plakate.
„Hm, hm", und schiefe Blicke.
Um zu beweisen, welches Zutrauen er selber zu dieser von der Regierung erteilten Sprecherlaubnis habe, stellte der Boß die gewagtesten Behauptungen auf, darunter die, daß unser verehrter, lieber Boß — bei allen seinen unbestreitbaren Verdiensten — doch anfange, senil zu werden: „Kein Wunder übrigens, er hat ja die Altersgrenze erreicht..."
Die Tischgenossen jedoch rückten schweigend von ihm ab. „Spitzel," war deutlich aus ihren Mienen zu lesen. Der Boß dachte, daß es geraten sei, noch schärferen Toback zu verabreichen. Was reizt die Leute allenthalben so, daß sie zu schimpfen anfangen müssen, wenn schon sie nicht wollen? Das Finanzamt! Alles erträgt die narrotanische Seele mit übermenschlicher Geduld — z.B. Veralberung der alten Germanen, Beschimpfung der Wehrmacht, Preiskrönung eines Brandstifters, Selbstbezichtigung, eigne Nestbescheißung — aber beim Stichwort Finanzamt springt auch der besonnensten Seele der Hut von der Glatze und das Schloß vom Maule. Also begann der Boß auf Julius zu schimpfen. „Um eine Mark die Beamtengehälter zu erhöhen, das erlaubte er, ja. Aber warum, Freunde? Nichts wie Heimtücke! Dann kommen die armen Hunde nämlich genau in die höhere Steuerklasse, und er kassiert zwo Mark mehr Steuern ein als zuvor." Kein Widerhall, obwohl er sich triumphierend und beifallheischend im Kreise umsah. Drum noch mehr Zunder: „Zehn Kinder zieht ein Ehepaar groß, freilich, sie zahlen entsprechend weniger Steuern, aber wenn die Kinder verheiratet sind, und die Eltern nun statt 10 Kinder deren 20 zu beschenken haben, und, sobald Enkel kommen, deren 40 und 50, dann gelten sie als kinderlos. Verstehe, wer das kann, da sitzt doch der

Wurm drin! Das ist das verfluchte formaljuristische Denken, ein Elternpaar sei kinderlos, wenn es juristisch nicht mehr verpflicht ist, für die Kinder zu sorgen. Hört denn die Fürsorge der Eltern und Großeltern jemals auf? Aber da fehlt das Herz, die Weitsicht, die Menschlichkeit!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Krüge hoppsten. Nichts als schielende, argwöhnische Blicke waren das Ergebnis solch demagogischer Reden.
„Leute, nicht genug, daß er uns die Luft ohnehin wegnimmt, sinnt dieser Sadist auf eine Luftsteuer, indem nämlich der Luftraum über Narrotanien — genau wie die Bodenschätze unter Narrotanien — Staatseigentum, daher die Benützung steuerpflichtig sei! Lacht nicht, ihr Leute, es ist gewiß, ich hab's aus sicherster Quelle!"
Nichts, nichts wollte fruchten. Die Narrotanier zogen nur Flünsche und gaben keinen Laut von sich.
Wut im Bauch, verließ der Boß den Tisch und das Lokal, noch im Weggehen hämische, haßerfüllte Blicke erntend und die getuschelte Warnung: „Vorsicht, der ist von der neuen Gestapo! Aber uns fangen sie nicht mit ihren Plakaten! Etwas mehr als früher verstehen wir jetzt doch von der Politik und ihren Methoden!"
Zu seinem Unglück lief dem Boß der Prügelknabe in den dunklen Weg. Sofort schwang er den Stock — der Boß natürlich.
„Du bist schuld!" zürnte der Boß.
„Was habe ich denn schon wieder getan?" duckte sich der Beschuldigte. „Mein Ehrenwort, ich bin unschuldig! So glauben Sie mir doch!"
„Den Teufel bist du unschuldig, und den Beelzebub glaub ich dir! Die Narrotanier mißtrauen meinen Plakaten!"
„Dafür kann ich doch nichts!" wimmerte der Betroffene.
„Wie?" rollte der Boß gefährlich die Augen. „Wie war das mit den Plakaten ‚Räder müssen rollen für den Sieg'?"
Er habe sie wirklich und wahrhaftig weder ersonnen,

noch gemalt, noch angeklebt, verteidigte sich der Prügelknabe.
„Aber deine Vorfahren!"
Das konnte der Ärmste nicht leugnen.
„Also doch du", grollte der Boß. „Und seitdem mißtrauen die Narrotanier jedem offiziellen Plakat. Sie halten jedes Plakat für eine Lüge, für eine Falle, und das mir, mir, mir! Du hast die politische Atmosphäre vergiftet! Zum zwölften Mal!"
Betrübt schlich der Prügelknabe davon. Er hatte doch wirklich nichts von der Aktion gewußt, sonst hätte er nach gemachten Erfahrungen davor gewarnt. „Ach", dachte er, „wie ist die Welt doch so komisch eingerichtet! Die, die Erfahrungen haben, werden nicht gefragt, bloß damit andere die gleichen Erfahrungen machen. So fahren wir Erfahrenen in die Grube als unfreiwillige Geizhälse. Gott, wie schön könnte deine Welt sein, wenn sie aus dem Gnadenschatze der Erfahrung speiste. Doch, es liegt wohl anders in deinem Sinn, Amen."
Planlos vor Zorn über seinen Mißerfolg und vor Schmerz über die Verkennung seiner lautersten Absichten, irrte der Boß in den Gassen des narrotanischen Hauptdorfes umher. Von jedem Zaun, von jeder Ruinenmauer grinsten ihm höhnisch seine Plakate entgegen. Sogar von der Wellblechwand der Bedürfnisanstalt schrie es ihn an: „Erleichtere dein Herz!" Aber selbst hier gähnende Leere. Nicht eine Seele, die ... Und der Vergnügungspark! Tot, öde. Kein fröhliches Jauchzen, kein Lichterschwirren und -flirren, keine ohrenzerreißende Dreh-orgelmusik. Es war, als sei der Belagerungszustand verhängt.
Zufällig traf der Boß Onkel Hahnemann, den verfemten, der hier, der Einsamkeit und seines Geistes genießend, im Dunklen spazieren ging. Dieser, in der Unschuld seines Herzens, dachte garnicht daran, daß er ja in schwerstem beruflichen und politischen Verschiß war.

Freundlich grüßend steuerte er auf den alten Freund zu, nicht merkend, daß diesem die Begegnung außerordentlich peinlich war. Denn wer wird gern mit jemandem gesehen, welcher, und sei es von Narren, der Staatsfeindschaft bezichtigt wird? Dem Kugelregen trotzen, ist eine Kleinigkeit. Aber der öffentlich gemachten Meinung? Lieber im Schneesturm auf dem Dach der Welt! Dieser eklatante Mißerfolg mit den Plakaten, und dann noch beim tête-à-tête mit diesem ... Neofaschisten erwischt werden?
Dennoch, grade jetzt brauchte der Boß Onkel Hahnemanns Trost und ärztlichen Rat.
„Es stinkt um mich", flüsterte er, Onkel Hahnemann in den Schatten der Rotunde ziehend.
„Müssen wir uns auch gerade hier unterhalten?" fragte Onkel Hahnemann.
„Es ist der richtige Ort für dunkle Angelegenheiten", sagte der Boß und offenbarte seine Nöte.
Onkel Hahnemann nickte bei jedem Satz bedeutender, während auf seinem Gesicht immer heller das Neonlicht medizinischer Erkenntnis aufging. „Typisch", nickte er, „typisch" und immer wieder „typisch".
„Zum Henker mit deinem typisch", erboste sich der Boß, „sag lieber, was ich tun soll!"
„Bei klugen Patienten steht am Anfang der Besserung die Erkenntnis. Bist du klug?"
„Ach, Onkel Hahnemann, je älter man wird, desto rätselvoller erscheint einem die Welt. In der Jugend war mir alles klar. Heute ..."
„Bist du wenigstens einsichtig?"
„Es fällt mir schwer", gestand der Boß.
„Nun, dann nimm dich zusammen, denn ich gebe die Diagnose. Du leidest am fimulus maximus organisatorius. Man könnte auch den ‚Bazillus hypertrophicus rei publicae' als Erreger deiner Sucht verantwortlich machen, der uns am abscheulichen Tyrannen und seinem noch abscheulicheren, aber größeren Bruder, dem Uralier un-

seligen Angedenkens, offenbar geworden ist und so verdammenswert erschien, daß wir es nicht lassen können, beide nachzuahmen. Schiele mich nicht so bösartig an, von dir ist die Rede! Warum mußt du auch Stammtischgespräche und die Freiheit des Wortes organisieren?"
„Ich trage Verantwortung!"
„Typische Ausrede der Herrschsüchtigen, Boß."
„Ist es nicht ein Zeichen von echt demokratischem Geist selbst bei einem Regierenden, seine Untertanen zum freien Reden aufzufordern?"
„O, du Fuchs, Boß", blinzelte Onkel Hahnemann listig. Dem Boß, weil er sich durchschaut sah, wurde schwül.
„Es ist wirklich schlechte Luft hier", sagte er unter Hinweis auf die Rotunde.
„Gehen wir drum", stimmte Onkel Hahnemann zu und führte den Boß vor die Achterbahn. „Der Besitzer ist durch deine unkluge Aktion ruiniert. Wir haben die moralische Pflicht, ihm einen kleinen Verdienst zukommen zu lassen."
Damit lockte er den Boß in den Wagen. Der Besitzer wollte zwar murren, daß er wegen zweier armseliger Gäste den ganzen Betrieb in Bewegung setzen sollte, doch als der Boß sich zu erkennen gab, wurde er pflichtschuldigst anderer Gesinnung. Man darf es ihm nicht übel nehmen, er war noch vom Geist vergangner Zeiten geprägt, wo der Staatschef mehr galt als ein Budenbesitzer.
Von dem mühsam mahlenden Räderwerk wurde der Wagen hochgewunden.
„Wie in der Politik", scherzte Onkel Hahnemann, „man muß verdammt krabbeln, bis man oben ist."
Die beiden Herren genossen, in die Sitze zurückgelehnt, die Bergfahrt. Trotzdem wurde dem Boß etwas schwindelig. „Wenn wir stürzen . . ."
„. . .sind wir eine Sensation für deine Presse, mehr nicht, Boß. Bilde dir nichts ein."
„Was hast du für Gründe, an meinen Sturz zu glauben?"

„Ich denke gar nicht daran. Nur du hörst es heraus. Typisches Zeichen für schlechtes Gewissen und Angst." Der Boß brummte sich was in sein Kinn, das er heute, um volkstümlicher zu wirken, nicht rasiert hatte. Immer steiler ging es bergauf, dem Boß begann sich der Magen wie ein Stein in die Grube zu legen.
„Drückt 's schon?" fragte Onkel Hahnemann, dessen ärztlicher Scharfblick die krampfigen Zuckungen der boßschen Hände wahrnahm. „Kein Wunder — schiefe Situation. Aber in diese habe ich dich gebracht." Er betonte heimtückisch das ‚diese' und ‚ich'.
„Hör endlich auf mit der verfluchten Politik. Wir sind im Vergnügungspark. Heissa juchhe!"
Auf der Höhe angekommen, hielt der Wagen einen Augenblick. Die beiden Herren sahen unter sich den Vergnügungspark, der nicht wie sonst in tausend Lichtern strahlte, sondern schwarz und unheimlich in der Tiefe lag.
„Nit schööön", sagte der Boß, indem er hinabschaute, „solch ein Abgrund . . ."
„Gestern war hier noch Hochbetrieb", spann Onkel Hahnemann unerbittlich seinen Faden. „Typische Wirkung falscher Organisation oder von Organisation am falschen Platz."
Es wehte eine steife Brise in dieser luftigen Höhe. Der Boß mußte den Hut festhalten.
„Achtung!"
Mit schleifendem Geräusch setzte sich der Wagen in Bewegung und glitt auf einer sanft geneigten Bahn zu Tale. Der Boß klammerte sich an der Lehne fest. „Ich bin noch nie Achterbahn gefahren", gestand er, „meine Eltern hatten kein Geld für so etwas. Hoppla!" Der Wagen nahm einen Huppel.
„Solche kleinen Hindernisse zu nehmen, sollte dir nichts ausmachen, Boß", stichelte Hahnemann, er hatte heute offensichtlich seinen kriegerischen Tag.
Der Wagen begann schneller zu gleiten. „Achtung!" schrie

Onkel Hahnemann wieder, „Hut festhalten, daß er nicht hochgeht! Jetzt — Kurve rechts, Kurve links, festhalten in Kurven! Nach links legen, nach links! Hier hilft dir nichts, Boß, du mußt nach links. Die Zentrifugalkraft ist stärker als die Opposition. Und jetzt — hinab!"
Sausend schoß der Wagen in die jähe Tiefe. „Nicht nach hinten legen", kommandierte Onkel Hahnemann, „vorwärts die Nase, bergab geht 's verdammt schnell, aber bergauf — o je, da knarrt der Wagen. Die überwundene Tiefe hängt sich mit Bleigewichten an und möchte wieder nach unten ziehen. Muß dir doch eigentlich ein vertrautes Gefühl sein, Boß."
Dem Boß war recht unheimlich zu Mute, so ausgeliefert den fremden Gewalten. Doch Onkel Hahnemann blieb ungerührt.
„So zittern deine Narrotanier auch oft, wenn du sie mit 80 Sachen durch die Kurve jagst. Ist dir ganz gesund, alter Tyrann."
„Tyrann?"
„Mach dich nicht besser, als du bist. Jeder Politiker will tyrannisieren, und wenn er nicht tyrannisieren will, ist er kein Politiker. Es kommt auf die Opposition an, ob er 's wird oder sein besseres Selbst zum Siege führt."
„Ich soll wohl gar der Opposition dankbar sein?"
Immer rasender schoß der Wagen dahin.
„Bremsen!" schrie der Boß, „Bremsen!"
Ja Kuchen, hinein ging 's in den dunklen, langen Tunnel, in dem die Schlingerstrecke eingebaut war.
„So gehts dem Volk", witzelte Hahnemann. „Immer hin- und hergestoßen. Die ganze Politik ist eine Schlingerstrecke. Man weiß nie, wann man kippt, und auch das Warum erfährt man erst später. Man weiß nicht einmal, wohin die Reise geht, nachdem der Startschuß gefallen ist."
Gott sei Dank, es wurde wieder hell. Noch ein paar Huppel, noch ein paar Kurven, die der Wagen samt Boß elegant nahm — Übung macht den Meister, ein paar

Krisen hinter sich gebracht, und man wird wertbeständig — dann lief der Wagen auf der Endstrecke aus.
„Noch eine Fahrt?" griente Onkel Hahnemann.
„Danke, danke — mir ist ohnehin schon schlecht."
„Und da wunderst du dich, wenn deinen Narrotaniern manchmal das große Kotzen kommt? Aber du hast recht. So eine Achterbahn ist wie das Leben. Einmal genügt. Ich bin nicht für die Unsterblichkeit oder das Wiedergeborenwerden. Wird doch bloß langweilig. Immer rundum, stundenlang, jahrelang, jahrhundertelang, auf und ab, und kommst immer wieder auf den gleichen Punkt zurück, von dem du nicht weißt, ob er End- oder Anfangspunkt ist, meistenteils beides."
Der Inhaber trat an den Boß mit der Frage, ob die Herren zufrieden waren, oder ob die Tour etwas schneller hätte gehen dürfen ... ?
„Bergauf schon", schmunzelte der Boß.
... Und da man ja jetzt persönlich bekannt sei, ob der Herr Boß vielleicht die große Güte haben würde, beim Herrn Finanzminister ein Wort für die notleidende Vergnügungsindustrie ...
„Dem habe ich nichts zu befehlen", wandte sich der Boß schroff ab.
Der Inhaber machte ein enttäuschtes Gesicht. „Und ich dachte, Sie wären der Boß. Na, denn entschuldigen Sie vielmals. Aber vielleicht können Sie wenigstens dem Idioten, der diese Plakate ausgeheckt hat, mal Bescheid sagen."
Damit ging er in seine Bude zurück und knipste das Licht aus, so daß die beiden Herren wieder im Dunkeln standen.
„Nun sag mal, Onkel Hahnemann", fragte der Boß, „warum hast du mich zu diesem Abenteuer verschleppt?"
„Hm", machte Hahnemann, und seine Augen nahmen den Ausdruck an, den sie immer hatten, wenn er ärztlich konsultiert wurde.
„Hast du Angst gehabt?"

„Ein bißchen", gestand der Boß.
„Aber nicht viel?"
„Nein."
„Und arg schön wars doch?"
„Arg schön."
„Und warum wars schön?"
„Weils gefährlich war."
„Und doch bloß ein bißchen gefährlich, wie?"
„Stimmt."
„Und siehst du — genau das wollen die Narrotanier zu ihrem Wohlbefinden haben. Das Leben ist schöner, wenn es ein bißschen gefährlich ist. Ohne Gefahr — viel zu langweilig. Allzugefährlich — nee, nee, lieber nicht. Den Kopf will ein jeder auf den Schultern behalten. Aber die Nase ein wenig eintunken, das ist 's. Verbietest du das Reden — zu gefährlich für den Redner. Erlaubst du 's — machts keinen Spaß mehr. Also, was tut der kluge Mann? Gar nichts. Dann wissen die Leute nicht, obs erlaubt oder verboten ist, und das kitzelt so schön. Schau, der Mensch braucht ein bissel Gefahr, und wenns nur das Gefühl der Gefahr ist. Steh du mal ein Leben lang hinter dem Ladentisch und verkauf Heringe. Oder schneid den Jünglingen die Tolle. Oder besohl Schuhe, — gräßlich! Er fühlt gar nicht mehr, dieser Mann, daß er ein Mann ist. Also laß ihm das bissel Gefahr, das in unserm modernen Spießerstaat noch möglich ist. Das hebt sein Selbstgefühl."
„Aber wenn sie dann über die Stränge hauen?"
„Dann gerätst du in Gefahr, und das wird auch dein Selbstgefühl heben. Du willst auf Nummer Sicher gehen, Boß, und das kostet dich mit der Zeit deine Zähne. Außerdem widerspricht es dem Wesen der Politik."
Damit waren sie in den Bereich der Straßenbeleuchtung gekommen. Onkel Hahnemann lüftete den Hut. „Ich geh schon, denn ich weiß, du hast neuerdings Angst, mit mir gesehen zu werden. Es könnte eine Vertrauenskrise geben... Gute Nacht."

Doch der Boß hielt ihn am Arme fest. „Was denkst du von mir", lachte er. „Nach solcher Vorlesung . . .? Komm, alter Freund. Ich bring dich nach Hause."
Arm in Arm wandelten sie, von Onkel Hahnemanns Schirm beschützt, durch die nebligtrüben Gassen Hauptnarros.
„Ich habe also", zog der Boß das Fazit des Tages, „einen der kapitalsten Böcke meines Lebens geschossen."
„Läßt sich nicht leugnen", bestätigte Hahnemann erbarmungslos.
„Ich werde daher den Mißerfolg als Erfolg deklarieren müssen."
„Nimmt dir seit der Kohlenunion kein Mensch mehr ab", goß ihm Hahnemann symbolisch Wasser über den Kopf.
„Dann dementiere ich eben."
„Lügner", sagte Hahnemann schlicht.
„Oder schiebe Dominikus vor."
„Schweinehund."
Der Boß zog seinen Arm aus Hahnemanns Arm. „Ich dulde nicht, daß du mich beschimpfst. Bei aller Freundschaft!"
Onkel Hahnemann blieb genauso ungerührt wie beim Wehegeschrei eines Patienten. „Ich klassifiziere nur, Paps."
Der Regen trommelte auf Onkel Hahnemanns Schirm, der Weg war voll Pfützen, und jetzt ging auch, da es 22 Uhr und damit Zapfenstreich für Hauptnarros Nachtleben war, die Straßenbeleuchtung aus. „Wir tappen im Finstern", beklagte sich der Boß, indem er vergeblich versuchte, den Schmutzlachen auszuweichen.
„Wir nicht", sagte Hahnemann. „Nur du." Er hatte offensichtlich seinen lakonischen Tag.
„Nun sag mir schon", stampfte der Boß, daß das Wasser spritzte, „was ich tun soll!"
Da sie vor Hahnemanns Haustür angelangt waren, standen sie still, und Hahneman richtete einen listigen Blick

auf den Boß. „Meine Antwort könnte nur eine wissenschaftliche sein. Aber du hast dir das Dreinreden der Wissenschaft in die Politik ausdrücklich verboten."
„Narrenfreiheit!" gelobte der Boß.
Onkel Hahnemann wiegte das weise Haupt. „Du tust ja doch nicht, was ich dir raten müßte. Denn tätest du es, du vollbrächtest eine Tat, so unerhört im Bereich der Politik, daß du, ein irdischer Neptun, die ganze Welt wie mit einem Dreizack erschüttern würdest."
Damit kramte er in seiner Hosentasche nach dem Hausschlüssel.
„Nun rede schon", drängte der Boß. „Was soll ich sagen?"
„Die Wahrheit, Paps. Gute Nacht."

Der nächsten Morgenausgabe des „Lichtes" lag ein zur Weitergabe bestimmter Handzettel bei:

AN ALLE!

Ich habe Mist gemacht. Es tut mir aufrichtig leid. Alle, die ich gekränkt habe, indem ich sie für dumm verkaufen wollte, bitte ich hiermit herzlichst um Entschuldigung. Nur eins — wenn ihr euch rächen wollt, werft mir nicht die Fenster mit faulen Äpfeln ein. Das würde Martha betrüben. Die Plakate dürfte ihr abreißen.

Boß

Noch nie hatte sich eine Stadt in so festliche Stimmung gehüllt wie Hauptnarro nach dieser Erklärung, und der Boß, als er am Abend den Lärm des wiedererwachten Hochbetriebes auf dem Rummelplatz wahrnahm, konnte mit zufriedenem Lächeln zusehen, wie Paul die Erfolgskurve hoch in den Plussektor zog.
„Du solltest dich bei Onkel Hahnemann bedanken", mahnte Martha. Der Boß schlug sich vor die Stirn. „Mein Gott, daß ich das vergessen konnte! Der gute Alte!"

Aber als er anrief, meldete sich niemand. Schließlich gab die Auskunft durch, Teilnehmer habe den Anschluß überraschend gekündigt. „Wunderlicher Kauz", schüttelte der Boß den Kopf und verschob, gegen Marthas ausdrückliche Warnung, den Dank auf morgen. Oder übermorgen. Oder überübermorgen. Er hatte auch wirklich von früh bis spät alle Hände voll zu tun. Einerseits mußte er die Deputationen bewirten, welche ihm die Glückwünsche der Bürgerschaft zu seiner charaktervollen Tat überbrachten. Andrerseits wollten die Wutschreie der Kollegen aus aller Herren Länder gedämpft werden, welche dem Boß vorwarfen, durch seinen unüberlegten Schritt vieltausendjährige Zunftgesetze über den Haufen geworfen zu haben. So ging es Onkel Hahnemann wie allen geistigen Menschen, deren Funktion es ist, Motoren anzuwerfen — über der allgemeinen Freude, daß die Motoren laufen, werden sie vergessen, am raschesten von denen, die mit dem Motor fahren.
Deshalb war der Boß fast überrascht, als ihm Poneleit nach etwa zehn Tagen mit den Worten: „Nuscht Jutes für heut, Herr Boßschen", einen Brief überbrachte, der den Absender Hahnemann trug. Aus dem Umschlag fiel ein dientlicher Bescheid des Gesundheitssamtes, in welchem dem Dr. Asklepios Hahnemann eröffnet wurde, daß, da seine Erfindung, die Vernichtung des Kinderlähmungsbazillus betreffend, noch nirgends erprobt sei, aus Mangel an Mitteln die vorgeschlagene hygienische Reform nicht durchführbar sei, welcher Bescheid als unwiderruflich zu gelten habe. Dabei lag ein Brief von Onkel Hahnemanns eigner Hand:

„Lieber Amadeus! Ich beglückwünsche Dich zu Deinem Erfolg. Mir geht es leider wie einer Pflanze, die im Keller steht. Alle Welt ruft mich um Hilfe an. Aber mir hilft keiner. Verzeih also, daß ich den Schritt tue, der mir selber am schwersten fällt. Leb wohl und denke gelegentlich an Deinen ein wenig bekümmerten

A. H."

„Was ist da los?" fuhr der Boß hoch und eilte, sobald es seine Zeit erlaubte, schlechten Gewissens voll, in die Wohnung des Freundes. Ein fremder Mensch öffnete ihm.
Dr. Hahnemann? Der sei nicht mehr da. Seit acht Tagen schon sei er weg. Wohin? Keine Ahnung.
Der Boß war wie vom Donner gerührt. Durch mühevolle Befragung der Haugenossen brachte er allmählich den Tatbestand zusammen.
„Muah!" hatte sich Onkel Hahnemann an jenem Abend, da er dem Boß den epochemachenden Rat zum Bekenntnis der Wahrheit gab, im Flur seiner Wohnung empfangen gehört, und ein beneidenswert kräftiges Gebiß hatte den Erschreckten aus dunkelfarbigem Antlitz angebleckt. „Du großer Medizinmann, von dem Urwaldtrommeln erzählen? Kommen. Sofort. Bauen zweites Lambarene. Schwarzes Kind krank. Pest groß, furchtbar. Sterben wie Fliegen. Weißer Arzt helfen. Du stärker als mächtiger Gott Umburugu. Wir bauen Tempel. Kommen. Bitte, bitte. Muah!"
Welcher beleidigte Wissenschaftler hätte dieser Verlockung widerstanden? Also hatte auch Onkel Hahnemann, nachdem er den abschlägigen Bescheid des Gesundheitsamtes erhalten und der vielbeschäftigte Boß unerreichbar blieb, einen Vertreter genommen, zwecks Bezahlung der Überfahrt sein Konto überzogen, Nachthemd und Zahnbürste in die Aktenmappe gepackt, den Regenschirm unter den Arm geklemmt und war gen Mückopanien gereist, jenem winzigen, aufstrebenden Staat im Gefüge der allnarrotanischen Weltorganisation, dem der Sendbote entstammte. Weg war Onkel Hahnemann. Und das geschah den Narrotaniern recht.
Dem Boß aber fraß ein Wurm am Herzen.

„GERUHSAMES" WOCHENENDE

Die Narrotanier wohnen, wir sprachen schon kurz davon, mitten in der Welt, ja geradezu auf dem Nabel der Welt. Die Welt atmet. Wenn sie den Odem einzieht, wölbt sich die Mitte wie ein Gebirgsstock, und alle Feuerströme Narrotaniens brausen gewaltig in die Tiefen der umliegenden Ebene hinab. Solche Zeiten hat es schon oft gegeben, und die letzte Eruption liegt noch gar nicht lange hinter uns. Bläst die Welt aber den Atem aus, dann senkt sich der narrotanische Vulkan. An seiner Statt tauchen die Ebenen hoch, und nun brausen umgekehrt die Feuerströme der Welt in den versunkenen Krater Narrotanien. Dies ist seit kurzem wieder der Fall.
Die Erschöpfung nach dem Dritten Nie-wieder-Krieg bewirkte zwar, daß die Ströme nur Tropfen in Gestalt von Sendboten in das ausgebrannte Kraterloch schickten, aber immerhin, es langte unserm Boß, und seiner getreuen Martha nicht minder, besonders da es am Wochenende geschah, wo jedermann, auch Politiker und Hausfrauen, mal ausspannen möchte.
Ein vornehmes, aber nicht zu überhörendes Läuten weckte den Boß aus dem Traum vom geruhsamen Sonnabend.
„Verzeihung", lächelte ein schönes, aber wie alle schönen Gesichter ausdrucksloses Gesicht. „Ich komme wegen der Rasierklingen."
Der Mensch war, wie der Boß sogleich erkannte, Mr. Paradise, Vertreter der Handelsfirma „*business* leider nicht mehr *as usual*".

Nach üblichem Kodex legte der Boß sein Gesicht in freundliche Falten. „Vielen Dank, wir sind Selbstversorger."
Da liege ja eben der Knüppel beim Hunde, lächelte der Ankömmling.
Ehe jedoch die Verhandlung eröffnet werden konnte, lärmte im Vorgarten die Stimme Pemfs. Daher führte der Boß den Inselmann, welcher inkognito bleiben wollte, auf Zehenspitzen in Marthas Stübchen hinauf, wo er ihm ein Verweileplätzchen anbot, nicht ohne recht ostentativ auf ein schwarzes Buch zu deuten, das auf dem Nachttisch lag.
„Meine Haushälterin nimmt die Leitlinien für ihr Verhalten auch aus der Bibel", schlug er noch rasch eine Brücke, dann eilte er hinab ins Wohnzimmer, wo Pemf bereits auf dem bekannten Sofa saß.
„Wir werden uns endlich über mein Kanälchen zu unterhalten haben", begann Pemf kräkelig.
„Ei, was denn für ein Kanälchen eigentlich, lieber Freund? Erkläre dich deutlicher. Du siehst mich ganz Ohr."
Während Pemf weitschweifig den Kanalplan entwickelte, saß der Boß schon wieder auf Kohlen, denn sein geschärfter Sinn vernahm im Hausflur eine Unterhaltung, die ihm schwül machte.
„Dort ist die Eingangstür. Ein anständiger Mensch kommt nicht durch den Keller!" Das war Martha. Dagegen aber — o diese Stimme! — „Da du staunen, he? Wir immer finden die Schlupfloch, ob für bessere Herrschaften, ob für Personal. Boß rufen. Dawai!"
Ein Segen, daß Pemf nur den eigenen Wortschwall vernahm!
„Entschuldige mich einen Augenblick, lieber Pemf!" Damit stürzte der Boß in den Flur. „Srinow Srinowitsch! Bester! Wie schade, ich hab grad heute so wenig Zeit!"
Srinowitsch kniff das rechte Auge zu, weil er links besser sah. „O, ich längst wissen — Pemf zu Besuch. Woher wissen? Haha, wir viele Kanälchen!" Doch er wolle den

Boß unter vier Augen sprechen. „Muß sein", kam es in so gebietendem Tone, daß der Boß den Wunsch, den frechen Eindringling die Kellertreppe hinunterzustoßen, in der tapferen Brust erstickte und den Gast noch eine Treppe höher in Pauls Dachstube führte. Martha, die grade den Tee für Paradise in den Ersten Stock trug, erhielt den Befehl, sich anschließend Pemf zuzugesellen, denn dieser neige bekanntlich zu Unfug.
Pauls Bude zeugte nicht grade von Ordnungssinn, doch der Gast schien sich gleich wie zu Hause zu fühlen. Er hockte sich auf den einzigen Stuhl, der seinerzeit aus dem Zusammenbruch gerettet worden war, stieß den Boß mit freundlichem Schups auf die Bettkante und zog eine Flasche hervor.
„Serr gemütlich deine Haus", dehnte sich Srinowitsch. „Ich gerne hier wohnen. Prost Brudercherz!"
Dem Boß zerschnitt das scharfe Gesöff die Eingeweide, was den Chef der Uralier zu fröhlichem Lachen ermunterte. „Gutt, serr gutt deine Gesichterschneiden, Amadeus Hubertowitsch. Ich kriegen diese Zimmer?"
Sehr vorsichtig deutete der Boß an, daß man an sich schon recht beengt wohne, außerdem Pemf auf ein nach Westen gelegenes Verandazimmer scharf sei.
Srinowitsch machte nur eine wegwerfende Gebärde. „Pemf sein eine uralte Mann. Er nicht mehr leben lange. Ich machen bloß so ..." er öffnete und schloß die haarige Faust, „... um seine Gurgel, futsch is sich pemflicher Lebben. Dein Wohl, Amadeus Hubertowitsch!"
Der Boß schlug das Thema Miete an.
„Miete?" riß Srinowitsch die Augen auf. „Ich hier spielen Verwalter von diese Haus. Du dann sein ohne Sorgen. Spazierengehen, viel lesen Schiller ‚Die Räuber', Dante, ‚Die Hölle' und so ... Schlag ein, Brudercherz!"
Er müsse wenigstens mit Martha sprechen, wand sich der Boß, denn sie sei die Hausfrau.
„Pah, germanski Kultura feminines Kultura. Drum auch."

Trotzdem witschte der Boß zur Türe hinaus, indem er Paul, der gerade aus der Schule kam, die Weisung gab, dem Gast in Marthas Stube ein wenig Gebäck zu reichen.
„Is aber bloß altbackenes Zeug in der Dose", bemerkte Paul.
„Umso besser, mein Kerlchen. Jener ist ein Liebhaber von Althergebrachtem. Es wird ihn wohl einstimmen."
Ins Wohnzimmer tretend, dachte der Boß, der Schlag solle ihn treffen, als er Pemf am Schreibtisch fand, ein Blatt Papier in der Hand, dem Erstickungstod nahe, Martha mit der Baldrianflasche daneben.
„Amadeus, deine Liederlichkeit!" empfing Martha den Überraschten vorwurfsvoll, und der Boß mußte erkennen, jenes Papier war der Brief, den er selbst anläßlich der Frösche in seiner Wut runtergetippt und dann als überholt unter anderen Schriftstücken liegen gelassen hatte.
„Du hast gelochert!" herrschte er Pemf an.
Pemf seinerseits spie ebenso Gift und Galle. „Deine wahre Gesinnung ist offenbar! Stehenden Fußes verlasse ich dein ungastliches Haus", schwor er und hielt sich am Schreibtisch fest.
Da der Boß ein schlechtes Gewissen hatte, ging er auf die liebliche Tour. „Ich denke, du wünschst dir ein Kanälchen zum Geburtstag, liebster Pemf?"
Diese Worte, zusamt dem genossenen Baldrian, beruhigten Pemf, so daß er sich wieder aufs Sofa fallen ließ. „Ein Kanälchen von mir zu dir wird unsre Völker verbinden und ist so einfach — ich fahre drauf, du zahlst drauf."
„Hm", machte der Boß. Er müsse nur schnell mal wohin, der Schreck eben ... „Ich komme gleich wieder. Nimm inzwischen weiter mit Martha vorlieb." Und schon war er fort, um sich dem Inselfreunde zu widmen.
Er fand ihn, Paul die Vorzüge des Landes Kanada preisend, wo er, Paul, als Siedler das Vergnügen haben werde, neun Monate lang Ski zu laufen und in den restlichen

Monaten Reserveübungen abzuleisten. Außerdem werde er durch die Überfahrt ein Werk christlicher Nächstenliebe vollbringen, indem er Narrotanien von der überschüssigen Volkskraft befreie. „Hast du nicht Lust?" lockte Paradise.

„Erst wird er sein Abitur bauen", unterbrach der Boß, indem er Paul bedeutete, sich auf seine Bude zu verfügen.

„Also Rasierklingen", eröffnete der Boß, Platz nehmend, das Gespräch. „Beschweren sich die Kunden über mangelnde Qualität unsrer Erzeugnisse?"

„Eben nicht", lächelte Paradise verbindlich.

„Nun also!" Trotzdem war dem Boß nicht ganz wohl zumute.

Mr. Paradise verdrehte denn auch, was eigentlich gar nicht zu seiner exklusiven Erziehung paßte, die Augen über so viel Einsichtslosigkeit. „Und wer küßt uns?" Doch schon begriff er, daß er allzu deutlich die Hintergründe gelüftet hatte, und setzte dem Boß daher umständlich auseinander, daß es noch nie seinen Prinzipien entsprochen habe, etwas gegen Gottes Willen zu tun. Er sei nämlich beauftragt, die Welt, vor allem die kleinen Nationen, mit Rasierklingen zu versorgen.

Der Boß meinte, Gott sei doch der Vater aller Menschen.

„Deswegen", wiegte sich Paradise nachlässig elegant im Schaukelstuhl, als fühle er hier das sonst längst verlorene Gleichgewicht wieder, „deswegen werden wir ausbalancieren."

Sofort erklärte sich der Boß mit Teilung und Abgrenzung einverstanden.

„Very well — ich liefere die Klingen, du die Schachteln." Er begann, als sei der Komplex bereinigt, das Gespräch auf eine Sturmzyklone zu bringen, die laut Wetterbericht vom Atlantik heranziehe.

Da der Boß den versteckten Sinn wohl empfand, war es ihm nicht unlieb, aus Pauls Bude rauhe Töne zu vernehmen, welche ihm Anlaß gaben, sich für wenige Minu-

ten zu empfehlen. Martha werde sofort zur Gesellschaft erscheinen.
„Srinowitsch will sich bei uns einquartieren", flüsterte er der Herbeigerufenen ins Ohr. „Was meinst du dazu?"
„Es wäre unser Tod, Amadeus! Den kriegen wir mit der schärfsten Räumungsklage nie wieder raus."
Da freute sich der Boß, daß er mit Martha wiedermal völlig konform ging, und stieg, ein wenig matt schon, ins Dachgeschoß.
Pauls Bude bot den entsetzten Augen ein unbeschreibliches Bild. Paul und Srinowitsch saßen am Tisch, beide die Wodkaflasche umklammernd. Srinowitsch sang das Horst Wessel-Lied, Paul gröhlte die Internationale. Srinowitsch hatte sich den Stahlhelm von Pauls Vater über den Schädel gestülpt, Paul sich ein Bolschewistenkäppi keß ins Strohdach gedrückt.
„O meine Paul!" patschte Srinowitsch dem unerfahrenen Jüngling gönnerhaft auf die Schulter. „Du großartiges Bandit! Du kluges Köpfchen! Warum du noch hier in diese enge Haus? Du werden hier so ..." er ahmte hüstelnd einen Schwindsüchtigen nach. „Ich dir geben Werkstatt, du basteln den ganzen Tag. Was du dich zanken hier mit Demokratie? Demokratie — haha, organisierter Neid. Bei mir du befehlen: Panzer! Schon Panzer rollt. Du wünschen Männer für Fußballmannschaft — ich dir besorgen, kaufen, klauen, egal. O meine Haus schön für junge Männer mit Köpfchen aus Narrotanien wie du."
In Pauls Augen funkelte unverhohlene Begehrlichkeit, und Srinowitsch, diese gewahrwerdend, fuhr eindringlicher fort: „Bei mir du nicht brauchen Geld verdienen mit knips für studieren. Noch kriegen Geld dazu für fleißig köpfchenroboten. Amadeus Hubertowitsch", wandte er sich in edler Begeisterung an den Eintretenden, „ich lieben diese junge Mann. Ich ihn mitnehmen, gleich, stantepeh, sofort. Ich machen ihm goldene Jugend. Er werden bei mir groß wie Khan der Tataren. Er mit-

bringen alle Freunde, und wir bauen Ehrenpforten. ‚Willkommen im Lande der Freiheit!'."
Das erste, was der Boß tat, war, daß er Pauls Hand von der Flasche löste — „bekommt dir nicht!" Das zweite, daß er ihm recht unsanft das Käppi vom Kopfe riß — „steht dir nicht!" Das dritte: „Zunächst gehst du ein Jahr zu Onkel Oberboß in Pension, dann werden wir weitersehen."
„Und unsereens", empörte sich Paul, „wird gar nich jefragt. Aber in fünf Jahren bin ick mündig, da tu ick doch, wat ick will." Damit klatschte er Srinowitsch auf die Schulter. Ja das Wässerchen, das uralische Wässerchen!
Mit jenem Blick jedoch, welchen Paul als den kannte, gegen den es keinen Widerstand gab, befahl der Boß seinem Enkel, sich ins Wohnzimmer zu verfügen, sich aber daselbst recht manierlich zu benehmen.
„Martha macht Schwierigkeiten", brachte er dann die Unterhaltung auf das schwebende Problem.
Srinowitsch wiegte mißbilligend das kurzgeschorene Haupt. „Eure Damen immer so dumm. Wenn mein Soldat ruft ‚Frau komm', sie schreien und strampeln huhuhu! Warum? Is doch Natur!"
„Tja", sagte der Boß, indem er ans Fenster trat, „es muß mal einer von euch sehr übel mit ihr umgesprungen sein. Davon hat sie bis heute einen Schock."
Das war zuviel gewagt! In wilder Erregung sprang Srinowitsch auf, und sein Gesicht verzerrte sich vor Wut. „Ich das nicht will hören! Das Verleumdung! Das Ehrabschneidung! Das Schändung von meine brave Soldat! Friedensstörer! Sibirien! Dawai — wie Linse!"
‚O Gott', dachte der Boß, der diesem Ausbruch recht fassungslos gegenüberstand, ‚schon wieder mal Friedensstörer, bloß weil man sagt, was gewesen ist ...'
„Du", trat Srinowitsch dicht vor den Boß, „wenn du mich verraten, ich machen auch mit dir so ..." er öffnete und schloß die Fäuste wie vorhin bei der Erwähnung

Pemfs, „... futsch is sich boßlicher Lebben."
„Gewalt?" richtete sich da der Boß auf. Er war, wenn er wollte, größer, als er schien.
Doch Srinowitsch lachte schon wieder. „Nix Gewalt, Brudercherz, mußt du nicht denken. Freiwillige Vereinbarung. Wir Freund. Trink! Piffpaffpuff bloß Spaß. Nitschewo."
„Ich bin im Bilde", antwortete der Boß etwas steif. „Doch du kannst ja noch mal mit Martha selbst sprechen."
O bitte serr, mit Vergnügen. Er werde schon schmieden diese Eiserne Jungfrau.
Und schon trabte der Boß die steile Stiege hinunter zu Pemf. Er fand ihn, wie er, an Paul geschmiegt, diesen für die Fremdenlegion warb.
„Du wirst ausziehen, mon héros", war Pemf grade am schmeicheln, „die Zivilisation gegen Barbaren zu verteidigen. Unsterblicher Ruhm wird dein Teil. In die Bambusstangen des Dschungels wirst du deinen Namen schnitzen, in den Fels der Wüste ihn ritzen. Lorbeerbekränzt kehrst du heim."
Er habe es anders gehört und gelesen, wehrte sich Paul gegen diese Umstrickung.
„Ha, welche Lügen!" Damit zog Pemf auch schon den Verpflichtungsschein aus der Tasche, grade in dem Moment, als der Boß eintrat. Rasch ließ er den Fetzen in der Brusttasche verschwinden. „O lala, mein Herz..." tat er. „Wie ist es mit dem Kanälchen, du Freund meines Volkes? Ich habe den Kontrakt..." Er zog ein anderes Papier hervor.
„Ja", sagte der Boß, „ich denke mir so: Kanälchen hin, Kanälchen her. Du eins, ich eins. Du zahlst meins, ich zahle deins. Wie stehen wir da? Musterbeispiele internationaler Zusammenarbeit. Unsterblicher Ruhm unser Teil!" So sprach er mit verstecktem Hohn.
„O, mein Herz", wimmerte Pemf.
Doch der Boß, ohne sich rühren zu lassen, befahl Paul,

einen Waschfleck zu holen, denn er kannte dies Spiel. Und schon wandte er sich um, nach Paradise zu sehen.
„Bleibe bei mir, Amadeus", flehte Pemf. „Geh nicht von mir, Amadeus! Ah, du gehst, um mich zu verraten. An wen verrätst du mich, Amadeus?"
Doch der Boß war schon aus der Tür, und Pemf, während Paul ihm mit nassen Lappen das Herz kühlte, streichelte vertraulich des Jünglings Wangen. „Verzeih, daß ich eine Zeitlang glaubte, du seiest ein Rauhbein. Nun sag, wie ist es mit der Legion, guter Paul?"
„Komisch", murrte Paul. „Immer wollen se was von mir. Alle wollen se was. Man könnte direkt einjebildet werden, wenn man nich so vernünftig wär..."
Der Boß klomm bereits unter Ächzen, denn das rheumatische Bein tat infolge der dauernden Beanspruchung arg weh, die Stiege zum Hauptquartier des Mr. Paradise hoch, den er mit Martha in eine Debatte über die Vorzüge der Koppelung von Bibel und Bombe vertieft fand. Bei Hiroshima habe sich das Patent bestens bewährt, denn der Bombenschütze sei anschließend Mönch geworden. Auf Marthas Einwände hin schlug er im Alten Testament viele Stellen auf, die Ähnliches als mit Gottes Willen geschehen berichteten.
„Woran ich nicht glauben mag", schaltete sich der Boß ein. „Eher glaube ich an die Überheblichkeit der Menschen, die sich den lieben Gott als ein Firmenschild vor die Brust binden. Doch fahren wir fort." Damit dirigierte er Martha augenzwinkernd zu Srinowitsch hinüber.
„Hast du eigentlich persönliche Offenbarungen Gottes?" griff er danach Paradise unvermittelt an.
Jener wiegte sich intensivstens im Stuhl. Die Tatsache, daß Narrotanien in drei Nie-wieder-Kriegen besiegt sei, beweise zur Genüge, auf wessen Seite Gott stehe.
„Also hat der Alte Herr auch den Genossen Srinowitsch gesegnet, der ihn leugnet."
Wie jeder, dem ein religiöses Gespräch durch Tiefgang

anfängt peinlich zu werden, berief sich auch Paradise auf die unerforschlichen Wege Gottes.
„Und die sind in der Tat sichtbar und wunderbar", fuhr der Boß voll Begeisterung hoch. Denn Rasierklingen seien durch Gottes Ratschluß bereits überholt, da die Männerwelt dazu übergehe, sich elektrisch zu rasieren. Paradise, trotz seiner aristokratischen Blässe intelligent wie nur je einer seiner Rasse, begriff sofort. Das Problem liege, wie heutzutage immer, in Afrika. Die haarlosen Neger wollten um keinen Preis das samtene Gefühl entbehren, welches das Gleiten narrotanischer Klingen auf ihrer glatten Haut verursache.
„Wir werden auch sie umerziehen müssen", lächelte der Boß mit leichtem Spott. „Und grade hier liegt die Möglichkeit eines Ausgleichs. Überlassen wir die Klingen sich selbst. Zusätzlich fabriziere ich elektrische Apparate, du legst die Anschlüsse in der Savanne."
Da sei leider schon der Oberboß dran. Außerdem habe er, Paradise, als unvorteilhaft erkannt, den Wilden allzuviel Kultur zu bescheren. Sie würden, erst einmal modern rasiert, sich auch andrer Modernitäten bemächtigen, z.B. gleich schießen, wenn auf sie geschossen werde. Hm.
Wie gut, daß ein Hilfeschrei den Boß zu Srinowitsch rief. Dort fand er Martha in die Ecke zwischen Bett und Kleiderschrank gedrängt, vor ihr lag Srinowitsch auf den Knien. „Ich dich lieben, Maruschka, du werden meine Weib!"
Sie sei hier in lebenslänglicher Stellung, wehrte sich Martha.
Nitschewo. Bei ihm kriegten auch viele Leute lebenslänglich und würden dann doch früher entlassen. „Maruschka, wir werden haben viel Kinder. Roboterkinder mit Köpfchen. Warum du noch keine Kind von meine Soldatt?"
Über dies Alter sei sie hinaus, flüsterte Martha schamhaft.

Srinowitsch blieb unerbittlich auf den Knien, denn er hielt es zur Zeit für zweckmäßig, sich westlicher Methoden zu bedienen. „Wir haben Ärzte, die machen Spritz von Jungfrau Kalb, und schon ist passiert. Schon Lenin gesagt: Uralmensch plus Narromensch — gutt für Kindwuchs. Von mir erben — parieren und machen puff. Von dir erben — klug sein. Zusammen — futsch is sich westlicher Lebben."

Dies war der Augenblick, in dem der Boß eintrat. „Aber Srinowitsch, du bist doch verheiratet!"

„Ganz egal", antwortete Srinowitsch, sich erhebend. „Scheiden. Wenn nicht will — Sabotage an Sowjetbürger der Zukunft, weg damit. Oder..." sein Gesicht verklärte sich vom Wiederschein eines plötzlichen Einfalls, „du heiraten meine Matka, ich heiraten deine Matka. Resultat? E i n e Volk, e i n e Reich, e i n e Führer, urrä!"

Der Boß jedoch meinte, man müsse Martha die übliche Bedenkzeit gestatten, und führte die schier Betäubte hinab in die Küche, damit sie sich daselbst ausheule.

Hinter ihm knirschte Srinowitsch. „Verdammte Bande von Westen — immer soviele Sperenzel und lange Palaver. Bei mir — Kürze Würze, ruck zuck, Laden klappt."

Im Erdgeschoß zappelte bereits wieder Pemf. „Amadeus", rief er in den Flur, „warum läßt du mich warten? Das Kanälchen will unter die Haube!"

Er habe bloß, entschuldigte der Boß sein Ausbleiben, eine Kalkulation aufgestellt. Pemf werde auf den Graben verzichten müssen, der Köttgen das Wasser abzapfe. Denn beides — Steuerrückgang auf verdurstendem Akker plus Kosten für den Kanal — das erlaube Julius auf keinen Fall.

„Pfui, über den Pfennigfuchser", zürnte Pemf. „Sogar an der Völkerversöhnung will er sparen!"

Außerdem, beteuerte der Boß mit treuem Augenaufschlag, fehlten ihm zur Zeit die Arbeitskräfte für den Kanal, da er auf ganz besonderen Wunsch des Mr. Para-

dise von der Insel eine Fabrik für elektrische Rasierapparate zu bauen im Begriff sei. „Die Neger, weißt du, werden uns sonst rebellisch."

Pemf schielte ihn mißtrauisch an. „Fehlende Arbeitskräfte? Paul wird das mit Leichtigkeit schaffen!"

„Ich denke, du brauchst ihn für die Legion?" sauste der Gegenhieb, und schon drückte sich der Fechter zur Türe hinaus.

„Halt, halt", hielt ihn Pemf. „Das Kanälchen, mein Herzenskanälchen! Du willst mich verzögern, Amadeus!"

Dem gingen plötzlich die Nerven durch. Srinowitsch sei da — „nur um mich zu umarmen, Pemf!" — und Paradise...

„Wie? Der auch?" zuckte Pemf. „Komm schnell, Amadeus. Wir machen den Kontrakt, dann bist du mich los."

„Ich fürchte das Gegenteil, Pemf. Dann sitzt du mir erst recht auf der Pelle. Also bis nachher." Damit entschlüpfte der Boß.

„Mon dieu", stöhnte Pemf und sah nach der Armbanduhr. „Ich wollte um 17 Uhr wieder zu Hause sein, um mich für die traditionelle Kabinettskrise umziehen zu können, die um 17 Uhr 10 stattfindet. Aber diese verfluchten Narrotanier komplizieren die einfachsten Dinge!"

Durch ein Stück trocknen Brotes gestärkt, das ihm Martha rasch aus der Küche reichte, trat der Boß wieder bei Paradise ein, dem Paul grade das neueste Segelflugzeugmodell vorführte, das er gebastelt hatte.

„Die gleiche Spannweite wie im Gehirn dieser Jugend", dachte Paradise, die Flügel betrachtend. „Man wird sie unter Kontrolle halten müssen." Laut jedoch tadelte er, daß ihm dies Flugzeug leider nur zu Transport und Abwurf von Bibeln geeignet erschiene.

„Geh nachsehen, wer da unten schon wieder schellt", schob der Boß den Jungen aus der Stube, dann fuhr er, zu Paradise gewandt, fort: „Wir sind uns also einig — wer die besten Rasierklingen macht, setzt am besten ab.

Freiheit der Meere! Das war ja von je dein Prinzip."
„In diesem Falle, mein Herr", erhob sich Paradise eisig, „werden Sie durch die totale Verkennung dessen, was Weltfriede und Weltprosperität heißt, wiederum schuld daran sein, wenn Gott sich abermals gegen Sie stellt. Es ist meine Pflicht, die kleinen Nationen vor Ihren wirtschaftlichen Raubzügen zu schützen."
„Grundgütiger!" hob der Boß, diese Töne von früher her kennend, die Arme. „Ich bin doch nicht der gewesene Tyrann! Mit mir läßt sich doch auskommen..."
Paradise lächelte undurchdringlich.
Ach Gott, schon so abgekämpft, und jetzt nochmal zu Srinowitsch, den man ungeduldig über der Zimmerdecke herumtrampeln hörte. „Du, Srinowitsch, mir kommt eine Idee. Mein Bruder wohnt doch per Zwangsmiete in deinem Vorwerk. Entlaß ihn aus dem Kontrakt."
O gerne, dann der Bruder spazieren in Boß seinem Garten.
„Umgekehrt — ich in dem seinen."
Da war aber Srinowitsch gleich wieder am toben. „Ich wohl wissen, du haben wieder Soldat, heimlich. Du ihn eines Tages loslassen auf meine Armee!"
„Aber das ist doch ausgemachter Kappes, liebster bester Genosse Srinowitsch!" nahm der Boß allen Mut zusammen, denn er war schon über sechzig, jener in der Vollkraft der Jahre.
„Das nix Kappes, das nix Genosse", tobte Srinowitsch weiter. „Ich haben Angst. Du sein gefährlich. Serr gefährlich. Noch immer gefährlich, wenn auch schon tot. Dann du umgehen Gespenst — haha, gibt's ja gar nicht — und verscheuchen meine Gedanken."
„Trink, Srinowitsch!" Damit bot ihm der Boß die Buddel, und jener stärkte sich bis zum Grunde. Da es an der Haustür noch immer Sturm schellte, zürnte der Boß, daß wieder niemand aufmachen gehe, und war doch froh, eine Gelegenheit zum Entwischen zu haben. Mit gichtigen Knien, sehr tapprig schon, stakte er die Treppe

— zum wievielten Male heut wohl? — hinunter. Erbarmung! Vor der Haustür stand es schier schwarz von Menschen.
„Zum Donnerwetter, ich will endlich Ruhe haben!"
„Hab ick den Leuten ooch schon jesagt, Opa", verteidigte sich Paul, der an der Pforte stand. „Denkste, die hören? Einfach die Flosse zwischen Tür und Angel jeklemmt und nich mal jeschrieen, wie ick sie zujehauen hab!"

Ja, stürzt denn heute der Himmel ein? Die Haustür stand nicht mehr still.
„Martha", rief der Boß schier verzweifelt in die Küche, „schütt noch mehr Kaffee auf, neue Invasion marschiert an!"
„Amadeus, ich habe die letzte Bohne zermahlen!" Sie steckte den hochroten Kopf aus der Küchentür. „Das riecht ja nach organisiertem Überfall. Kuchen geh ich aber nicht mehr holen. Pemf hat schon derart viel in sich hineingestopft, dein Repräsentationsfond ist erschöpft."
„Was machen wir da, Martha?" fragte der Boß hilflos. „Irgendwie müssen wir ihnen doch die Mäuler stopfen. Dazu sind sie doch hergekommen."
„Wenn aus, dann satt", erklärte Martha kategorisch, und daraus kann man sehen, mit welchem Ingrimm diese sonst stets hilfsbereite Person erfüllt war. „Paul", stürzte sie in ihr Reich zurück, „gehst du von der Zuckerbüchse weg, die Stücke sind abgezählt, und Genosse Srinowitsch steckt sowieso immer zwei auf einmal in den Mund!"
Dem Boß blieb keine Zeit, sich um weiteres zu kümmern, denn schon hatten ihn die Neuankömmlinge am Schlafittchen. Nicht mal Zeit nahmen sie sich, die Garderobe abzulegen, so sehr waren sie von der Dringlichkeit ihrer Mission erfüllt.
„Ich komme von der IKRAUN (Internationale Kraftunion, wenn Sie es nicht wissen sollten, lieber Leser). Hören Sie, Boß, Ihr Kraftwerk ist stärker als das unsre, es

gehört sich also, da es den Strom in unseren Bezirk liefert, daß der Posten des verantwortlichen Direktors von einem unsrer Leute besetzt wird."
„Völlig uninteressant", stieß ihn jedoch der Nächste beiseite. „Gestatten: Fritze von KOFOE (Kohlenföderation). Herr, es ist eine ausgemachte Schweinerei im Gange. Ihre Hausfrauen blockieren durch ihr Verlangen nach Hausbrand unsre Industrie."
„Mein Gott", wehrte sich der Boß, „man will halt nicht frieren."
„Was schadet Ihnen das schon? Sie haben sich verpflichtet, uns Ihre weltanschaulich verseuchten Kohlen — ich erinnere nur ganz von ferne, daß Ihre Kohlen aus einem Lande stammen, in dem seinerzeit ein sagenhafter Tyrann möglich war! — gegen unsre hochwertigen Produkte zu liefern. Jetzt stockt der Kreislauf. Wir stehen vor dem Ruin. Sie sind schuld!"
Wie aus der Erde gewachsen, stand Martha vor dem Gestikulierenden. „Ihnen werde ich was erzählen, Sie Kohlenfritze. Seit Menschengedenken hat mein Kohleherd gebrannt wie das olympische Feuer, alles hat er gefressen, sogar die Schandverträge sind ihm bekommen. Aber jetzt streikt er. Hochwertige Kohle, sagen Sie? Dreck, Steine, Schlacken liefern Sie uns, aber keinen Brand. Kommen Sie, Verehrtester, sehen Sie sich die Schweinerei in meinem Herd an."
Sie wollte den Widerstrebenden in die Küche ziehen, aber der wehrte sich aus begreiflichen Gründen mit Händen und Füßen gegen den Zwang zur Erkenntnis.
„Und dafür das Sündengeld?" bedrohte ihn Martha, die Schöpfkelle schlagbereit in der Rechten. „Reden Sie nicht von wegen, wir hätten Sie betrogen. Wir?"
„Martha, Martha!" warnte der Boß.
„Amadeus, hier haben die Bedenken des Staatsoberhauptes zu schweigen! Hier steht die Weltmacht der Hausfrauen."
„Liebe Dame", begütigte der Kohlenfritze die Aufgereg-

te mit überlegner Miene, „Sie verkennen die Kompliziertheit des modernen Wirtschaftslebens. Wir von der KOFOE haben den Auftrag, für die Verteilung der Kohle zu sorgen. Wir wären ja überflüssig, ließen wir es zu, daß die Kohle in dem Lande verfeuert wird, wo man sie findet. Wir eure guten, ihr unsre schlechten Kohlen, das ist Planung, das schafft Handel und Wandel, das — Prosperität!"

„Papperlappapp, aber keine Glut in meinen Herd. Und mein Herd wärmt mich immer noch besser als Ihr Schlot." Sie war wirklich entrüstet, die Gute.

„Tante Martha", brüllte Paul aus der Küche, „das Kaffeewasser kocht!"

„Na endlich, das hat wieder gedauert! Ihre Schuld, Herr Kohlenfritze, wenn Sie so lange auf Wirtschaft warten müssen. Aber Sie kriegen bei mir keinen Kaffee, von mir nicht, das sage ich Ihnen!" Damit verschwand sie, zornbebend.

„Da haben wir den Herd der Sabotage", stellte der Kohlenfritze lakonisch fest. „Wenn das am grünen Holze geschieht..."

„Sie sollten meine Hausdame loben", spottete der Boß, „sie ist halt aus dem Holze der Widerständler geschnitzt."

Wie der Blitz schoß Pemf aus dem Wohnzimmer. „Wer verhöhnt meine glorreiche résistance?" zeterte er und nahm wilden Blickes den Boß aufs Korn. Doch ehe der ein vermittelndes Wort vom Stapel lassen konnte, erschien Paul auf der Schwelle, die neueste Ausgabe des „Narrotanischen Lichtes" in der Hand. Wortlos deutete er auf die rot unterstrichene Schlagzeile: „Vergeltung in Algerien. 50 Eingeborene standrechtlich erschossen."

„Sind doch ooch Widerständler", höhnte Paul mit dem unverfrorenen Mute der Jugend.

„Du bist ein unreifer Knabe", schnuderte Pemf, jeder Höflichkeit gegen den Gastgeber vergessend, den Enkel seines Wirtes an. „Wie kannst du diese frechen Rebellen, welche das heilige Kleid ihrer gütigen Mutter nicht nur

beflecken, sondern schamlos zerfetzen, in einem Atemzuge mit jenen Heroen nennen, die ihre Mutter gegen deine Vorfahren verteidigten?!"

„Mein Gott", hielt sich der Boß die Ohren zu, „jetzt rollen sie die Geschichte auf! Paul, um Gottes willen, halt's Maul."

Aber jetzt war auch Paul auf Touren: „Die Algerier sagen: wir kämpfen für unsere richtige Mutter gegen unsre Stiefmutter."

„Paul!" ging der Boß hoch. „So macht man keine Politik! Bist du vom rasenden Geist des Tyrannen besessen, daß du den Leuten ins Gesicht sagst, was du denkst?!"

Pemf geriet in sinnlose Wut. „Was haben deine Vorfahren getan? Die Helden des Widerstandes in Lager gesperrt, erschossen, gehängt, sich mit dem Blute unschuldiger Geiseln befleckt, Städte evakuiert, Dörfer verbrannt, Priester verschleppt, aaahh..." gurgelte er, schon wieder einem Schlaganfall nahe.

Schneller, als man seinem mit Fischblut gefüllten Körper zugetraut hätte, glitt Paradise das Treppengeländer herab und stand mit einem Male mitten in der Gesellschaft der Streitenden.

„Gentlemen", hob er die Schwurfinger der Linken. „Ich dulde nicht, daß einer unter den Anwesenden unsre seit drei Generationen laufenden Bemühungen zur Befriedung der Insel Zypern kritisiert!" Und da ihm niemand widersprach, stellte er fest: „Ich freue mich, daß Einmütigkeit über die Definition des Begriffes ‚glorreiche résistance' herrscht. Es fragt sich immer, gegen w e n resistiert wird. Ich danke Ihnen, meine Herren."

„Ick vasteh det nich", beharrte Paul mit dem Gerechtigkeitsfanatismus der Jugend.

„Typisch narrotanisch", zuckte der Kohlenfritze die Schultern. „Kein Gefühl für Nuancen. Herrgott im Himmel, geht das nicht in deinen Sauriebeles-Schädel hinein: Wer dich aus dem Hinterhalt prügelt, ist Held; wenn du prügelst, bist du Rebell, Bandit, Straßenräuber,

Verbrecher an der Menschheit und baumelst. Das ist doch klar wie Kloßbrühe! Selbst der allnarrotanische Historikerkongreß hat das neulich bestimmt."

„Scheene Historiker", grinste Paul widersetzlich. „Det muß ick unserm Geschichtspauker erzählen, der explodiert dann immer so prima."

Angelockt von dem Getöse, beugte sich Srinow Srinowitsch übers Geländer. „Nix schimpfen auf meine Paul. Paul meine Hoffnung. Ich impfen Paul, dann Paul prima Partisan gegen verfluchte Kapitalisten!"

„O!" erschraken die Herren, schielten nach oben wie Schulbuben, wenn der Rohrstock des Lehrers schwirrt, und duckten die Köpfe zwischen die Schultern. Srinowitsch locuta, causa beinahe schon finita, diese Erkenntnis war allgemein verbreitet.

In das betretene Schweigen rauschte prächtig ein Grande. „Hasta la vista, amigo mio!" neigte er sich mit der altehrwürdigen Grandezza seines Landes vor dem Boß. „Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen — dein Vermögen kriegst du nicht wieder, amigo, weil du uns mal aus der Patsche geholfen hast. Doch deine Touristen sind stets willkommen."

„Apropos Touristen", fand endlich Herr Vandezand Gelegenheit, sich einzuschalten, „sie kaufen keine Tulpe, keinen Blumentopf. Was is mich das? Sie züchten vielmehr selber, sie sagen, sie wollen nur einheimische Ware, was is mich das von diesen Moffen?"

„Dummes Luder!" lachte Srinowitsch schallend, und die Meute lachte pflichtschuldigst mit. Denn es war immer gut, zu lachen, wenn Srinowitsch lachte, er war nicht bös, er war nur ein enfant terrible. „Dumme Luder! Machen wie ich auf Zeitungen — schreiben deutsch, dann denken Leute, i s t auch deutsch und kaufen. Du auch schreiben deutsch auf Zwiebelpakete."

„Ich wäre dennoch für ein Verbot des Selbstanbaus von Zwiebeln und Blumenkohl. Es würde die Wirtschaft beleben."

„Jawohl", pflichtete ihm Paradise bei, „aber sie erweitern sogar ihre Fabrik, um noch mehr Rasierklingen zu produzieren. By jove, gibt es denn soviel Bärte auf der Welt? Demontage!"

„Bravo", tönte Paul aus dem Hintergrund. „Weg mit den Bärten!"

Doch Vandezand schrie in Todesangst: „Auf keinen Fall, sonst gewinnen sie ja noch mehr Platz für Zwiebelbeete!"

„Pemf", wandte sich Paradise an diesen, „bei unsrer Freundschaft, die wir über dem Grabe der heiligen Hexe Johanna (o, er war gewandt im Ausdruck, dieser Paradise, er wußte, Brücken zu schlagen) geschlossen haben, stehen Sie mir gegen diesen Unverschämten bei! Er zerbricht mein System."

„Ich will mein Kanälchen!" trampelte Pemf eigensinnig mit den Füßen.

„Zum Teufel mit Ihrem Kanal, Herr! Lassen Sie Ihre Schiffchen in der Badewanne schwimmen." Ach, so geht's in der Politik — Interessen verletzt, Freundschaft im Eimer.

Doch dem Granden leuchteten von plötzlicher Eingebung die Augen. „Hasta la vista, amigo mio", umarmte er mit prächtiger Gebärde den Boß. „Badewannen! St. Jago de Compostella, welche Idee! Ich brauchen Wannen für meine Badegäste, das Meer wird zu eng für das Gedränge. Amadeo, edler Ritter ..."

Schon drängte sich Paradise dazwischen. Preisliste und Bestellblock gezückt. „Ich liefre sie!"

„Ihr werdet doch nicht an einen Faschisten verkaufen!" höhnte der Grande. „Außerdem, ihr seid mir zu teuer. ‚Made in Narrotania' ist mein Prinzip. Boß, ein Vorschlag: ich behalte euer Vermögen, pumpe es euch und ihr baut von diesem Kapital eine moderne Badewannenfabrik. Ich weiß, einer eurer fabelhaften Ingenieure hat schon eine Konstruktion in der Schublade. Nicht mehr Bein über den Rand, sondern mit Tür zum Einsteigen."

Mr. Paradise bebte das schmale Bärtchen auf der Oberlippe. „Badewannenfabrik? Das ist wider Gott und meine Interessen!"
„Hurra!" hüpfte Herr Vandezand. „Meine Zwiebeln vermehren sich. Ja, Boß, bauen Sie diese Fabrik, und ich schwöre Ihnen ewige Freundschaft gegen geringere Gebühren für die Benutzung Ihres Haupt- und Lebensflusses."
Das aber paßte wieder dem Kohlenfritzen nicht. „Unmöglich", verwahrte er sich, „wo bleiben dann unsre Kohlen, wenn er sie in seiner Fabrik verheizt?" Er maß Herrn Vandezand mit feindlichen Blicken.
„Boß", drängte sich jetzt jener Agent in das Gewühl, der bislang an seiner Police gedoktert hatte. „Bitte zu unterschreiben. Durchlesen können Sie nachher. Es ist nicht wichtig, daß Sie wissen, was Sie unterschreiben. Wichtig ist Ihre Unterschrift. Wie? Kein Geld? Meine Herren", wandte er sich an die Umstehenden, „mein Klient braucht Geld, das heißt, er muß exportieren in alle Länder der Welt, bloß nicht in meines!"
Schon war auch wieder der Kohlenfritze am Schießen: „Meine Herren, wozu Kohlen für die Fabrik? Wasserkraft!"
„Mein Kanälchen", wimmerte Pemf, „wer füllt mein Kanälchen?"
„Wasserkraft, meine Herren!" tönte wiederum der Sendbote der IKRAUN, „bleibt ausgeschlossen. Damit sein Kraftwerk noch stärker wird? Nur über meine Leiche!"
„So krepieren Sie, Herr!"
Die Stimmung war so gereizt, daß keiner mehr auf Gründe und Gegengründe des anderen hörte, sondern seine Forderung haltlos in die Gegend brüllte.
„Ich will meine Kohlen! Wasserkraft!" Das schien der Kohlenfritze zu sein.
„Nie wieder die Wasserkraft — Kohlen!"
„Mein Kanälchen! Ein Königreich für mein Kanälchen!"

„Geld!" schrie der mit der Police.
„Badewannen brauch ich, und wenn ihr alle verreckt!"
„Halten Sie Ihren Mund, Sie sind ein Paläofaschist!"
„Fabriken auf die Zwiebelbeete!"
„Zwiebelbeete auf die Fabriken!" krähte Paradise, und Paul hüpfte auf der Schwelle zur Küchentür: „Haut euch! Haut euch!"
Vergeblich versuchte Martha, das Tablett mit dem Kaffeegeschirr auf erhobenen Händen, sich einen Weg zu bahnen. „Bahn frei, aber bitte, meine Herren, wir wollen doch endlich..."
Vor ihr und Paul stand Pemf und trampelte mit den Füßen: „Zerschmettert sie, zerschmettert sie, écrase les infames, bis sie stark genug sind, mich zu verteidigen!" (Ach, seine sonst so geschliffene Logik war ihm in der Rage völlig durcheinandergeraten.)
Es war ein unbeschreibliches Getöse und Gedränge in dem engen Flur.
„Meine Herren", versuchte der Boß, sich Gehör zu verschaffen, „darf ich auch mal ein bescheidenes Wörtchen..."
Ach da ging's erst recht los! „Sie sind nicht gefragt! Schweigen Sie! Sie haben hier gar nicht mitzureden."
„Aber meine Herren, ich bin doch hier..."
Hohngelächter aus allen Kehlen antwortete ihm. Komisch, auf einmal waren sich alle einig, die eben noch Streithähne. „Wie, dieser Mensch wagt es, auf seine keimende Souveränität zu pochen?! Anmaßung! Falsche Auslegung der Verträge!"
Srinowitsch grinste vom Treppengeländer herab.
„Herrlich", resignierte der Boß und sank auf das Hokkerchen neben der Garderobe, „wenn man in seinem eignen Hause so gar nichts zu sagen hat."
Srinowitsch aber lehnte sich noch breiter über das Geländer. „Was ich dir immer sagen, Bruderherz Boß? Nix Bündnis mit Kapitalisten. Mir deine Hand! Ich dich retten vor diese Bande. Du bauen Fabriken, viele Fa-

briken, noch mehr Fabriken — ich kaufen alles. Du machen Strom — ich nehme. Du Sorgen um Absatz? Ich biete. Topp, Bruderherz!" Er reichte dem Boß die rettende Hand in die Tiefe.

Wie mit Eisengewichten hängte sich da die Meute an den instinktiv erhobenen Arm des Boß, um ihn niederzuziehen.

„Meine Cherren", rief Srinowitsch in das Getümmel, „Moment bittäh!" griff in die Westentasche und holte ein kugliges Instrument hervor. „Was sein dies?"

Erstarren. Mit dem Blick der Angst erkannte ein jeder — die Atombombe neuester Konstruktion! Nachdem frühere Generationen sich überboten hatten, die größte Atombombe der Welt zu erstellen, war man jetzt dahintergekommen, daß, entsprechend der Winzigkeit des Atoms, in der Kleinheit der Bombe die größte Rasanz wohne. ‚Man' war dahintergekommen? ‚Man' — das heißt Klaus Müller, der nach dem letzten Nie-wieder-Krieg auf Reparationskonto gelieferte Restnarrotanier.

„Keine Mucks", befahl Srinowitsch, „oder ich lasse hochgehen diese Ding!"

In diesem Moment vernahm man ein Surren in Himmelshöhen, und durch die offengebliebene Haustür wurde ein Flugzeug sichtbar, ähnlich einem Hubschauber, das sich in den Garten senkte und im Niedergehen immer kleiner und kleiner wurde, bis es, auf der Rasenfläche aufsetzend, kaum größer war als ein Schuhkarton. Lächelnd entstieg ein Herr in mittleren Jahren, zog aus dem Rumpf des sonderbaren Luftvehikels einen Stöpsel — püht, machte es, und der Herr konnte sein Flugzeug zusammenknäueln und in die Tasche stecken.

„Da staunt ihr, was?" rief er ins Haus hinein, „Nylon schlägt alles, und, um es vorwegzunehmen — nicht nur kugelfest, sondern kugelabstoßend. O, ich wußte, warum ich mir Dieter Schmitt aus Narrotanien als einzige Beute mit nach gods own country nahm."

Damit schritt er stracks auf die Haustür zu.

„Der Oberboß!" quoll es erleichtert aus aller Munde. Ja, er sei es. Seine Abhörvorrichtung habe ihm von dem hier entstandenen Streit Kenntnis gegeben, und deswegen sei er hier, um aus höheren Gesichtspunkten zu schlichten.
Hatte schon das Taschenflugzeug sprachloses Erstaunen hervorgerufen, so noch mehr die Art, wie sich der Oberboß jovial des Jacketts entledigte, um hemdsärmelig, mit sichtbaren Hosenträgern, keeping smiling und furchtlos dem Genossen Srinowitsch entgegenzutreten.
„Please, Sir?" zog er aus der Uhrtasche ein noch viel kleineres Bömbchen hervor, in welchem also, wie die Anwesenden sofort und messerscharf schlossen, eine noch gewaltigere Rasanz wohnen müsse. Halleluja, wir sind gerettet!! Ja, der Oberboß, das ist ein Kerl wie zwanzig Kerle! „Please, Sir?"
Der einzige, der außer den beiden Rivalen einen kühlen Kopf bewahrt hatte, war wieder mal Paul. „Moment bittäh", zückte er den Apparat, und „please Sir!" hatte er auch schon knips gemacht, um dieses Bild — die beiden Großmächtigen Auge in Auge und Bombe in Bombe — festzuhalten. Zwar war dieser Dokumentarfilm nicht ganz im Sinne der Kontrahenten, und sie machten auch schon Anstalten, den Apparat zu beschlagnahmen, da erschien Martha als dea ex machina — wie so oft! — auf der Schwelle des Wohnzimmers, wo sie den Kaffeetisch erneut gedeckt hatte.
„So, meine Herren, darf ich endlich bitten? O, der Herr Oberboß!" knickste sie, den neuesten Gast erkennend. „Wie mich das freut! Sie haben sich rar gemacht in der letzten Zeit. Als wenn ich's geahnt hätte, hab ich schon eine Tasse mehr gedeckt." (Die Schwindlerin, sie hatte sich bloß verzählt.)
Völlig unkonventionell, wie er erzogen war, packte der Oberboß die Hausfrau bei den Schultern und walkte sie hin und her. „How d'you do, altes Mädchen? Noch immer keinen Mann?"

„O", errötete Martha, „aber Herr Oberboß... und abgesehen davon, wer sollte dann für Amadeus sorgen?"
„Hast recht, du Kartoffeldrache, mein Amadeus muß noch lange für mich Schildwache stehen. Kommt, Kinderchen, ich habe einen verfluchten Kaffeedurst, vom Fliegen in Sonnennähe. Boß, du gestattest doch, daß ich die sonny boys dirigiere, ich bin ja sowieso hier zu Hause."
Wohl oder übel mußte der Boß versichern, daß ihm nichts Lieberes geschehen könne, als wenn ihm einer die Pflichten des Hausherrn abnähme, und ließ bescheiden der Gesellschaft den Vortritt in die gute Stube.
„Machts euch bequem", lud der Oberboß mit Gönnergebärde ein, „ich finde es urgemütlich hier." Er lehnte sich breit in den Großvaterstuhl, ihm gegenüber nahm Srinowitsch im Großmutterstuhl Platz, von den anderen Gästen setzte sich jeder neben den, den er am wenigsten haßte, und für den Boß blieb gerade noch das Hockerchen übrig, das Martha in fliegender Eile aus der Küche herbeigezaubert hatte.
„O Gott", erbleichte die Gute, als sie, den Kaffee einschenkend, die Runde machte, „wir sind ja dreizehn!"
Da der Aberglaube seit langem in der aufgeklärten Welt ausgerottet ist, sah jeder voll Mitleid seinen Nachbarn an, daß er so früh schon sterben müsse. Schon aber erspähte Paul, dem der Opa durch dezenten Wink geboten hatte, sich geziemend zurückzuziehen, mit Adlerblick die Gelegenheit, doch seine Nase dabei zu behalten, schnappte sich den drehbaren Klaviersessel und mischte sich kühn unter die Gäste.
„Vierzehn sind wir!" Und als befreites Gelächter um den Tisch ging, setzte er triumphierend hinzu: „Wer hat euch alte Knaben (das ‚Säcke' verschluckte er im letzten Augenblick) wiedermal gerettet? Die ach, so verdorbene sonnige Jugend!"
„Hoch lebe die Jugend!" riefen sie alle durcheinander.
„Es ist aber auch ihre Pflicht, denn wir haben ihr die Sonne aufgehen lassen", schlossen sie nicht ohne einen

Anflug von Selbstzufriedenheit, während doch ein wenig Selbstironie besser am Platze gewesen wäre.
Nur Pemf betrachtete mit Mißfallen Pauls grobe Fäuste, in denen die zierliche Kaffeetasse — Martha hatte ihm nur eine Mokkatasse hingestellt, weil der Kaffee seinem Sportherzen schaden könnte — fast verschwand.
Es wurde eine gemütliche Kaffeestunde. Der Oberboß verteilte großzügig Schecks und heimste dafür Stützpunkte ein. „Wie? Martha hat Kohlenschwierigkeiten? Never mind! Ich schicke." Er machte einen Vermerk in sein Notizbüchel. „Ab nächstem Ersten kannst du mit Lieferung rechnen. I a Qualität, kosten zwar 5 Cent mehr, sind aber besser als . . ."
„Das ist unerlaubte Konkurrenz!" rief der Kohlenfritze. „Wir haben Verträge!"
„Halts Maul, Fritze", lachte der Oberboß so gemütlich, daß man die Goldzähne in seinem Mund blitzen sah, „du wirst gar nicht gefragt. Wie, Paradise, du hast Sorgen wegen meinem Amadeus seiner Fabrik? Sei vorsichtig, Kerlchen, da steckt mein Geld drin und nicht deins, sonst dreh ich dir den Ölhahn ab, verstehste mich? Brauchst du Geld für die Erweiterung, Amadeus? Ja? Kannst du haben. Aber nur kurzfristig, hehe, bringt mir mehr Zinsen, und dich hab ich besser am Bändel. Falls du aber auf die Idee kommen solltest, Kanonen zu . . . Liefre ich, klar? Bist meine beste Kuh, Amadeus. Läßt dich brav melken. Und mein guter, alter, süßer Pemf will ein Kanälchen? Interessiert mich nicht. Macht das untereinander aus, howgh, ich habe gesprochen."
So schwatzte der Oberboß Kraut und Rüben durcheinander, während er seine Augen listig und scharf um den Tisch springen ließ.
„Dein Vermögen willst du wiederhaben, Amadeus? Kagkfif! haben meine Boys längst verpulvert. Mach nicht so'n saures Gesicht. Kriegst dafür ein paar alte Kanus gepumpt — geringste Leihgebühr, aus Freundschaft, Amadeus — hätte sie sonst zerhacken lassen müssen,

weil wir schon viel zuviel von dem alten Zeugs liegen haben. Srinowitsch, wie wär's? Auch 'n paar Kanus gefällig?"
Srinowitsch zeigte sich ebenfalls von der angenehmsten Seite. Sei es, daß er nur so tat, als interessiere ihn das Ganze nicht, sei es, daß er schon längst ein paar gelbe Schäfchen im Trocknen hatte, — er ließ sich von Paul die Balalaika bringen, die er gefühlvoll zu schlagen wußte. Dazu sang er schwermütige Weisen, vor allem das ergreifende Lied von den Wölfen, die mit roten Zungen dahergesprungen kommen, weil sie einem ach so schönen Mädchen den Bräutigam weggefressen hatten.
„Oh, Herr Srinowitsch", schluchzte Martha, und die dikken Tränen rannen ihr über die rundlichen Wangen, „das war zuuu schön. Bitte singen Sie noch mal, ich höre gern so was Trauriges."
„Na weeßte, Tante Martha", mischte sich Paul in das Gespräch, „appetitlich is die Geschichte ja grade nich."
Aber Martha verwies ihn, daß er kein Verständnis für Kunst habe, bloß Fußball, immer Fußball. „Sind die jungen Leute bei Ihnen auch so verrückt auf dies geistlose Spiel? Zu unsrer Zeit spielte man Schach."
Kaum war dies Stichwort gefallen, als Srinowitsch auch schon ein Taschenschach hervorholte und den Oberboß zu einer Blitzpartie aufforderte.
„OK", sagte der Oberboß herablassend, denn er hatte gelegentlich auch mal gespielt. Nach wenigen Zügen saß er in der Falle.
„Was du machen jetzt?" grinste Srinowitsch.
Am liebsten hätte der Oberboß jetzt mit einer genialen Handbewegung die Figuren durcheinandergeworfen; aber er sagte sich, daß das als ein psychologischer Test auf den Willen zu Gewalt- oder Katastrophenpolitik gedeutet werden würde, sprang deshalb auf und antwortete:
„That!"
Damit begann er einen wilden Indianertanz auf Tante

Marthas guten Teppich zu legen und dabei mit kleinen Atombömbchen, die er in großer Zahl aus seinen Taschen zutage förderte, zu jonglieren. Es war eine Lust zu sehen, wie er die Kügelchen steigen und fallen ließ, um sie auf die geschickteste Weise hinter seinem Rücken wieder auf die luftige Reise zu schicken, ohne daß auch nur eines zu Boden fiel. So amüsant und spannend zugleich war der Anblick, daß die Gäste vergaßen, an ihren Glimmstengeln zu saugen, und selbst Pemf die Massenvertilgung des preußischen Kuchens — er hatte ja einen Eid geschworen, auch die letzten Reste des Preußentums auszutilgen — einstellte.
Dieser unzweifelhafte und eindrucksvolle Erfolg des Oberboß aber ließ Srinowitsch nicht ruhen. Auch er sprang auf.
„Paule", befahl er, „du spielen klimbim und schrumm, schrumm!" und schmiß, kaum daß Paul die Saiten rührte, einen Krakowiak durch die Gegend, den man ihm bei seiner beginnenden Leibesfülle wahrhaftig nicht mehr zugetraut hatte. (Im Gegenteil, man hatte sich in der Hoffnung gewiegt, er sei bereits saturiert.) Auch er förderte — den Zuschauern verging Hören und Sehen — eine Unzahl von Bömbchen aus seinen Taschen, ließ sie ebenso steigen und fallen wie der Oberboß, und zum Überfluß setzte er sich — „das traust du dir nicht!" höhnte er den Oberboß — eins von den Kügelchen auf die Nase und dort in kreisende Bewegung, so daß Martha für das Sektglas fürchtete, das sie ihm auf seinen Wink noch hatte obenauf stellen müssen.
Es war ein atemberaubendes Schauspiel, die beiden Bosse, umschwirrt von je neun mal neun oder mehr silbrig glänzenden Bällchen ihre Arme und Beine schwingen zu sehen. Dabei ließen sie einander nicht aus den Augen!
„Noch eine, Srinowitsch?" schnaufte der Oberboß.
„Zwei, wenn's beliebt!"
„Drei Schelme drauf, Srinowitsch!"
„Das mich nicht schrecken — vier!"

Der Schweiß rann jedem in Strömen vom Gesicht. Auch auf den Hemdbrüsten zeichneten sich nasse Flecke ab, doch sie warfen unermüdlich die Arme und Beine, die Bälle stiegen und fielen wie eine lachende Wasserkunst. Recht bedrückt saß der Boß bei diesem dämonischen Spiel, keines Wortes fähig die Gäste, selbst dem guten Paul, der sich sonst durch nichts imponieren ließ, blieb die Spucke weg. Die Diele bebte, die Bässe des erschütterten Klaviers dröhnten mit, in der Vitrine klirrten die Gläser. Martha hielt die Hände vor die Augen, um nur nichts zu sehen von diesem grausigen Spiel. Die beiden jonglierten und stierten sich an.
„Hört auf, hört doch auf", stöhnte Martha, „ihr seid ja wahnsinnig, es ist zum wahnsinnig werden. O Gott, o Gott, und zu so was soll man noch gute Miene machen. Ihr tretet mir die Diele durch, wer zahlt uns das, und drunter ist die Puddelgrube. Wie soll das enden?"
Die Veitstänzer aber hörten nicht auf die Klagen einer sorgenden Frau. Es war fraglich, ob sie in ihrer Raserei überhaupt etwas andres wahrnahmen als das Spiel dieser Bälle, und plötzlich schrie einer — es wußte nachher niemand, wer, ob Srinowitsch oder der Oberboß —: „Den parierst du nicht!" und dirigierte aus dem Reigen der eignen Bälle einen Ball in den Reigen der Bälle seines Gegners hinüber.
„Kleiner Schäker!" war die unter gequältem Lachen herausgestoßene Antwort. „Contra!" und schon flog der Gegenball.
„Re!"
„Patrouille!"
„Um die Ecke, da!"
Kreideweiß und geduckt saß der Boß auf seinem Hokkerchen, denn die Bälle kreuzten sich nun genau über seinem Kopf.
„Deine Stadt — peng!"
„Deine Stadt — bruch!"
„Auf dein Haupt — klick!"

„Denkste, auf deins — klack!"
Sogar das Wetten, diese edelste Leidenschaft des narrotanischen Zeitalters, war den Zuschauern vergangen, fast mehr noch als durch den Anblick des grausamen Spiels durch den bösartigen Ausdruck, den die Augen der Kontrahenten angenommen hatten. Jede Freundlichkeit, die vorhin der Kaffeetisch hervorgezaubert hatte, war aus ihnen verschwunden. Wilde Gier, den andern zu vernichten? Teuflische Lust zur Selbstvernichtung? Wann überschritt einer von beiden oder jeder von beiden die Grenze, die haarschmale, welche das Spiel vom Ernste schied?
Sie tanzten und hüpften, obwohl Paul, von einer Mischung aus Ekel und Entsetzen geschüttelt, längst aufgehört hatte, das Instrument zu schlagen. Und sie tanzten wohl heute noch, wären nicht Östchen und Westchen, die beide Kätzchen des Boß als rettende Engel durch den Türspalt geschlichen. Nun setzten sie sich, voll tierischer Unschuld, genau zwischen die Tänzer, und richteten die phosporeszierenden Augen wie fragend auf die Verrückten. „Miau", klagte Östchen, und „miau", machte Westchen. Es klang so verzweifelt, so kläglich, so jammervoll.
Bei diesem Anblick gewann Martha ihre Resolutheit zurück. „Schluß jetzt", sprang sie auf, „ihr zertrampelt die unschuldigen Tiere!"
Sei es, daß die Rivalen froh waren, einen Grund zu haben, um, ohne sich etwas zu vergeben, zur Vernunft zurückzukehren, sei es, daß sie wenigstens mit den Nerven der Katzen Mitleid hatten — „sim — sa-la —" kommandierten sie sich wie aus einem Munde, und auf „bim!" standen sie still, sammelten die noch schwebenden Kugeln ein und ließen sich, mit äußerster Anstrengung die Zeichen der Erschöpfung verbergend, in die Sessel fallen. Srinowitsch hatte Östchen, der Oberboß Westchen im Schoß.
„Armer Viech", streichelte Srinowitsch das seinige.

„Darling", flötete der Oberboß, und die Kätzchen streckten sich und schnurrten behaglich, als sei die Ordnung der Welt, wie sie sie gewöhnt waren, wiederhergestellt. Dennoch, obwohl sich das Gespräch nur noch darum drehte, ob wenigstens die Tiere eine fühlende Seele hätten, blieb die Stimmung gedrückt, und da es zudem dunkelte, empfahl sich einer der Herren nach dem anderen, indem er weniger dem Boß für erwiesene Gastfreundschaft als vielmehr jedem der Tänzer für den lehrreichen Anschauungsunterricht dankte, den zu genießen er den unvergeßlichen Vorzug gehabt habe, und von dem daheim seiner Familie zu erzählen, er nicht verfehlen werde.

„Karascho", sagte Srinowitsch.

„OK", der Oberboß.

Und beide meinten, daß sie die Reise dann ja nicht umsonst getan hätten.

Halt, halt — die Probleme! Wo bleibt die Lösung all unsrer Probleme? „Boß, jetzt müssen Sie etwas sagen!"

Der Boß fand es reizend, daß endlich auch er zu Wort kommen sollte. „Meine Herren!" Damit stieg er, um eines Hauptes länger zu wirken, auf Marthas Fußbänkchen. „Unsre tiefschürfende Lagesprechung hat eindeutig erwiesen . . ."

„Jawohl", echote die Versammlung, „die Besprechung hat eindeutig erwiesen . . ."

„. . . die Probleme sind ein unteilbares Ganzes!"

„Jawohl, sie sind ein unteilbares Ganzes."

„Deshalb ist meine Forderung . . ."

„Jawohl, deshalb ist unsre Forderung . . ."

„. . . ihr geht jetzt alle nach Hause."

„Jawohl, wir sind müde, wir gehen nach Hause."

„. . . denn das unteilbare Ganze", — hier hob der Boß bedeutsam Finger und Stimme — „verlangt die globale Lösung."

Das war die Idee! Das würden, ja müßten die Völker verstehen!

Unter gewaltigem Stimmaufwand und der Versicherung, es sei doch zu nett hier bei Bossens gewesen, man werde bald wiederkommen, ging die Verabschiedung vor sich. Paul half den Gästen in Mantel und Hut, der Oberboß blies sein Taschenflugzeug auf und erhob sich — „auf Wiedersehen, auf Wiedersehen" — rauschend in die Lüfte, die anderen verkrümelten sich so.
„Srinowitsch! Wo ist Srinowitsch?" Srinowitsch war, anscheinend vorzeitig abgerufen, wie vom Erdboden verschluckt. Dennoch hatte der Boß das unangenehme Gefühl, jener sei trotzdem noch irgendwo da.
Endlich allein, verfiel der Boß von der gehabten Überanstrengung der Nerven so sichtlich, daß Paul, entgegen seinen sonstigen gefühlverbergenden Sitten, den Arm bot, um den Gebückten vorsichtig die Stufen zur Haustür hinaufzuführen.
„Den Zug aufs globale Gleis schieben, Opa", spielte der Jüngling die Rolle des Chores in der attischen Tragödie, die er sich bekanntlich des öfteren anmaßte, weiter, „det heißt doch eigentlich nischt wie — es bleibt alles beim alten, oder anders jesagt, man läßt der Entwicklung ihren Lauf."
Soviel Verständnis von seiten der jungen Generation zu finden, richtete den Ermüdeten wieder auf. Voll innigen Vergnügens zwinkerte er dem Enkelsohn zu: „Wenn du jetzt noch kapierst, daß man, um in der modernen Spielhölle angesehen zu sein, auf alte Schläuche neue Plakate kleben muß ..."
„... und dann noch behaupten, es sind deshalb auch neue Schläuche ..."
„... bist du reif zum diplomatischen Dienst."
Drinnen war Martha schon am Wirken und Schimpfen. „Einen Dreck haben die ... ins Haus gebracht, nicht zum sagen!" Der Staubsauger summte und verschluckte, was der Boß hinzuzufügen hatte.
Murrend jedoch stand Paul vor der abgegessenen Tafel. „Keen Krümel Kuchen haben sie übrigjelassen! Keene

Zijarette! Keen Pimsel Zucker! Alles wegjefressen. Wie die Heuschrecken! Ick frage mir bloß, — wovon soll unsereens leben?!"

„Uff, das war ein heißer Tag", seufzte der Boß, als er, endlich allein, in den Keller hinabstieg, wo er sich ein Arbeitszimmer für die unter dem Signum „Geheime Kommandosache" laufenden Dienstgeschäfte eingerichtet hatte, ein Räumchen, das außer ihm niemand betreten durfte, und in dem es selbst Martha nur alle Vierteljahre einmal Staub zu wischen erlaubt war. Dort hatte er ein Geheimschränkchen, angefüllt mit wichtigen Staatspapieren (sagte er Martha), das er jetzt, erschöpft und dem Zusammenbruch nahe, öffnete, um ihm einen stärkenden Kräutertrank (Martha behauptete, es sei Underberg) zu entnehmen. Kaum aber hatte er sich das Gläschen einverleibt, da löste sich aus der Ecke, wo das Feldbett stand (es war nach dem Kriege einer der Endgültig-und-ein-für-allemal-Befreiernationen geklaut), eine bis dahin unsichtbare Gestalt von furchterregendem Aussehen.

„Muah!" erscholl es aus einem Gorillagebiß zur Begrüßung.

Dem Boß entfiel vor Schrecken das Glas. „Erbarmung, da ist all wieder einer!" und setzte, als er den dunkelhäutigen Gesellen erkannte, hinzu: „Auch das noch! Wie sind Sie hereingekommen?"

„Muah", grinste der Schwarze, „Fenster. Vergessen schließen. Du keine Angst. Coloured man keine böse man, wenn auch bespuckte man."

„Mach's kurz", stöhnte der Boß, „ich bin am Rande meiner Kräfte", und sank auf den einzigen, sehr wackligen Stuhl.

„Muah!" — Jener — im dunklen Gemach glühten seine Augen noch schwärzer als Kohlen, das Weiß der Äpfel glänzte gespenstisch, und die Hände, er bewegte sie so aufregend, als schwängen sie einen Kris, und so dicht vor dem Boß seinem Angesicht, daß diesem ganz plü-

merant wurde und er gern auf seinem Stühlchen davongerutscht wäre, hätte es ihm nicht der Stolz des blanken Mannes verboten. Jener also sprudelte:
„Muah, ich haben gehört blanke Männer sich zanken. O, das Musik in meine ungewaschene, schwarze Ohren! Gehört auch, wie über dich herfallen, o, o, o... die dich machen zu — wie sagen ihr? — zur Sau, zur Schnekke, zum Otto, zur Minna... o, blanke Sprach schwere Sprach, muah!"
Gottergeben saß der Boß auf seinem Stühlchen, schielte von unten nach oben und ließ den Redeschwall über sich ergehen.
„Muah, blanke Männer sagen: lieben schwarzes Mann, aber wenn schwarzes Mann glaubt, liebet eure Feinde... rietz, rietz Peitsche. Blankes Mann sagen zu schwarzes Mann: wir dich achten, deshalb du weg hier marschmarsch, du stinkst. Blanke Mann bringen Buch, sagen: hier Gott, machen dich frei. Aber dann: bumm, bumm, bumm, Segen von oben. Schwarzes Mann lange gewartet, jetzt nicht mehr warten. Umbringen blanke Mann, rrrchch", er ahmte das Geräusch nach, das einer durchschnittenen Kehle entfährt. „Du auch blankes Mann, aber du trotzdem behandelt wie schwarzes Mann. Kolonie. Du nie geprügelt schwarzes Mann, du nicht herrschen und ausbeuten schwarzes Mann. Du — wir — Freunde." Er quetschte dem Boß die Hände, daß dieser hätte aufschreien mögen.
„Ich soll also helfen", ächzte er, „daß schwarzes Mann umbringt blankes Mann, rrrchchchch?" Grauenhafte Perspektiven eröffneten sich vor dem Auge des Boß.
Und jener sprudelte weiter, er mußte lange geschwiegen haben. Vom Erwachen des schwarzen Mannes. Will frei sein. Jetzt noch dumm. Noch arm. Boß helfen. Bauen Fabriken. Schicken Meister, Lehrer, Soldaten. Schwarzes Mann schicken Gold. „O, wir haben trotzdem, Rubine, Smaragden, Diamanten. Dann ihr reich — wir klug. Du dann lachen über Pemf, Paradise, Oberboß, denn wir

viel mehr. Wir dich immer schützen. Nix fressen dich."
„O Gott", stöhnte der Boß, „muß ich auch den Kelch trinken?"
„Wirst du?" flüsterte der coloured man, und sein Atem ging heiß wie der Atem eines Raubtiers. Er neigte sich wie ein Zauberer, wie ein Medizinmann über die zusammengesunkene Gestalt des Boß, dem es auf einmal schien, als sei sein friedliches Zimmer von Dämonen erfüllt.
„Du — wir zusammen schlagen alle. Heute nicht. Morgen. Übermorgen. Du überlegen. Ich wiederkommen, bald, Muah!"
Damit schwang er sich aus dem Fenster und war im selben Augenblick vom Dunkel der Nacht verschluckt.

DIE HYMNE

Die Narrotanier haben auch eine Hymne. Da ist nichts Besonderes bei. Jede Nation hat ihre Hymne, durch die sie sich vor anderen Nationen selber preist und rühmt. Bei den Narrotaniern ist das was anderes. Ihre Hymne reizt die Nationen der Welt zur Weißglut. Warum? Aus demselben Grunde, aus dem ein Griesgram verlangt, ‚he Kamerad, stich dir ein Auge aus, seine Farbe gefällt mir nicht', ärgern sich andere Nationen über die Hymne der Narrotanier. Und weil die Narrotanier begreiflicherweise sich ihres Augenlichtes auch nicht freiwillig berauben würden, bloß weil's ein paar Angsthasen wollen, so behielten sie eben ihre Hymne bei. Das war einer der Gründe zum giftigen Haß. „Wenn ihr eure Hymne nicht ändert, schlagen wir euch tot", sagten die andern. Nun, nachdem die Narrotanier am Boden lagen und kaum noch röchelten, aber beileibe nicht mehr daran dachten, ihre Hymne zu singen, weil sie das bißchen Odem, das man ihnen gelassen hatte, zum Röcheln brauchten und ihnen die Lust zum Singen ohnehin vergangen war, wurde dem Boß klar, daß ein Volk ohne Hymne soviel wert ist wie eine Kirche ohne Geläut. Deshalb rief er den Dichter, — denn die Narrotanier haben auch einen Dichter, wie es sich für jede Kulturnation gehört, — zur Schaffung einer neuen Nationalhymne auf. Da der Dichter Hunger hatte, konnte er grade schön singen. Aber sein Produkt fand keine Gegenliebe.

Der Parlamentarier bemängelte das darin vorkommende

Wort „national" als Ausdruck staatsgefährdender, rechtsradikaler Gesinnung. Dem General war zuviel von Demut die Rede. Der Industrielle vermißte einen Hinweis auf die Hebung des Lebensstandards. Der Herr Pastor stieß sich am Gebrauch des Wortes „Gottes", weil dieser vom Dichter als ein der Welt immanentes, aber nicht, wie durch Dogma festgelegt, als ein der Welt übergeordnetes Wesen angesprochen sei. Die Jugend stellte fest, daß man nach der Melodie nie Boogie—Woogie würde tanzen können. Onkel Hahnemann fürchtete, daß die aus tiefster Tiefe zu höchsten Höhen aufsteigende Melodie, — Einwurf des Dichters, dies sei doch symbolisch gemeint! — den Stimmbändern der Pubertierenden irreparablen Schaden zufügen würde. Die Professoren wiesen nach, daß der Text von Walther von der Vogelweide und dem indischen Dichter Kalidasa entlehnt sei. Den Finanzminister machten die Druckkosten bange, und die Kollegen des Dichters erklärten das Poem rundheraus für Mist, weil es von jenem stamme und nicht von ihnen. Kurz, es gab einen heidenmäßigen Durchfall, und dem Boß wurde zynisch bedeutet, er sei zwar ein großer Politiker, aber von Dichtung und Musik verstehe er nichts. Oder sei es etwa nicht ein Zeichen von Dilettantismus, eine Nationalhymne „schaffen" zu wollen? Dergleichen müsse wachsen, langsam wie Eichenholz oder aber spontan aus dem Volke heraus entstehen — „wohl von Vater Ziegenkäs, wie?" — warf der Boß zornfunkelnd ein — oder sie müsse überhaupt uralt sein. Neue Hymnen taugten alle nichts. Eben weil sie neu seien. Es sei ein Kennzeichen der Hymnen, schloß der Prähistoriker, daß sich ihre Spuren bis in die Steinzeit verfolgen ließen. Wenn nicht, dann sei es eben nichts. Mit Gewalt und Verordnungen sei schon gar nichts zu machen, erklärte man einstimmig, so daß der Boß, wütend über seinen Mißerfolg, auf die Lehnen des Thronsessels schlug und kurzerhand befahl, dann sei eben die alte Hymne wieder einzuführen, denn in Dreiteufelsnamen, was soll-

ten die Schulkinder singen, wenn z.B. der Geburtstag Abrahams zum Staatsfeiertag erklärt werden würde, womit bei der Zusammensetzung internationaler Gremien durchaus zu rechnen sei?
Ach der Boß! Manchmal war er ein rechtes Kind. Kaum wurde nämlich sein Entschluß bekannt, als eine IPK (Internationale Prüfungskommission) nach Narrotanien gereist kam, welche sich an Hand vorgelegter Papiere als von der prophylaktischen Weltregierung zur gegenseitigen Abstimmung der Nationalhymnen berechtigt auswies. Man achte jeden Beitrag, erklärten die Herren, aber grade die narrotanischen Lieder müßten nach gemachten Erfahrungen wohl erst „entschärft" werden, wenn nicht die frisch angesponnenen Beziehungen vielleicht schon wieder zerrissen werden sollten.
Der Boß wollte sich die Einmischung verbitten, aber er dachte an den Pump, den er grade von der Weltregierung aufnehmen wollte, — es war ein entscheidender Mißgriff des hochnäsigen Tyrannen gewesen, daß er nie einen ausländischen Pump aufgenommen hatte; er wäre in aller Welt beliebter und niemals als Tyrann verschrien gewesen, hätte er fremdes Kapital benützt, denn — „wo mein Geld steckt, hängt auch mein Herz." Das ist ein alter Wahlspruch der Hochfinanz, und der Tyrann hätte daran denken sollen. Aber es war eben sein Fehler, daß er auch in Geldsachen immer nur mit Narrotaniern gearbeitet hatte, anstatt sich von Fachleuten beraten zu lassen. Kein Wunder, daß er gestürzt wurde, denn ein Mensch, an dem man nichts verdient, was soll der?
Der Boß also, klüger als sein Vorgänger, dachte an den Pump und willigte in die freiwillige Selbstkontrolle.
Schon das erste Wort verfiel der Ablehnung, da es statt dieses Landes deren zwei gebe und man noch nicht wisse, welches in Zukunft das Eine werden würde, — Vorsicht, meine Herren!
„... über alles"? Abgelehnt. Einstimmig. „Unter allem" wäre sachlich richtiger und außerdem ein Bekenntnis zu

der von allen andern Völkern gewünschten Demut, welche auch ein Zeichen erneuerter christlicher Selbsteinkehr wäre, daher pastörlich zu empfehlen. Das aber ging Poneleit gegen die Ehre. Er sei nicht unter aller Sau. Also lieber gestrichen.
„In der Welt". Welt sei gut, Haha! Wollten sich die Narrotanier etwa über Weltregierung, Weltpost, Weltsport, Weltliga, Weltverkehr, Weltvereinigung usw, usw. erheben?! Zwar sei die Welt ein Faktum, aber durch Atomwaffen bedroht, daher könne man nicht wissen, wie lange die Welt überhaupt noch existiere.
„Von der Maas... usw." Hier erhoben die Vertreter zahlreicher Nationen sofortigen und flammenden Protest. Belt und Etsch seien schon immer imperialistische Ansprüche gewesen, indem man diese geographischen Gegebenheiten den Narrotaniern schon längst abgeknöpft habe. Daher seien solche Wiedererlangungsansprüche aufreizend bis aufs Blut. Mit demselben Recht könnten ja dann die Polen die Wiederherstellung ihres Staates verlangen. Maas bis Memel genüge.
„Memel? Njet!"
„Also gut — Frankfurt/Oder."
„Njet."
Aber rechtmäßig sei doch Narrotanien ein Ganzes, warf der Kronjurist ein.
„Recht, was heißt Recht?" wiegte der Vertreter der Njetanier das Haupt. „Eher könnte man die Zeile umgekehrt formulieren: von Frankfurt/Oder bis nach Aachen." Was die Herren dazu sagen würden?
Hm, hm.
Da man sich nicht einigen konnte, wurde auch diese Zeile gestrichen, um den Weltfrieden nicht noch aufs Spiel zu setzen.
„Von der Zugspitz bis zur Eider!" kam ein gar kecker Vorschlag.
Doch dagegen hatten die Professoren von der Akademie für Sprache und Dichtung Bedenken. Aus reimtechni-

schen Gründen. „Leider" wäre ein provozierender Reim. Ihnen pflichtete der neuentdeckte österreichische Mensch bei. Die halbe Zugspitz gehöre ihm, und jeder Gedanke an Anschluß von hüben oder drüben sei unter den Hochverratsparagraphen gestellt.
Verlegenheit.
„Von Baumholder bis nach Helmstedt" wurde zwar belacht, aber als zu kompromittierend abgelehnt.
Ergebnis der stundenlangen Beratung — die erste Strophe ist am besten ganz wegzulassen.
Zweite Strophe bitte!
„Frauen und Treue". Könnte gehen. Frauen gäb's überall, und wenn man ‚Treue' mit dem Begriff ‚Ehe', nicht mit ‚Narrotanien' koppele, käme nichts Bedenkliches dabei heraus. Treue zu Narrotanien dagegen sei in der Welt nicht beliebt. Man hätte mehr Vorteil von der „Roten Kapelle" gehabt. Wenn z.B. der Hersteller jenes Wundermittels, das die Narrotanier nach jedem Nierenschlag so rasch wieder auf die Beine bringe, sein Produktionsgeheimnis nicht an andre Nationen, die ja schließlich auch Geld verdienen wollte, preisgäbe, so sei solche Treue im Grunde doch eigentlich strafbar. Aber eheliche Treue darf passieren.
„Darf nicht passieren!" meldete sich der Vertreter Ozeaniens zu Wort. Denn wie solle man Negersoldaten für die Besatzungsmacht engagieren, wenn bei ihnen bekannt würde, daß die deutschen Frauen, nach denen ihnen die Zunge zum Halse heraushänge und wegen derer sie einzig und allein die Überfahrt wagten, nachdem ihnen die weißen Frauen der Ozeanier verboten seien, wie solle man die Negersoldaten über den Ozean kriegen, wenn die deutschen Frauen ihren Männern treu blieben? Das Geld für die diesbezügliche Propaganda sei dann einfach zum Fenster herausgeschmissen. Soviel Einsichtsvermögen dürfe man mit Fug und Recht von den Narrotaniern erwarten.
„Deutscher Wein" — Reklame gehöre nicht in eine Na-

tionalhymne. Außerdem sei das versuchte Geschäftsschädigung gegenüber der vinalen Produktion andrer Völker, die auch Wein verkaufen wollten.
„Sang"? Singen dürft ihr unsretwegen. Aber noch nicht. Erst wenn die Gesangbücher bereinigt sind, in der gleichen Weise, wie wir es hier mit eurer Nationalhymne beginnen.
Und mit den ersten beiden Zeilen dieser Strophe fielen auch die beiden letzten, das müsse der Boß wohl einsehen. Außerdem sei logisch, — hier meldeten sich zum ersten Mal die Philosophen zum Wort — logisch gegen das Wort „behalten" etwas einzuwenden, weil man nicht behalten könne, was man verloren bzw. was einem die andren abgenommen hätten. Das Wort ‚klinge' nicht mehr, es sei keine Musik in den Ohren der Konkurrenten auf dem Weltmark. Und „wiedergewinnen?" Das könne die Weltbörse durcheinanderbringen. Also lieber nicht, nein, nein. Zweite Strophe fällt.
Zur dritten.
„Einigkeit!" Schon wieder das verfluchte Ost-West-Problem! Außerdem: Uneinigkeit Narrotaniens sei der Welt viel willkommener. Geeintes Narrotanien — das heiße die Gefühle der Angst, von denen die Welt ohnehin noch geschüttelt würde, vermehren, sei also seelische Grausamkeit. Wollen sich die Narrotanier in ihrer Hymne dazu bekennen?!
„Kommt dazu", meldeten sich verschiedene Narrotanier selbst zum Wort, „daß Einigkeit gleichbedeutend mit Tyrannei ist, wir haben es erlebt. Der Boß braucht Opposition, sonst wird er hypertroph, wie der weiland Tyrann." Narrotanisches Wesen kommt in der Vielfalt zum Ausdruck, nicht in der Einfalt. Einigkeit — man war sich einig, daß grade die Uneinigkeit Narrotaniens das einigende Prinzip sei. Der Hinweis, daß die Einigkeit Narrotaniens ja auch die andern Völker geeint habe, verfiel allgemeiner Verachtung.
„Recht". Theoretisch zugebilligt.

„Freiheit"? Immer langsam mit die jungen Pferde! „Vaterland"? — „Unsere Väter sind gefallen", schrien die Jungnarrotanier von den Tribünen, doch es wurde ihnen bedeutet, daß ungebührliche Zurufe vor einem solchen Forum zu unterlassen seien.
Fernerhin, gab der Jurist zu bedenken, sei das Wort ‚Vaterland' eine Beleidigung der Frau, indem diese bei der Kinderkriegerei immerhin den schwierigeren und gefährlicheren Teil zu erledigen habe. Aber auch ‚Mutterland' sei nicht empfehlenswert, denn es beinhalte einen Verstoß gegen das jüngst erlassene Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau. Um die geschwächte Männerwelt in Schutz zu nehmen, schlage er daher ‚Elternland' vor. Das sei auch sachlich richtiger.
„Aber wie steht dieses grauenhafte Wort im Vers? Im Klang? Wie ohrenzerreißend zur Melodie? Wo bleibt die Schönheit?" so wand sich der Dichter in Qualen.
„Papperlapapp", wurde er abgespeist.
„Des Glückes Unterpfand"?
„Glück?" ereiferten sich einige narrotanische Rebellen, „es ist ein zweifelhaftes Glück, als Narrotanier geboren zu werden. Und Pfand? Wer einmal Faustpfand war und noch ist, fühlt sich geniert."
„Also, meine Herren", erhob sich der Vorsitzende. „Wir kommen zum Schluß. Von der Kommission akzeptiert sind die in der Hymne vorkommenden Worte ‚und', ‚in', ‚von', ‚bis', ‚der', ‚ihren'. Diese sind nach eingehender Prüfung als unbedenklich und allgemein verbindend anerkannt worden. Es steht dem Volke der Narrotanier frei, diese Worte bei jedem Staatsakt singen zu lassen."
Rauschender Beifall belohnte die verständnisvolle Entscheidung.
Zorn in der Brust dagegen erhob sich der Boß. „Meine Damen und Herren", wandte er sich an die Versammlung, „wir sind Ihnen von ganzem Herzen dankbar für die Mühe und das Vertrauen. Indem wir das Lied in der vorgeschlagenen Neufassung singen, sind wir uns bewußt,

einen wertvollen Beitrag zur internationalen Verständigung und zur Beseitigung von Haß und Mißtrauen zu liefern. Erheben wir uns..."
„Ein Lied, drei — vier..." (Generäle können's nicht lassen).
Während die Versammlung schweigend dastand vor dem taktierenden Boß und nicht wußte, ob sie über das Ergebnis, an dem doch jeder beteiligt war, lachen oder weinen sollte, horch — was war das? Ha, das ist doch die alte Hymne?! In der Tat! Glockenklar! Von der ersten bis zur letzten Strophe.
Keine Hand rührte sich. Dagegen sah man manche der berühmten Zähren in den bekannten narrotanischen Graubart rinnen.
Schließlich ermannte sich der Boß.
„Dominikus", rief er dem Wachhund, „nim die Saboteure fest!"
Dominikus ging. Bei kurzem kam er wieder. Er habe, erklärte er unter atemloser Spannung, den Auftrag nicht ausführen können. Auf sein Geheiß, sich von ihm arretieren zu lassen, hätten ihm die Kinder, denn um solche handle es sich, einfach ins Gesicht gelacht. Er, Dominikus, habe ihnen gar nichts zu sagen, sie seien die Patenkinder vom Boß.
„Gewonnen!" sprang der Boß jauchzend vom Stuhl. Und in der Tat, seit diesem Tage bekamen auch die Erwachsenen wieder Mut. Es wäre ja auch — sich von Kindern beschämen lassen müssen!

DIE FAHNE

Das Leben eines Boß ist stetes Auf und Ab. Nach Sieg folgt Niederlage. Da es ihm mit der Hymne so wohl gelungen war, entschloß sich der Boß, das ‚Fest der Fahne' zum Staatsfeiertag zu erheben, denn die Narrotanier haben auch eine Fahne.

Eine Fahne muß sein, denn was ist ein Haufen ohne Fahne? Schon das Vergnügen im Seebade wäre nur halb so groß, könnte man nicht auf jede Sandburg eine Fahne pflanzen. Die Fahne ist ein Symbol. Sie bedeutet „hier bin ich", bei welchem Satz der Ton auf allen drei Wörtern gleichmäßig liegt. Und weil die Fahne diesen Besitzanspruch ankündigt, wird sie für den Gegner zum Gegenstand des Hasses. Der Gegner bestrebt sich, die Fahne des anderen herunterzureißen und darauf herumzutrampeln. Auch dies Herumtrampeln ist ein symbolischer Akt und meint: „Ich aber dulde nicht, daß du hier bist, denn ich will selber hier sein." Darum spielen sich um die Fahne die blutigsten Kämpfe ab. Wer eine Fahne erobert oder mit seinem Leben verteidigt, ist höchsten Ruhmes gewiß. Sein Name steht fortan in Annalen und Schulbüchern und wird kommenden Geschlechtern als Beispiel genannt. Niemand sollte darüber lachen oder den Leuten einzureden versuchen, die Fahne sei nur ein Fetzen Tuch und es sei albern, für diesen Fetzen Tuch das Kostbarste hinzugeben, was der Mensch besitze, nämlich das Leben. Hier liegt der fundamentale Irrtum. Denn diese Sophisten vertauschen ganz dreist ‚sein' mit ‚halten für'. Das Leben ist nicht das Kostbarste,

aber viele halten es für das Kostbarste. Es gehören aber noch mancherlei andre Dinge dazu als bloß leben, um das Leben kostbar zu machen, als da sind: Ehre, Glaube, Freiheit, Schönheit, Würde, eine Aufgabe und — seien wir ehrlich — auch ein klein bißchen Pinkepinke. Ja, wenn es auch nur die Hoffnung auf eins dieser Güter ist! Dies alles, wenn ihm Worte versagen, steckt der Mensch in ein Symbol. Und eins dieser Symbole ist eben die Fahne. Symbol dafür, daß sein Leben nicht nur eine Existenz ist, sondern ein erhöhtes Leben. Er stirbt nie für den Fetzen Tuch, sondern für das, was ihm das Rauschen der Seide von einem an höhere Dinge hingegebenen Leben verkündet. Sagen wir ruhig — für das, was aus ihm erst einen Menschen macht. Je mehr die Narrotanier Geschichte studierten, umso weniger verstanden sie sie. Sonst hätten sie lernen müssen, daß ein Volk, dessen junge Mannschaft nicht mehr für eine Fahne zu sterben gewillt ist, seine Abdankungsurkunde unterzeichnet hat. Der alte Laotse wußte schon, was er sagte, als er den Satz aufzeichnete: „Die Überwindung des Lebens durch Tod zeugt Leben."

Die Narrotanier hatten nun allzu lange den Schwätzern ihre Ohren geliehen, welche die Fahne bespöttelten. Nun hatten sie kein Symbolum mehr. Zu einer Zeit grade, als sie ein solches bitter nötig gebraucht hätten. Nun wunderten sie sich, als sie doch wieder eine hißten, daß keiner von Herzen zu ihr trat. Spott tötet. Das wußten diejenigen genau, die den Narrotaniern die Seele töten wollten, als sie ihnen die Fahne madig machten. Es lag aber auch an den Narrotaniern selbst. Allzu oft hatten sie ihre Fahne gewechselt. Die gestern heilig war, galt heute als Zeichen der Sklaverei. Deshalb gewöhnten sich die Narrotanier daran, mit unerschütterlichem Gleichmut eine Fahne niederzuholen, um eine andre zu hissen. Sie wechselten die Fahne wie ein Hemd und maßen ihr schließlich nicht mehr Wert bei als dem Bezug eines Kopfkissens.

Dies Betragen empörte den Boß, und deshalb eben proklamierte er das ‚Fest der Fahne'.
Hatte er schon darüber Verwunderung empfunden, daß sein „Licht" — vom „Blitz" ganz zu schweigen — dies Unternehmen mit keinem Wort unterstützte, so ärgerte er sich noch mehr über das Benehmen der Narrotanier. Zwar ging auf dem Marktplatz Hauptnarros, von Poneleit bedient, die Staatsflagge hoch, — es war die siebente in einem Zeitraum von 100 Jahren — aber weder waren Schützenverein und Kegelklub da — die Ärmsten, was sollten sie auch, sie hatten ja eben erst Stiftebier gefeiert — noch nahm überhaupt irgendeiner der Passanten Notiz. Sie gingen bloß alle zu Arbeit, ohne zu denken, daß der ‚Fetzen Tuch' da oben das Zeichen dafür war, daß sie Arbeit hatten. Von der Bergherberg aus beobachtete der Boß mit dem Fernglas die grauenhafte Leere um seine Fahne. „Theophil", rief er zum ‚Haus des Friedens' hinüber, in dem bekanntlich sein General wohnte, „marschier' du wenigstens auf!"
Aber Theophil lehnte ab, er sei in der Instruktionsstunde noch nicht bis zum Einsatz für die Fahne gekommen, außerdem predige der Herr Pastor zur Zeit grade das Kreuz.
Der Boß richtete sein Fernglas auf die Dächer und Fenster Hauptnarros, es hingen nur die Betten zum Lüften heraus, doch nirgends auch nur die kleinste Fahne, und das, obwohl neulich beim Schützenfest bunte Fähnchen in vielerlei Farben, man möchte fast sagen, aus jedem Spatzennest gesteckt worden waren.
Ist die Bergherberg denn wirklich das einzige Haus in ganz Narrotanien, das Farbe bekennt, dachte er schmerzlich.
O weh, als er, sich aus dem Fenster lehnend, zum Giebel aufschaute, piekte auch da eine nackte Stange höhnisch ein Loch in den Himmel.
„Martha", rief der Boß empört, denn er hatte dieser den Auftrag gegeben, „wo ist die Fahne?"

Martha erschien in der Arbeitsschürze, Staubflocken im Haar.

„Ach du liebes bißchen", erschrak sich die Gute, „das habe ich über dem Hausputz ja ganz vergessen!"

„Hausputz? Heute? Am Staatsfeiertag?" drohte der Boß. Martha war die Unschuld selbst. Natürlich, da der Festtag ja das Haus von der Gegenwart des Hausherrn befreien würde, habe sie es für vorteilhaft gehalten...

„Und Paul, wo ist Paul?" schnaubte der Boß, denn die Galle schwoll ihm gewaltig.

Am Staatsfeiertag sei doch schulfrei, also sei Paul mit dem Jugendbund auf Fahrt gegangen, natürlich, was soll er auch da unten?

„Schleunigst die Fahne!" befahl der Boß. Aber soviel sie beide auch suchten, die Fahne blieb unauffindbar. „Mein Gott, ich hab sie doch gestern noch gesehen..." klagte Martha. „Aber du wirst auch nie wissen, wo ich was aufgehoben habe!"

Um sich der Feststellung zu entziehen, daß er der einzig Schuldige an dieser Panne sei, begab sich der Boß vorzeitig zum Festakt hinab auf den Marktplatz von Hauptnarro. Es bot sich ihm in figura kein anderes Bild, als das er mit dem Fernglas von oben gesehen hatte. Vor dem einsamen Fahnenmast stand wie verloren eine einsame Wache.

„Guten Morgen, Poneleit", trat der Boß grüßend zu seinem Getreuen.

Poneleit nahm die Knochen zusammen, wie er es bei seinem Herrn Kaiserchen gelernt hatte. „Briefträger Poneleit zur Fahnenwache abkommandiert. Auf Posten nichts Neues."

„Nichts Neues", seufzte der Boß und stellte sich mit gezogenem Hut neben Poneleit.

Die Vorübergehenden schauten verwundert, was die beiden Narren dort trieben, doch ihrer keiner verschwendete einen Blick in die Höhe, wo die Fahne sich träge im Winde bauschte.

„Dir gefällt wohl die Fahne, Poneleit, alter Trompeter?"
„I nei, Herr Boßchen, jefällt mir ja eijentlich nich."
„Warum nicht, Poneleit? Sie hat wohltuende Farben."
„Is man zu neu, Herr Boßchen. Ein Fahnchen muß alt sein."
„Warum stehst du dann hier in der Sonnenglut? Es gibt doch jüngere Leute..."
„Was dem Poneleit lieb is, darauf kommt's jar nich an, Herr Boßchen. Hauptsache ist, daß überhaupt ein Fahnchen am Mast bammelt. Die Leut' müssen doch wissen, wo sie hinjehören, Herr Boßchen. Und dies is nu unser Fahnchen."
„Aber du siehst ja", wies der Boß betrübt auf den leeren Markt, „sie wissen es nicht."
„Deshalb muß der Poneleit es ihnen zeigen. Aber ich will nuscht jesagt haben."
„Du verdienst einen Orden", sagte der Boß, denn er wußte, so ein Halseisen tragen die Narrotanier gern.
„I nei, wofür? Daheim liegen schon drei. Was soll ich damit? Die Kinderchen sind nich mehr da..."
„Der brave Mann lebt im Gefühl erfüllter Pflicht allein", zitierte der Boß einen alten Poeten, und es war ihm keineswegs spöttisch zu Mute. Poneleit sah ihn verständnislos an. „Das muß der Herr Boßchen auf deutsch übersetzen. Der Poneleit ist ein einfacher Mann."
„Schon gut, schon gut, Poneleit."
So standen die beiden Wache, bis der Festakt kam. Dominikus, Julius, der General (in Civil) von den drei Parlamentariern — (wir werden später hören, warum die Narrotanier nur deren drei haben) — nur der von des Bossen Partei, und im Hintergrund Presse. Während die Staatsreden programmäßig abrollten, hielten sich die wenigen Passanten deutlich zurück, nur aus den Fenstern der am Markt stehenden Häuser schauten die Muhmen und Basen, um später im Kränzchen die Teilnehmer durchhecheln zu können, — daß dem Boß ein Jackenknopf lose gehangen habe, — Schande über seine

Haushälterin! — daß Julius einen schäbigen Eindruck gemacht habe, — der braucht endlich auch ein Frau! — daß dem Parlamentarier die Hose zu eng geworden sei und daß es eine Affenschande für ganz Narrotanien sei, wie gering die Beteiligung am Staatsakt gewesen wäre. „Da kann man sehen, bei andern Völkern käme das nicht vor! Frau Erdnuß, Frau Erdnuß, aus Ihrer Küche riecht's angebrannt."

Nicht anders die Männer, die auf dem Bürgersteig standen. Ein guter Versicherungsschein wäre ihnen lieber als diese Fahne. „Seht bloß den krummbeinigen Poneleit dort, wie 'n trauriger Seehund sieht er aus, das sind die Vertreter des Staates, haha! Kommt, Jungs, die Arbeit wartet. Dat Geschwätz können wir uns bequemer in den Abendnachrichten anhören."

Was den Boß aber, der alles das wohl beobachtete, denn ein Staatsoberhaupt muß seine Augen überall haben, am meisten empörte, war das Verhalten von einem Haufen von Gassenjungen. Während der ganzen Feier waren sie ihm unangenehm aufgefallen, weil sie die Reden durch Gebimmel an ihren Fahrrädern gestört und ihren Genossen auf der anderen Seite des Marktes zugepfiffen und zugejohlt hatten. Dominikus aber, dem er Zeichen zum Eingreifen gab, tat, als merke er nichts. Und jetzt begannen die Bengels unflätig zu lachen, und während er, der Boß, die Versammelten bat, zu Ehren der Fahne die Häupter zu entblößen, machten die Lümmels aus dem Wiehern einen Gesang:

„Warum denn weinen, wenn die Fahne niedergeht,
da an der nächsten Stange schon 'ne andre weht.
Man sagt auf Wiedersehn und denkt sich heimlich bloß,
wann wirste endlich wieder auch die neue los . . ."

Ja, schreitet denn niemand ein? dachte der Boß. Ich kann doch nicht selbst hinlaufen und ihnen ein paar hinter die Ohren geben! Niemand dachte daran, dies ungezogene Benehmen zu hindern. Im Gegenteil, die Erwachsenen, — wenn sie auch die neue Auflage des Schla-

gers nicht grade mitsangen, — so zeigten sie doch durch ihr Gewährenlassen, daß sie nicht gesonnen seien, der Fahne Ehre zu erweisen. Das war es eben — die Narrotanier haßten die Fahne nicht, sie liebten sie auch nicht, es war viel schlimmer. Die Fahne war ihnen gleichgültig.
Von tiefer Depression befallen, verließ der Boß nach der Feier den Platz. Wortlos ging auch Theophil neben ihm. Es tröstete den Boß wenig, daß vom Giebel der Bergherberg doch noch die Fahne wehte.
„Hast du sie wirklich gefunden?" begrüßte er Martha geistesabwesend.
Martha jedoch strahlte. Das Ding habe natürlich genau dort gelegen, wo sie es hingetan habe, über den Koffern. „Du hättest das wissen müssen, Amadeus."
Resigniert winkte der Boß ab und verlangte für sich und Theophil einen Burgunder.
„Na dann prost, Theophil."
„Prost, Amadeus!"
Dann saßen sie einander schweigend und in bitteren Gedanken gegenüber.
„Sie müssen doch an etwas glauben", stöhnte der Boß.
Gerade wollte Theophil antworten: „Laß einen . . .", da wurden sie durch den einstürmenden Paul unterbrochen.
„Wie siehst du aus?" fuhr der Boß ihn an.
Pauls Jugendkraft-Hemd war zerrissen, das Haar zerrauft, aus der Nase tropfte ihm Blut, das er mit schniefendem Geräusch einzog. „Kleine Meinungsverschiedenheit, Opa, mit deinen Untertanen." Ohne um Erlaubnis zu fragen, griff er die Flasche und ließ die Hälfte des Inhalts in sich hineinglucksen. Der Boß wehrte ihm nicht, denn er sah, wie der Junge vor Erregung zitterte.
„Ah", machte Paul, als er absetzte. „Det hat jut jetan." Und wischte sich rechts links den Mund, indem schon wider ein pfiffiges Lächeln seine Lippen umspielte.
„Det war nämlich so."
Er und seine Freunde hätten unterwegs doch Gewissensbisse wegen der geschwänzten Feier empfunden und seien

— „wie die vergifteten Affen, Opa, det kannste glauben" — auf ihren Rädern zurück. „Aber du warst schon weg, Opa, sonst wär's nich passiert..."
„Was denn?" forschte der Boß.
Paul kratzte sich hinter den von Schlägen geschwollenen Ohren, Ja, sie selber hätten sich zur Fahne gestellt, neben Poneleit, aber da hätten drüben die Rotzbuben gestanden...
Der Boß nickte.
... mit dem blöden Lied.
Der Boß nickte wieder.
Das hätten er und seine Freunde sich nicht gefallen lassen.
Der General hob aufhorchend den Kopf.
„Und dann haben sie uns auch wegen unsrer Abzeichen angeödet." Er wies auf die Rune auf der Hemdtasche, die halb losgefetzt herunterhing.
„Und?" fragten General und Boß gleichzeitig. „Ist Dominikus nicht eingeschritten?"
Der habe die Gassenjungen bloß höflich gebeten, sich besser zu benehmen. „Und dann", Paul zog das Blut in die Nase, „haben wir sie eben vertrimmt."
„Bürgerkrieg in spe", seufzte der Boß.
„Ach wat, Opa. Prügel, wem Prügel gebührt. Aber keen Aas hat uns jeholfen. Und dann..." Paul stockte.
„Und dann?" forschte der Opa, denn ihm schwante nichts Gutes.
„Ja, dann... dann... weeßte, Opa, eigentlich bloß aus Trall, oder weil wir uns über die Sturheit der Leute so gebost haben..."
„Also was nun?" wurde der Boß ungeduldig, denn er wollte endlich die Wahrheit wissen.
....dann hätten sie sich Papierchen gemacht, an der Fahnenschnur zum hoch zum ziehen. (Man verzeihe die Mischung der Mundarten, Paul war zwar Berliner, aber nach Westen verschlagen.)
„Was für Papierchen?!"

„Halt so Scheine..."
„Was für Scheine?!"
„Nachgemachte Versicherungs-Policen gegen Brand, Tod, Schnupfen, Arbeitslosigkeit, Verkalkung, Regen, Krieg, Revolution, Uraliereinfall, Atomstaub, Inflation, Steuererhöhung, Regierungswechsel, viele Kinder usw. usw...."
„Und das habt ihr in der kurzen Zeit alles auf dem Markt gemacht?" mußte der Boß sich großväterlich wundern.
„Nee, schon im Wald."
„Also daher eure Festaktbegeisterung!" spottete der Boß, während dem General die helle Freude aus den Augen blitzte.
„Und was weiter, du Haupthahn?"
Ja, dann hätten sie die Scheine unter viel Gebrülle an der Fahnenschnur hochgezogen.
„Hat Poneleit das geduldet?"
Der habe gestanden wie der Roland in Bremen und weder rechts noch links geschaut, immer nur stur gradeaus. Ja, und dann hätte einer von den Schultern der Kameraden herab eine Rede gehalten: „Narrotanier groß und klein, det sind eure wahrhaftigen Fahnen! Det sind die Zeichen, an die ihr glaubt! Nieder mit der Fahne, hoch lebe der Lebensversicherungsschein!"
„Bengel", schnellte der General vor Begeisterung hoch und schlug Paul auf die Schulter. „Genau, was ich vorhin sagen wollte. Prachtbursche!"
Paul machte das Gesicht frömmster Unschuld. „Ick bin det doch nich jewesen..."
„Paul, Paul, die Brücke kommt!" warnte der Opa, und Paul senkte beschämt den Schädel, so daß ein Blutstropfen aufs Parkett fiel. „Na ja, dann hilft det ja nischt mehr... Aber ick wollte denen doch bloß veräppeln."
Dem Boß wurde nicht wohl zu Mut. „Und dann haben die Narrotanier euch von rechtswegen vertrimmt, wie?"
Paul nickte ergeben.

„Und dann", fuhr der General, ernst werdend, fort, „ist Dominikus gekommen und hat euch aufgeschrieben."
Wieder mußte Paul nicken. „Alle. Wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, Beschimpfung von Staatssymbolen, Körperverletzung, Aufwiegelei..."
„... und dich als Rädelsführer obenan", schloß der Boß. „Prost Mahlzeit."
„Aber du bist schuld, Opa! Denk an den Filzpantoffel. Det wollten wir auch mal probieren."

Die beiden Herren blickten Paul tiefsinnig nach, als er davonschlich, um sich zu waschen und umzuziehen.
„Nichts wie Dummheiten im Kopf", murrte der Boß, doch der General nahm den Missetäter in Schutz. Dieser Ausbruch komme von tiefer her, warum gebe man der Jugend keine Ideale?
„Die Ideale sind verbraucht", antwortete der Boß resigniert. „Oder mit Dreck bekleckert. Woher nehmen und nicht stehlen? Inzwischen geht die Jugend vor die Hunde."
Der General war nicht dieser Meinung. „Mich erfüllt ein unbändiges Vertrauen. Zeit lassen, wachsen lassen, Amadeus. Weißt du, ob das Kind, wenn es die ersten Schritte tut, in die Mannesjahre kommen wird? Es gibt auch im Frieden so niedliche Sächelchen wie Blattern, Typhus, Kinderlähmung, Lastkraftwagen und all so ein Zeugs, womit uns der gütige Gott in seiner Gnade bedacht hat. Dennoch wagst du, allen Ängsten zum Trotz, das Kind großzuziehen, ja du tust alles, um es nur stark zu machen."
„Ach", seufzte der Boß, „Gott ist bei den Rohstoffen."
„Nicht auch beim Geist?"
„Grade der soll verdorben werden."
„Wie dein Kind vom Verführer. Doch es hat Abwehrstoffe in sich."
Nach einer langen Weile des Schweigens, während schon die Schatten der Dämmerung ins Zimmer fielen und der

Lärm der Großstadt verstummte, nahm der Boß das Gespräch von einem andern Faden her auf. „Weißt du, Theophil, je älter ich werde, desto besser verstehe ich die alten Märchen. Herkules gegen die Hydra. Prometheus am Felsen festgeschmiedet. Hagen, der den Speer aus dem Dickicht wirft. Dietrich von Bern, der in der finsteren Höhle gegen unsichtbare Zwerge kämpfen muß. Die Nibelungen — Treue brechen, Treue halten. Es sind keine Märchen, Theophil. Es ist unser Leben, unser grausiges Leben."
Theophil sah tiefsinnig ins Glas, in dem der rote Burgunder wie Blut leuchtete. „Und auch den Rattenfänger, der unsere Kinder in den Totenberg führte, auch den hat's gegeben. Aber das Märchen geht weiter. Die Kinder kamen aus dem Berg heraus in ein besseres Land. Des Märchens zweiten Teil, du mußt ihn wahr machen."
„Zeit, Zeit", seufzte der Boß.
Theophil legte dem Freund die Hand auf den Arm. „Sieben Jahre wartete die Königstochter als Gänsemagd, aber der Bräutigam kam endlich doch." Und sah dem Boß warm und herzlich ins Auge.
„Was sind wir für Narren, Theophil!" und damit sprang der Boß energisch wie sonst aus dem tiefen Sessel. „Wir schwärmen wie die Kinder! Man wird uns Romantiker nennen, wird uns ‚Teutsche' schimpfen. Drum pst, kein Wort!"
Auch der General stand auf. „Man muß sich immer wagen, das weißt du selber am besten. Ich setze auf Paul."

DIE PROKLAMATION

Es war die Zeit des Karnevals, wo die Einwohner Narrotaniens sich auf die wahre Menschlichkeit besinnen, indem sie sich noch weniger ernst nehmen als sonst. Auch der Staat drückt ein Auge zu, obwohl grade er bei den üblichen Spottliedern, welche die Runde machen, nicht immer ungerupft davonkommt. Wen der regierenden Herren nicht die Natur zur Heiterkeit treibt, dem sagt doch eine innere Stimme, daß ein System auch am tierischen Ernst zugrunde gehen kann. Und wer ganz klug ist, findet im Spott der Regierten den Wegweiser zu seinem besseren Selbst.

In diesem Jahr war der Festzug besonders gelungen. Da sah man auf einem der Wagen Poneleit, wie er, in abgeschabte Briefträgeruniform gekleidet, sein Gehalt zählte und dabei murmelte: „Es reicht nicht, es reicht nicht!" Da erschien Pemf, wie er einer andern Figur gegenüberstand, die offensichtlich Paul karikieren sollte. Diese Figur hielt Pemf die Hand wie zum Freundschaftsbund hin. In des Pemfen künstlichen Leib aber war ein Maschinchen eingebaut, welches den Arm veranlaßte, die Hand vorzustrecken, wie um einzuschlagen, sie aber kurz vor der Berührung wie erschreckt wieder zurückzuziehen. Julius natürlich mußte ebenfalls herhalten. Man sah ihn als Raubritter einem Wanderburschen die Lanze auf die Brust setzen. An der Lanze baumelte ein Zettel: „Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht, denn ich Ärmster habe nichts zu brechen und zu beißen". Dabei war der Turm, vor welchem die Szene aufgebaut war, mit Gold-

füchsen gedeckt. Dominikus' Ebenbild saß hinter Aktenstößen. „Ich rieche, rieche Faschistenfleisch". Srinowitsch kam als Wolf, der „mäh, mäh" machte, und den Boß bedrohte Martha mit dem Pantoffel. Sogar sich selber hatten die Narrotanier verspottet, indem sie Baldewein — nicht den richtigen, sondern einen aus Pappmaché — mitführten, der jedoch wie ein richtiger die Füße setzen, mit dem Kopfe nicken und I-a schreien konnte. Er wurde umworben von Figuren, welche die Herren der wechselnden Systeme des letzten Jahrhunderts darstellen sollten. Jeder ritt ein Weilchen, dann hieß es „hopp", Baldewein bockte, und der Reiter flog ab. So ging es reihum. Wenn der Letzte lag, stieg der Erste wieder auf. Baldewein aber blieb und marschierte mit Eselsgeduld in die Zukunft. So lief denn alles in gewohnten närrischen Bahnen, und die Narrotanier hatten ihre unschuldige Freude an dem, was ihre Spaßvögel boten. Auch der Boß, heiter unter Heiteren treibend, lachte von Herzen. Da geschah etwas Ungewöhnliches. Aus der Seitenstraße bog ein außerplanmäßiger Wagen ein und drängte sich in die Schlange der närrischen Fahrzeuge. Auf seinem Thron saß Prinz Narro, flankiert von je einem Herold. Vor ihm stand in Schleier und Federhut eine Gestalt, die in zart behandschuhter Rechten einen Palmenzweig hielt. Der künstliche Wind jedoch, welchen ein Gebläse erzeugte, wehte ab und an den wallenden Umhang beiseite, so daß man darunter Kanonenstiefel erkannte.
„Theophil!" lachte die Menge.
Alsbald hielt der Wagen an, und nachdem Trompetenstöße Ruhe geboten hatten, begann der Herold eine Proklomation zu verlesen.

Verordnungen, die Wehrohnmacht betreffend
(Was nicht in der Karnevalszeitung stand)

ICH, Meine Erlauchte Tollität, Prinz Narro der Unsterbliche, mit meinem eignen Unverstand Rats gepflogen

habend, verordne, befehle und empfehle zu Nutz und Frommen Meines närrischen Volkes, um gewisse Machenschaften von vornherein zu durchkreuzen, folgendes:

1. Nachdem Wir Uns heilige Eide geschworen haben, nie wieder eine Waffe anzurühren, befehle ich den Aufbau einer Wehrohnmacht, die ihresgleichen in der Welt noch finden soll.
2. Waffen soll nur tragen, wer Lust dazu hat. Andernfalls darf er es bleiben lassen.
3. Rundfunk, Presse und wer sonst vom Militär nichts versteht, hat das Recht, sich ungestraft über die neue Wehrohnmacht lustig zu machen.
4. Wehrdienstverweigerer sind zu schonen und bei Bewerbungen um eine Stelle in Meinem Staat den Wehrdienstwilligen vorzuziehen. Außerdem ist ihnen die Zeit, die sie hätten dienen können, wenn sie gewollt hätten, auf das Besoldungsdienstalter anzurechnen, während sie den andern abzuziehen ist.
5. Da auch Unser Herr und Heiland seinen Jüngern keinen Eid abverlangte, ist auf die Abforderung eines Eides in meiner Wehrohnmacht zu verzichten. Trotzdem wird ein Eid verlangt. Jedoch mit der Einschränkung, daß niemand verpflichtet ist, den Eid zu halten. Da der Eid grundsätzlich der in Meinem Staat garantierten schrankenlosen Freiheit des Individuums widerspricht, hat jedermann bei sofortiger Anklage als Neofaschist sein Gewissen immer und überall höher zu stellen als den Eid.
6. Jeder Soldat meiner Wehrohnmacht hat das Recht zur Befehlsverweigerung aus Gewissensgründen oder eigener Beschränktheit.
7. Jeder Soldat Meiner Wehrohnmacht hat die Pflicht zur Beschwerdeführung gegen Vorgesetzte, sobald sie Befehle erteilen oder sich sonst unmenschlich betragen (z.B. Ansinnen auf Manneszucht).
8. Vorgesetzte dürfen nicht befehlen. Sie haben nur zu bitten oder zu empfehlen.

9. Desertion, Sabotage, Verrat usw. stehen jedem Soldaten Meiner Wehrohnmacht als Grundrechte echt närrischen Soldatentums zu. Jedoch müssen ideale Beweggründe nachgewiesen werden. (Als i.B. haben zu gelten: Angst vor der Schlacht; Mitleid mit dem Gegner; Überzeugung vom Unrecht der eignen Sache; Unzufriedenheit mit Vorgesetzten; schlechteres als das im Hotel Adlon servierte Essen; Bestechung; Abenteuerlust; Furcht vor Strafe wegen erwiesener Tapferkeit usw. Bestechung gilt allerdings nur bei einem Salär von mehr als 50 NM als idealer Beweggrund. Darunter gilt sie als ehrenrührig.)
10. Das Wort „national" ist aus dem Dienstgebrauch zu streichen. Wer es dennoch tut, wird schon merken, was ihm passiert.
11. Kriegslieder (z.B. „... und das heißt — bumm, bumm — Erika, —bumm, bumm") sind verpönt. Stattdessen werden schlichte Volks-, Tanz- und Trinkweisen zum Gebrauch empfohlen.
12. Gleichschritt ist zu vermeiden, weil es dem Grundrecht der freien Persönlichkeit (s.o.) widerspricht. Jeder latscht nach seiner individuellen Veranlagung. Das fördert den Eindruck von der Friedfertigkeit Meiner Wehrohnmacht.
13. Die Uniform ist nach persönlichem Geschmack, jedoch so zu wählen, daß jedermann sofort erkennt, für wen Meine Wehrohnmacht kämpfen wird, (wenn sie will). Aus Rücksicht auf mögliche Deserteure ist der Schnitt so zu halten, daß man ihn (den Deserteur) eventuell für einen von seiner Truppe abgeirrten Operettenstar halten kann. Jede Angleichung an die unter Meinen abscheulichen Vorgängern getragene Uniform ist zu vermeiden, damit bei einem eventuellen Besuch Unsrer nach dem abscheulichen Muster gekleideten Konkurrenz-Armee die Leute sofort wissen, wer die Interessen Narrotaniens vertritt.
14. Die Auswahl der Offiziere wird von einer Kom-

mission vorgenommen, welche besteht aus: 1 Koch, 1 Scheuerfrau, 1 Gebetbuchverleger, 7 getarnte Kommunisten (innen), 1 Vergnügungslokalinhaber, 1 Veronika, 2 Verschiedenen (jedoch müssen sie Gegner des Wehrgedankens sein), 1 Fachmann. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Aufräumefrau. Im Zweifelsfalle über den wahren Charakter des Bewerbers ist dem mit angeborenem Pazifismus der Vorrang vor dem strategisch Befähigten zu geben. Einsprüche gegen die Entscheidungen dieses Gremiums sind ausgeschlossen und unterliegen dem Staatsgefährdungsparagraphen.

15. Die Ausrüstung besteht aus Gründen der Menschlichkeit aus Wasserpistolen. Schießübungen unter Berücksichtigung des Gebotes: „Du sollst nicht töten" alle Jahre einmal mit 3 Schuß (Üb) pro Mann. Seitengewehre sind in der Scheide festzulöten, echte Kugeln am Boden der Patrone anzuketten, damit sie den Lauf um nicht mehr als 15 cm verlassen können. So wird die Sicherheit Meines Parlamentes vor einer eventuellen Gegenrevolution (vor der Wir heidenmäßige Angst haben) geschützt und trotzdem eine Bedrohung des Feindes angedeutet.

16. Einheitlicher Oberbefehl ist untersagt unter Berufung auf das Gesetz der Wirtschaft von der Leistungssteigerung durch Konkurrenz.

17. Der Ausbildungsplan ist dem Lehrplan der Universität angeglichen. Es erfolgt ein freies Angebot von seiten der Ausbilder. Der Rekrut entscheidet nach eigenem Ermessen, welche Kollegs auf dem Kasernenhof er hören oder schwänzen will.

18. Über die Stärke Unsrer Wehrohnmacht verordnen Wir, daß sie stärker als die Armee Unsrer Nachbarn, der Uralier, sein muß, aber schwächer als die Unsrer Polizei, damit diese (Polizei) jene (Wehrohnmacht) notfalls hinter Schloß und Riegel setzen kann.

19. Die Rekrutierung geht folgendermaßen vor sich:

Nachdem Wir durch Unsre weitsichtigen Maßnahmen die Jugend von der Sittenwidrigkeit des Waffenhandwerks und von dem Unsinn vaterländischer Gedanken zutiefst überzeugt haben, hat sie, die Jugend, dem Gestellungsbefehl unverzüglich und ohne Murren nachzukommen.

20. Bei pünktlicher Befolgung aller Meiner, Meinem konstruktiverleuchteten Narrengehirn entsprungenen Befehle, wird es nicht ausbleiben, daß diese nach derart gesunden Prinzipien aufgebaute Wehrohnmacht jede, sei sie wie immer geartete Invasion von den Grenzen Meines närrischen Reiches fernzuhalten imstande sein wird oder auch nicht.

Gegeben im Jahre der Narrheit auf Meinem Schloß Narroberg in der festen Überzeugung, alles getan zu haben, was eine Kräftesammlung verhindert

Ich

Prinz Narro der Unsterbliche.

Anschließend warf der andre Herold die Proklamation, auf Flugblätter abgezogen, unter das Volk.

„Hm", machte der Boß.

Und schon stand der Herr Pastor neben ihm, welcher sich gegen derlei Frivolitäten verwahrte. Auch der Parlamentarier zog ein essigsaures Gesicht, und Julius fand sich ein mit der Klage, nun habe er all sein schönes Geld für Theophils Soldaten umsonst ausgegeben. Alle zusammen ergingen sich in mehr oder weniger versteckten Bissigkeiten darüber, daß die Regierung wiedermal vor vollendete Tatsachen gestellt worden sei.

„Ach was, Kinder", lachte der Boß, doch es klang ein wenig gezwungen, „wir sind im Karneval, und wie sagt Luther? ‚Aus einem verzagten A . . kommt kein fröhlicher F . . .'. Man muß auch mal was überhören können."

Jedoch, er sah an den Gesichtern, daß die Herren in diesem Fall die Narrenfreiheit für überschritten hielten, und

begab sich deshalb verdorbener Festlaune zur Bergherberg.
„Ich fresse meinen Mop", erzünte sich daselbst Martha, „wenn nicht Dominikus hinter dieser Farce steckt."
Doch schon am nächsten Morgen stand Paul als Täter fest.
„Ich sollte dir ein paar rechts und links um die Löffel schlagen!" tobte der Großvater. „Hast du noch nicht genug Unfug gestiftet? Onkel Theophil müht sich und müht sich, ein paar Soldaten zu werben, und mein eigener Enkel treibt Sabotage!"
Wider Erwarten blieb Paul getrost. „Vielleicht nimmt es Onkel Theophil gar nicht so tragisch?"
„Stubenarrest!" diktierte der Opa. Dann rief er Theophil zu sich.
Dieser, als er kam, zeigte sich merkwürdig aufgeräumt. „Ich weiß gar nicht", sagte er, sich gemütlich im Sessel ausbreitend, „warum ihr auf einmal keinen Spaß mehr versteht."
Da höre der Spaß auf, versetzte der Boß.
„Das hoffe ich", antwortete Theophil hintersinnig, indem er dem Rauch seiner Zigarre nachträumte.
Der Boß wurde ärgerlich. „Wenn ich bitten darf, Theophil — ernsthaft. Was hast du zu diesem Falle zu sagen?"
Theophil setzte seine Worte sehr langsam.
„I c h kann es mir doch nicht leisten, aggressiv zu werden." Er betonte auffällig das ich.
„Theophil?"
Theophil schwieg. Aber er sah den Boß unverwandt an. Langsam erhob sich der Boß. „Dann sieh wenigstens zu, wie du Paul wieder rauspaukst. Du weißt ja, wie ich mit Dominikus stehe."
Von rechts wegen stand Paul also zum Prozeß wegen Staatsgefährdung heran. Aber Kinder und Betrunkene schützt der liebe Gott. Dominikus konnte es nicht wagen, Anklage zu erheben, denn —

FUSSBALL FUSSBALL ÜBER ALLES

Die Narrotanier haben auch einen Fimmel. Das heißt sie haben viele Fimmel. Aber dieser Fimmel ist ihr markantester Fimmel. Nichts auf der Welt bereitet ihnen so viel Vergnügen, wie ein luftgefülltes Leder mit kräftigen Füßen von der einen Seite eines länglichen Platzes auf die andere Seite desselben Platzes zu stoßen, rollen, treiben oder schießen; woran sie — sonst macht's keinen Spaß — durch andere, ihnen freundlich-feindlich gesinnte Narrotanier gehindert werden, welche das gleiche Leder von der anderen Seite des länglichen Platzes unter viel Geschrei auf die eine Seite desselbigen Platzes zu stoßen, rollen, treiben oder schießen sich ebenfalls abstrampeln. Dabei geht es nicht ohne böse Blicke, Tritte, Püffe und Stürze ab, was die Freude an diesem närrischen Treiben aber nicht im geringsten trübt, sondern im Gegenteil ins Grenzenlose steigert. Gelingt es, den Ball mit wohlgezieltem Tritt in ein Drahtgeflecht zu jagen, das sie Tor nennen (obwohl es gar kein Tor ist, sondern hinten zu), so gebärden sich die Narrotanier wie unsinnig vor Begeisterung. Wahrscheinlich deswegen, weil es ihnen gelungen ist, den Ball durch das vorgestellte Gitter am Weiterrollen ins Unendliche zu verhindern, womit denn das Spiel mangels Leder aus und vorbei wäre.
Nun wäre es aber grundfalsch zu denken, die Narrotanier betrieben diesen Sport, der ihnen so unendliches Vergnügen bereitet, allesamt. Es sind nur einige ganz wenige Irre, welche sich dieser Strapaze unterziehen, um dadurch Pfiffe oder unsterblichen Ruhm zu ernten und

in den Zeitungen abgebildet zu werden (was sie eben Ruhm nennen). Weit gefehlt! Die Masse der Narrotanier liebt dieses Spiel zwecks Zugucken. Dann sitzen sie, zu Tausenden und Abertausenden geballt, auf Tribünen, unbekümmert darum, obs schneit, regnet, stürmt oder sonnenlacht, ergötzen sich an dem Wettstreit zu ihren Füßen und beweisen sich ihr Verständnis für dies edle, alle göttlichen Tugenden fördernde Spiel dadurch, daß jeder seinem Nachbarn klarzumachen versucht, wie der Ball geflogen wäre, wenn nicht jener unerfahrene Rabauke da unten, sondern er selber den Ball in kullernde oder fliegende Bewegung versetzt hätte. Da sie sonst im Schutze ihres Boß und des wiederum diesen schützenden Oberboß ein ziemlich geruhsames Leben führen, benützen sie ihre Zuschauerrolle zum sich Aufregen. (Was der Boß gerne sieht, weil jede Aufregung, die nicht ihm gilt, ihm auch nicht schaden kann, vielmehr von seinen geheimen Geschäften ablenkt).
Fliegt der Ball so, wie die zuschauenden Narrotanier wollen, so erheben sie ohrenbetäubendes Beifallsgeschrei, springen auf die Bänke, klatschen sich auf die Handflächen und Schenkel, lassen die Arme wie Windmühlenflügel kreisen und brüllen aus vollem Halse. Fliegt der Ball nicht so, wie sie wollen, so tun sie dasselbe, nur daß es in diesem Fall Abscheu bedeutet. Den Unterschied lernt nur der Fachmann nach langjährigem Studium erkennen. Er merkt dann, daß genau wie unten auf dem länglichen Platze, auch auf den Tribünen zwei Parteien sich feindlich gesinnt sind, indem die Narrotanier das Zweiparteiensystem, dem sie auf politischer Ebene erbitterten Kampf angesagt haben, weil es in ihre Mentalität nicht passe, hier eingeführt haben. Eine dritte Partei wird nicht geduldet, obwohl das Dazwischenfahren einer dritten Gruppe, zum Beispiel quer zu den anderen gewiß den Reiz der Abwechslung und Überraschung in das sture Hin und Her auf dem Feld gebracht und dies Feld selber — genau wie das politische — vor Erstarrung und

Verhärtung der Fronten bewahrt hätte. Nein, das dulden die Narrotanier nicht. Zwei Parteien, meinen sie, seien hier genug, um Stürze herbeizuführen und Brüche zu erleiden.
Auch die Neutralität, die sie in der Außenpolitik anstreben, wird hier nicht geduldet. Wehe dem Unglücklichen, der es wagt, keiner Partei anzugehören, sondern mit dem kühlen Blick des Weisen den Ball zu verfolgen, weil er sich sagt, irgendwohin muß er ja fliegen. Ja, wehe diesem Unglücklichen! Denn bei den Narrotaniern ist es staatliche Pflicht, sich beim Spiel mit dem runden Leder aufzuregen. Eher verzeihen sie es einem Mitbürger, wenn er seiner Wahlpflicht nicht nachkommt. Aber seiner Aufregungspflicht nicht zu genügen, nein, das geht über jede narrotanische Hutschnur. Derselbige Sünder verfällt nach empfangenen Rippenbrüchen der allgemeinen bürgerlichen Achtung und darf in keiner Gesellschaft mehr mitreden.
Zum Amte des Schiedsrichters sucht man nur ausgesuchte Männer von überdurchschnittlicher Härte im Nehmen. Nachdem es die Unfall- und Sterbeversicherungen abgelehnt haben, Männern dieser Berufssparte ihren Schutz zu gewähren, gönnt man nur freiwilligen Idealisten dies Amt. Ja, man erwägt, den zum Tode verurteilten Verbrechern eine Chance zu geben, indem man sie zu Schiedsrichtern bestimmt. Überleben sie die Prügel, die ihnen die unterlegene Partei verabreicht hat, sollen diese Elenden jeder Strafe quitt sein und in Ruhe die staatliche Wohlfahrtsunterstützung verzehren. Gehen sie drauf — es war ein ehrenvoller Tod. Allein, der Vorstand der zum Tode Verurteilten Narrotaniens (VZTVN) hat dieses Ansinnen einstimmig abgelehnt, da man a) hinter Kerkermauern sicherer lebe als auf dem Fußballplatz, b) die Erwartung einer Amnestie (da man ja kein sogenannter Kriegsverbrecher, sondern nur Räuber, Mörder oder Sexualverbrecher war) sich eher erfüllt als die Hoffnung, den Platz des Schiedsrichters lebend

zu verlassen. Kurz, die Narrotanier haben Sorge um den Schiedsrichternachwuchs.
Oft kommt es auch vor, daß die Mitglieder der zuschauenden Parteien (von den Spielern ganz zu schweigen) übereinanderherfallen, die einen mit dem Schlachtruf: „Wir haben gesiegt!", die anderen mit dem ähnlich klingenden Schrei: „Und wir haben doch gesiegt!" Im Nu sind dann Tribünen und Spielfeld in ein Schlachtfeld verwandelt. Man kämpft bis zur letzten Bank, und erst wenn wirklich das letzte Stück Holz zerbrochen, der letzte Stein verschmissen, die letzte Nase eingeschlagen ist, räumen beide Parteien das Feld in dem stolzen Bewußtsein, es den anderen, den Feinden echten Sports mal tüchtig eingetränkt zu haben. Solche Schlägereien nennen sie Sportbegeisterung, und dieselben stehen bei ihnen in hohem Ansehen. Aber diese Keilereien, von gesitteten Nationen abgelehnt, haben auch ihr Gutes. Sie dienen einem langjährigen Zweck. Den Narrotaniern wird nämlich auf diese Weise die Bewegung vermittelt, die sie sich eigentlich, dem Spiel ja nur zuschauend, nicht machen wollen. Das Ministerium für Volksgesundheit bearbeitet diese Exzesse unter dem Referat „Massensport".
Doch nicht genug damit. Das Spiel mit dem runden Leder erzielt auch ideale Effekte. Die Narrotanier haben nämlich ein wunderbares System entdeckt, bzw. wiederentdeckt, durch den Schweiß der anderen ohne eigene Mühe viel Geld zu verdienen. Man füllt nur ein Zettelchen aus, bringt dasselbe zur Post und den eigenen Leib zu Bett. Das übrige besorgen die Spieler. Am nächsten Morgen schon klingelt der Geldbriefträger mit der Nachricht, daß man seit gestern nachmittag um drei ein steinreicher Mensch ist. Kein Wunder, daß die Narrotanier so viel Freude am Sport haben, den andere treiben und die Zahl der Zuschauer größer geworden ist als die der Spieler. Auch die Juliusse aller Länder reiben sich die Hände über das System, denn sie haben sie drin. Doch

dies nebenbei. Es ist klüger, nicht darüber zu reden. Was aber tun die Narrotanier mit jenen, die so voll des unermüdlichsten Eifers das Leder von einer Seite des Spielfeldes auf die andere befördern und dabei rennen, als seien sie hinter einem ehemaligen Nazi her? Nun, ihnen gegenüber verhalten sich die Narrotanier sehr unterschiedlich. Wem es gelingt, die Glückskugel einmal mehr als der Gegner ins Drahtgitter zu praktizieren, wird zum Sieger erklärt. Was sage ich — Sieger? Zum Helden, zum Heros, zum Gott der narrotanischen Nation! Man hängt ihm einen Lorbeerkranz um den Hals, läßt ihn durchs Mikrofon seiner Braut Grüße bestellen, sie solle die Knödel nur warmhalten, er käme gleich, hebt ihn auf die Schultern, renkt ihm vor Begeisterung die Arme aus, zerquetscht ihm die Hände, unterwirft ihn der Leidenschaft selbst älterer Narrotanierinnen, kurz, man foltert ihn auf jede erdenkliche Weise, bis er alle Viere von sich streckt und, mehr noch von den Strapazen des Sieges als denen des Kampfes erschöpft, völliger Apathie anheimfällt, sofern er nicht gar den Geist aufgibt, vorausgesetzt, daß er welchen hatte, was jedoch, zum Ruhm der narrotanischen Fußballer sei es gesagt, schon zweimal in einem Jahrhundert vorgekommen sein soll. Dies alles fassen die Narrotanier unter dem Begriff Siegerehrung zusammen.

Weh aber dem, der verliert. Er teilt das Schicksal der aus einem verlorenen Krieg heimkehrenden Soldaten. Unweigerlich wird er beschimpft und geschmäht und erbarmungslos zwischen den Kiefern der Kritiker zermahlen. Daß er für Narrotaniens Ehre gekämpft hat, wird ihm nicht angerechnet. „Er hat nicht zu kämpfen, er hat zu siegen." Gelingt ihm das nicht, weil er vielleicht gerade Bauchweh hatte, oder sein Kind krank war, oder auch nur, weil ihn das Pech verfolgte — alles das gibt es nicht. Siege oder werde zur Sau gemacht, heißt die Parole.

SIEGEREHRUNG

Die eben geschilderte Leidenschaft der Narrotanier verkoppelte sich durch eine Laune der Götter mit Onkel Hahnemanns Schicksal, der bekanntlich den Urwaldnegern die ärztliche Betreuung zukommen ließ, die seine geliebten Narrotanier ablehnten.
Da Onkel Hahnemann für die Mückopanier eine ausländische Kapazität darstellte, wurde seine Theorie von allen Medizinmännern mit Beifall aufgenommen. Man bat ihn zu bleiben, stellte ihn mit Ehrensold an und ließ ihn ein Jahr lang ungestört wirken. Auf dem danach stattfindenden Zauberlehrlingskongreß konnte Onkel Hahnemann berichten, daß durch seine Methode die Seuche ausgerottet war. Aus der „Mückopanischen Urwaldtrommel" gelangte eine winzige Notiz — allerdings nur infolge der Unachtsamkeit eines Metteurs, aber immerhin — in das „Licht", und dort las sie kein geringerer als der Boß, welchen die Erfahrung gelehrt hatte, daß die wichtigsten Nachrichten immer an verstecktester Stelle zu suchen und manchmal zu finden seien.
Aufsprang er vom Sofa. „Martha, den Paletot! Ich muß zur Post, ein dringendes Telegramm aufgeben."
„Ich beschwöre dich! Bei dem Wetter! Du kannst das doch auch telefonisch ..."
Aber der Boß, wie alle Tyrannen, war taub für die vernünftigsten Vorschläge und stürmte zu Poneleit.
„Ei ja, der Herr Boßchen!" lehnte sich Poneleit breit aus dem Schalter. „Aber es is all zwei Minuten nach Dienstschluß. Und wenn der Herr Boßchen nich der Herr Boß-

chen wär, würd' ich ja sagen..."
In fliegender Eile entwarf der Boß den Wortlaut: „Hahnemann Mückopanien kehre zurück Narrotanien erwartet seinen großen Sohn. Boß."
„Aber rasch, Poneleit!" gebot er mit Herrschermiene.
„Ich fliege ja schon", antwortete Poneleit vorwurfsvoll, sah umständlich nach, ob Mückopanien überhaupt einen Telegrafenanschluß habe, dann schlurfte er gemächlich zur Aufgabestelle.
„Bei fünfzig Jahrchen haben sie nuscht von ihm jemerkt, dem jroßen Sohn, jetzt soll es all wie der Blitz jehen."

Was blieb Onkel Hahnemann nach Erhalt dieses Telegramms andres übrig, als dem Ruf seines Herrn und Meisters zu folgen? Er hätte bei der Stellung, die er sich in Mückopanien geschaffen, auf Narrotanien pfeifen können. Aber die Dummen werden nicht gar, so oft man's ihnen auch predigt, bzw. alte Liebe rostet trotz allem nicht. Onkel Hahnemann nahm seinen Abschied (unter Verzicht auf die ihm ausgesetzte Alterspension), ließ die unerläßlichen Ehrungen voller Ungeduld über sich ergehen, packte Nachthemd und Zahnbürste in die Aktenmappe, klemmte den Regenschirm unter den Arm und wandelte, begleitet von den Segenswünschen dankbarer Mückopanischer Eltern, nachdem er alle Rechnungen und eine kleine Privatschuld des Mückopanischen Staatschefs beglichen und den Rest seiner Barschaft dem medizinischen Institut als Grundstock für ein Stipendium gestiftet hatte, so wie er gekommen d.h. arm wie eine Kirchenmaus, zur Urwaldsbahnstation, um sich seinen geliebten Narrotaniern ans Herz zu werfen. Die Sorge, ob der Rest seiner Barschaft zu einer Tasse Kaffee im D-Zug oder zur Straßenbahnfahrt in seine Wohnung noch reichen werde, ertrank in der Freude, sich mit jeder Räderumdrehung der Heimat zu nähern. Wie war er ausgezogen? Verachtet und bespöttelt. Als großer Mann, als internationale Berühmtheit kehrte er nun zurück. Wie

würde man ihn empfangen? Tschingdabum, Fackelzug, Ehrengäste, voran der Boß im Staatsgewand, Salutschüsse? Ach, welches Herz ist gegen solche Träume gefeit? Es ist ja nicht Ruhmsucht, dachte Onkel Hahnemann, sondern nur um zu sehen, daß man geliebt wird. Mit solchen Gedanken saß Onkel Hahnemann in der Ecke des Bummelzuges (zum D-Zug hat es doch nicht gelangt) und spähte hinter der vorgehaltenen Hand durch die Fensterscheibe in die dunkle Nacht hinaus. Viel sah er ja nicht. Es hätte eine x-beliebige Landschaft sein können, durch die der Zug ratterte. Aber der Lichtschein dort in der Ferne schimmerte schon aus einer narrotanischen Hütte; der Bach, der im schwachen Mondlicht aufgleißende Bach, war schon ein narrotanisches Gewässer; der Tunnel, durch den der Zug eben donnerte, führte schon durch einen narrotanischen Berg. Wenn die Bremsen quietschten, so quietschten sie narrotanisch, und der Schaffner rief jedesmal eine narrotanische Station aus. O Vaterla... hoppla, o Glück, wieder in Narrotanien zu sein. Es war doch das schönste Land auf der ganzen Erde, mochten die Narrotanier dagegen sagen, was sie wollten. Und die Narrotanier waren doch die liebsten von allen Ekeln, die es auf dieser Welt gab, kluge und fleißige Menschen, und so gut, so aufgeschlossen für alle geistigen Werte, das Land der Dichter und Denker! O mein Narrotanien! Am liebsten hätte Onkel Hahnemann die Arme ausgebreitet und in die Nacht hinausgelangt, um sich den Duft feuchter narrotanischer Erde herzuzufächeln, ja er hätte es getan, wenn ihn nicht das amtliche auf ein Schild aufgemalte Verbot des Sichhinauslehnens davon abgehalten hätte. Wenn du mitten in der Wüste einen Menschen findest, der verdurstend neben einem Brunnen liegt, nur weil irgendein Spaßvogel ein Schild aufgestellt hat „Eigenmächtiges Trinken verboten, Die Wüstenwasserdirektion", so kannst du gewiß sein, der Sterbende ist ein Narrotanier. Onkel Hahnemann mußte über sich selber lächeln, aber blieb gehorsam, wie

der Boß ihn gelehrt. Und es war ja in der Tat ein Genuß über alle Genüsse, die Luft zu atmen, die zwischen Fensterrahmen und Wagenwind hereinzog. Der Mensch soll nicht alles haben wollen, dachte Onkel Hahnemann, sonst wird er hybrid und endet schrecklich wie — doch lassen wir das. Noch zwei Stationen, wenn sich Narrotanien nicht inzwischen gedehnt hätte, dann würde der Zug in die erleuchtete Bahnhofshalle von Hauptnarro einfahren. Fahnen! Kapellen! Menschenmassen, ja Massen, Kopf an Kopf! Onkel Hahnemanns Herz pumperte, und seine Augen füllten sich schon im voraus mit Tränen des Glücks und der Dankbarkeit.

Wie schade, daß so ein Haufe lärmender Jungnarrotanier auf dem Knotenbahnhof kurz vor Hauptnarro einsteigen mußte! Und gleich so viele und mit so schauderhaftem Lärm! Sie unterhielten sich nicht, sie überschrien einander, dabei waren sie gar nicht betrunken, denn von keinem ging auch nur die Spur einer Alkoholwolke aus, und doch schienen sie alle irgendwie besoffen. Sie füllten die Abteile, sie verklebten die Gänge, sie quetschten den guten Onkel Hahnemann rücksichtslos in sein Eckchen, nein, rücksichslos eigentlich nicht, sie waren nur so voll Begeisterung über irgend ein freudiges Ereignis, daß sie keine Realität um sich her wahrnahmen. Onkel Hahnemann schlug den Mantel, der über ihm hing, um Kopf und Schultern, um sich ein wenig vor diesem auf die Nerven gehenden Treiben zu isolieren. Umsonst. Zwar sah er nun die vor Aufregung wie bei Löwen glühenden Augen und Gesichter nicht mehr, dafür hörte er um so deutlicher die Gesprächsfetzen, die er zwar als Angehöriger der abtretenden Generation nicht verstand, die sich aber seinem Ohr als mißtönende Klänge um so schärfer einprägten. Von „links und rechts außen" war die Rede, von „Stürmern, Strafraum, Kasten, fabelhaftem Zusammenspiel" — und allmählich wurde selbst Onkel Hahnemann klar, daß diese jungen Leute vom allnarrotanischen Fimmel gepackt waren. Offensichtlich kamen sie von

einem besonders erregenden Spiel mit dem runden Leder. Und es hatte den Anschein, als ob die narrotanische Mannschaft als Sieger den Platz verlassen hatte und nun heimfuhr, des Triumphes voll. Besonders von einem gewissen Paule war die Rede, der die Entscheidung zugunsten der Narrotanier gebracht hatte, indem er das Leder mit einem einzigen Schuß quer über die Länge des Platzes und die Köpfe der Spieler hinweg, wolkendurchdringend und unwiderstehlich genau in das Drahtgitter der daraufhin unterlegenen Partei plaziert hatte. Diese Leistung hörte er rühmen und preisen als eine in der Geschichte des Sportes noch nie dagewesene, unerhörte, einzigartige, keinem der Heroen nachstehende Tat. Onkel Hahnemann mußte lächeln. Die Jugend! Wie glücklich, wie reizend sie doch war in ihrer Begeisterung für nebensächliche Dinge.

„Schade", dachte Onkel Hahnemann, „daß meine Ankunft den festlichen Empfang, den sich die Spieler gewiß verdient haben, etwas verdunkeln wird. Das Telegramm des Boß „Narrotanien erwartet seinen großen Sohn" knisterte nämlich unentwegt in seiner Brusttasche.

Da fuhr auch schon der Zug ins Bahnhofsgelände von Hauptnarro ein. Onkel Hahnemann, zwar im Geiste auf manches gefaßt, riß doch die Augen auf. Nein, so großartig hatte er sich seinen Empfang nicht gedacht. Illumination, Girlanden, und Menschen, Menschen, Menschen! Wahrhaftig, ganz Narrotanien schien auf den Beinen und auf dem Bahnsteig zu sein. Und wie sie schrien, wie sie winkten! Onkel Hahnemann liefen wirklich die Augen über, die Tränen tropften auf sein Jackett, und er schämte sich ihrer nicht. Das war mehr, als in kühnsten Träumen erhofft! Schließlich hatte er ja nur seine Pflicht als Arzt getan, und was ihm gelungen war, hätte jeder andre auch mit ein bißchen Glück und Verstand erfinden können. Trotzdem, trotzdem, es war liebenswert von den Narrotaniern, ihm einen solchen Empfang zu bereiten. Sicher wollten sie ihre Unterlassungssünden von Anno dazumal

wettmachen. Wie nett auch von den jungen Leuten, daß sie das Fenster herunterließen, damit Onkel Hahnemann zur Begrüßung hinauswinken konnte. Oder waren sie doch nicht so nett? Warum drängten sich sofort fünf, sechs, sieben von diesen wirklich recht unerzogenen Burschen vor, so daß er, der alte Mann, der sich eben erhoben hatte, wieder auf den Platz zurückgepufft wurde? Und da, kaum daß der Zug hielt, ging's los!

„Wir haben gesiegt!" brüllten die jungen Leute aus den Abteilfenstern, und „Wir haben gesiegt, siegt, siegt!" erwiderten, ebenso brüllend, die wartenden Massen.

„Zicke zacke, zicke zacke..."

„... hoi. hoi. hoi! Paule! Wo ist Pau-lääh? Wir wollen unsern Paule sehen!" Die Halle bebte von dem au, au, au, zu dem der Name zusammenschmolz.

Aus den Wagentüren quollen die Menschen und wurden von dem Menschenbrei umflossen wie Beute von einer Qualle. Aus den Abteilfenstern sprangen die jungen Burschen in gebreitete Arme. Die Leute umarmten, küßten und quetschten sich. Dazwischen schrien gepeinigte Frauen und Mädchen, die eingekeilt waren, keine Luft mehr kriegten und das Krachen ihrer Rippen vor allgemeinem Lärm zwar nicht hören, aber desto deutlicher fühlen konnten. Hauptnarro war ein Irrenhaus!

„Paule! Paule!! Pau - lääh!!"

Und da hatten sie ihn endlich! Undeutlich, denn ihm flimmerte es vor den Augen, sah Onkel Hahnemann eine lang aufgeschossene Gestalt auf den Schultern begeisterter Anhänger die Perrontreppe hinunterschwanken. Mein Gott, diese Verrückten! Sie rissen dem Jungen schier die Arme aus, sie mühten sich, eine Hand, wenigstens den kleinen Finger zu erwischen, ja sie zerrten ihn wahrhaftig an Beinen und Füßen. Und jetzt, im Scheine der Bogenlampen sah Onkel Hahnemann auch für einen Augenblick das verlegene, beinahe ängstliche Gesicht dieses siebzehn- oder achtzehnjährigen Jungen. Den kenne ich doch? dachte Onkel Hahnemann.

Ach du armer, guter, alter Onkel Hahnemann! Ganz verlassen stand er, während der Strom sich die Treppe hinunterwälzte, auf dem Bahnsteig, die Aktentasche in der Hand, unter dem Arm den Regenschirm aus der guten alten Zeit. Vorsichtig, denn seine schwachen Augen gewöhnten sich nicht so rasch an das Halbdunkel, tastete er sich am Geländer als letzter die Unterführung hinab. Und da geschah das Unerhörte! Ein andrer Fimmel, den die Narrotanier haben, fand sein Futter.
Auf Bahnsteig 5 lief ebenfalls ein Zug ein. Auch dort Vivatgebrüll: „Lia! Wir wollen unsre Lia sehen! Lia — ia, ia, ia!"
„Wer ist Lia?" fragte Onkel Hahnemann einen vor ihm Gehenden.
Doch für seine unschuldige Frage erntete er einen vernichtenden Blick. „Sie sind wohl etwas zurückgeblieben in der Entwicklung, alter Herr. Lia de Pomeranzi, fünfzehn Jahre und schon die größte Sexbombe der Welt. Wie, Sie kennen auch ihren Film „Matratze im Himmelbett" nicht? Kommen Sie, wir müssen den Busen sehen!"
Sie brauchten sich nicht zu beeilen. Durch die Unterführung wälzte sich dem Zug, der Paul trug und von Bahnsteig 1 kam, der Zug entgegen, über dem, von Bahnsteig 5 kommend, Lia de Pomeranzi schwebte. So schlagen die Wogen zweier Hochwasserfluten im Amazonas zusammen, wie hier die Massen.
„Lia, Lia, Lia! — Paule, Paule, Paule!"
„Ia, ia, ia! — au, au, au!" hallte es schauerlich von den Gewölben, und auf den Schultern ihrer Anhänger ritten sie sich entgegen, der verlegene schlaksige Junge und das fünfzehnjährige Gör mit dem überdimensionalen Busen. Er abwehrend — „so laßt mir doch in Ruh, Leute! Ick kann ja loofen!" Sie — winkend, aus einem bis an die Ohren durch Schminke verbreiterten Menschenfressermund lachend, zähneblitzend, Kußhändchen werfend, Triumphatrix auf den Wogen des Sexus der um den Verstand gebrachten Männerwelt.

Und noch ein Unerhörtes geschah! Lia ergriff über die Köpfe der Menge hinweg Pauls Hand. Wäre eine Steigerung des Beifallsgeschreies noch möglich gewesen, sie wäre jetzt und hier Wirklichkeit geworden. Blitzlichter der Fotografen flammten auf, und Onkel Hahnemann hörte neben sich eine Stimme: „Diesen welthistorischen Moment hätten wir erwischt. Was glauben Sie, alter Knabe, was die Zeitungen dafür bezahlen?! Ich bin ein gemachter Mann."
Onkel Hahnemann schüttelte seinen grauen Kopf. In Mückopanien, bei tropischen Festen, war er an allerhand gewöhnt worden. Aber dies hier überstieg sein Fassungsvermögen. Nicht mal der Boß war da, ihn zu empfangen. Bei Ulumbugu, nicht nett von dem Mann. „Wenigstens diese kleine Aufmerksamkeit hätte ich mir verdient", brammelte Onkel Hahnemann und strebte einsam und verlassen dem Ausgang zu.
Ja denkste — Ausgang! Auch der Bahnhofsvorplatz verkeilt von Menschen. Fackeln. Die Schützengilde in Uniform. Sportvorstände mit Schärpen über den dicken Bäuchen. Ein Wall von Fahnenmasten. Und da, als das Paar noch immer Hand in Hand — Lia de Pomeranzi ließ, verdammt noch mal, nicht mehr los — als das Paar durch die Sperre getragen wurde, brach der Sturm noch gewaltiger los als auf dem Bahnsteig. Die Kapelle der Feuerwehr, die Kapelle der Schutzpolizei intonierten den Sportlermarsch: „Das ganze Scheitholz steht in Flammen, hipp hipp hurra!" Und der Posaunenchor ließ sich nicht lumpen. „O Gott, wie groß sind deine Werke!" Das geschah Lia zu Ehren.
Als Massengesang und Bläsermusik ihren Höhepunkt erreichten, donnerten Kanonenschläge, und der Welt gewaltigstes Riesenmonsterfeuerwerk fuhr krachend und zischend gen Himmel, und die Menge schrie ah und oh, als hätte es niemals Bombennächte gegeben. So sind die Narrotanier — irgend etwas muß explodieren, sonst macht das Leben keinen Spaß.

Onkel Hahnemann fühlte Blutleere im Gehirn. Bloß raus aus diesem Tollhaus! Aber wohin, wohin? Er strebte zur Telefonzelle, die, wie er aus seliger Jugendzeit wußte, zur Abgeschiedenheit dienlich war. Die Zelle war vom rasenden Reporter besetzt, der seine Meldung an den „Geistesblitz" durchgab: „Hunterttausend erleben das größte Schauspiel seit dem Untergang Roms! Paules genialer Schuß! Lia, die jugendliche Großmeisterin der Liebe und des Films! Lia und Paule — ein Paar?"
Da er fühlte, daß ihm schlecht wurde, floh Onkel Hahnemann. Nach OO. Kein Obdach auch hier. Denn daselbst standen die Narrotanier erst recht Schlange, um ihrer Begeisterung freien Lauf zu lassen. Zum Glück las der Verwirrte den Hinweis: „Handgepäck — dort!"
„Liebster, bester Kofferverwalter, ich flehe Sie an, bewahren Sie mich auf!" Und ohne auf die Proteste des Beamten zu achten, überkletterte Onkel Hahnemann die Theke. Endlich in Sicherheit! Dem dunkelsten Winkel zustrebend, sank er einem Mann in die Arme, der dort ebenfalls Zuflucht gesucht hatte.
„Boß!"
„Onkel Hahnemann!"
Und schon lagen sich die würdigen Herren gerührt in den Armen.
Der Boß war völlig zerknittert. „Ich hatte dir einen andren Empfang zugedacht, Hahnemann. Aber die Sportfreunde haben die Anschläge der Regierung zunichte gemacht. Muß der verdammte Bengel auch grade heute das Siegestor schießen!" Der Boß war wirklich recht ungehalten über seine Narrotanier.
„Wer ist denn eigentlich dieser Paule, Amadeus?"
Der Boß seufzte abgrundtief. „Du kennst ihn nicht mehr? Paul, mein zahlloser Enkel! Mir bleibt auch nichts erspart." Damit sank er auf eine Äpfelkiste.
„O du Unglückswurm!"
Bald jedoch hob der Boß den Kopf aus dem Teich politischer Kombinationen. „Und doch auch wieder nicht Un-

glückswurm, Hahnemann. Der Junge hat sich heut die Qualifikation zu meinem Nachfolger erworben. Hurra, die Dynastie Amadeus soll leben!"

Das Feuerwerk zerknallte mit einem Donnerschlag. Nun hörte man vom Bahnhofsplatz her das eintönige Geriesel feuriger Reden. Das hielt der Boß für den geeigneten Zeitpunkt, dem Freien zuzustreben, wo sein Kabinenroller — die narrotanischen Staatschefs sind sparsam, da paßt Julius schon auf — wartete. Nicht ohne daß jeder der Herren seine dreißig Narringe Lagergebühr entrichtet hätte, drängten sie sich, der Boß als Eisbrecher voran, durch die Menge, ungeachtet vieler über diese Störung empörter Zurufe und Blicke. Dabei fingen sie Fetzen der Festrede auf:

„Mit dieser Stunde beginnt eine neue Ära narrotanischer Geschichte. Mit goldenen Lettern haben sich Lia und Paul in das Buch der Welthistorie eingetragen. Narrotanien hat sich wieder den Platz an der Sonne erkämpft, der ihm gebührt. Niemand wird fortan wagen dürfen, Narrotanien als zweitrangige Nation anzupöbeln. Laßt sie Eiserne Vorhänge errichten, so viele und so hohe sie wollen — ein rundes Leder fliegt drüber weg. Paule, du Sohn unsrer Stadt, Lia, du blühende Tochter des Landes — Narrotanien ist stolz auf euch, denn — ihr seid Unser."

An dieser Stelle konnte der Boß es sich nicht verkneifen, den Motor anzulassen. Das hätte er nicht tun sollen! Die Masse duldet eine freie Meinungsäußerung noch weniger als ein Tyrann oder ein Herr Pastor. Im Nu ballte sich ein Menschenklumpen, aus dem die Fäuste zuckten und aufgerissene Mäuler mißtönendes Geschrei entließen, um den Roller.

„Unerhört! Sie stören die heilige Handlung! Abstellen!"

„Ich bin der Boß!" schrie der Boß in Nöten, denn er dachte, die guten Beziehungen, die er zu sich selber hatte, würden ihm die Bahn freimachen. Nichts da. Schon schmetterte es gegen die Kabinenhaut.

„Aufmachen! Rauskommen! Wir wollen euch hauen!"

„Und dies ist Onkel Hahnemann", rief der Boß dagegen, „der Besieger der Kinderlähmung!" und zeigte auf den zitternden alten Mann hinter sich.
Wiederum nichts.
„Lumpen seid ihr! Raus mit euch!"
Tut, tuut! machte der Boß mit der Hupe.
Die Nachricht, daß sich zwei Verächter des Sports und des Films in den Kult eingeschlichen hätten, verbreitete sich mit Blitzesschnelle. So wimmelt ein Heer roter Waldameisen um ein totes Schwein, wie hier der Menschenknäuel von Sekunde zu Sekunde wuchs. Schon griffen Hände durch die zertrümmerte Scheibe nach dem Lenkrad, schon fühlte sich auch Onkel Hahnemann am Kragen gepackt. Ach, was ist Würde und Ansehen der Gewaltigen im Reich der Politik und der Wissenschaft gegen das Toben entfesselter Massen!
„Polizei! Polizei!"
Es half dem Boß und Onkel Hahnemann nichts, sie mußten dem herbeigeschleusten Beamten ihre Papiere vorzeigen.
„Und so was nennt sich Regierung!" höhnte die Menge. „Na warte, mein Lieber! Bei der nächsten Wahl!"
„Darf ich jetzt wenigstens fahren?" schrie der erboste Boß.
„Hintenrum, hintenrum!" heulte die Menge.
Und ob es dem Boß noch so sehr gegen die Ehre ging, er mußte den Schleichpfad durch Hauptnarros Hinterviertel benützen.
„Großer Gott, wir loben dich!" stieg im Rücken der Davonknatternden das Tedeum gen Himmel.
„Und was sagt der Herr Pastor dazu?" fragte Onkel Hahnemann müde.
„Machtlos wie die Regierung", schrie der Boß zurück. „Besonders, da heute Sonntag ist. Aber mach dir nichts draus, Hahnemann. In fünfzig Jahren ist alles vorbei."
„Ach ja", seufzte Onkel Hahnemann und hatte ein Gesicht, nicht größer als seine Hand. „Hoffentlich — schon

früher." Und nach einer Weile, als das Gefährt auf der Hauptstraße ruhiger rollte, fügte er, dem Boß die Hand auf die Schulter legend, hinzu: „Meinetwegen hättest du dich aber nicht in eine Regierungskrise stürzen brauchen."
Der Boß stieß eine grimmige Lache aus. „Den Zahn werde ich den Narrotaniern ziehen. Verlaß dich drauf!"
Damit bog er in den Weg zur Bergherberg ein. „Du bleibst heute nacht bei uns. Martha hat das Fremdenzimmer geheizt. — So, da wären wir. Steig aus."
Vor der Bergherberg flammte die Beleuchtung auf, Martha erschien auf der Treppe und streckte beide Hände entgegen. „Mein Gott, Onkel Hahnemann, da sind Sie ja wieder! So lange fort, und kein bißchen verändert! Und so ein berühmter Mann geworden, man traut sich ja kaum, mit Ihnen zu reden. Nun kommen Sie. Legen Sie ab. War die Reise sehr anstrengend?"
Die Herren traten ins Wohnzimmer, wo der Abendbrottisch gedeckt war und der Füllofen behagliche Wärme verbreitete. Trotzdem befahl der Boß die elektrische Sonne, weil Onkel Hahnemann aus den Tropen käme, und wies Marthas Bedenken wegen der Stromkosten rundweg zurück. „Kein Wort heut vom Wirtschaftsgeld! Dafür ist mir der Tag zu kostbar." Und zu Onkel Hahnemann gewandt: „Nun setz dich, mein Alter, iß und trink nach Herzenslust und laß dich nicht nötigen. In acht Tagen wissen die Narrotanier, wer du bist. Dein Wohl, lieber Freund! Und nun erzähle, wie war's in Mückopanien? Unsereins hört so wenig von der großen Welt."

Während sie plauderten, der Teekessel summte und Marthas Stricknadeln eine eintönige, aber angenehm nach häuslichem Fleiß klingende Musik machten — sie strickte für Amadeus Zehenkäppchen, weil er immer so fror — und der Rauch der Zigarren — „Dreißig Pfennig, Hahnemann, aus dem Repräsentationsfond! Ha, Julius ist noch immer derselbe" — behaglich durchs Zimmer wölkte, läutete es an der Haustür Sturm. Julius, im Pyjama aus dem Bett gesprungen, stand draußen.
„Rette dich, Boß", kam er ins Zimmer gestürzt. „Revolution! Was hast du bloß angestellt?!"
„O meine Ahnung!" schrie Martha auf und rang, wie es ihre Art in allen Lebenslagen war, die Hände.
Der Boß blieb ruhig auf seinem Sofa. „Na, na — meine Narrotanier und Revolution? Wer hat ihnen die Erlaubnis dazu gegeben?"
„Ein Menschenhaufe wälzt sich den Berg herauf", keuchte Julius, und der Angstschweiß perlte ihm von der Stirn die Nase entlang und übers Kinn. „Sie brüllen, was kein Mensch verstehen kann, die Polizei ist machtlos."
„Sie werden dir doch nicht", wandte sich der Boß, ruhig weiter rauchend, an Onkel Hahnemann, „ein verspätetes Ständchen bringen wollen?" Er traf keine Anstalten sich zu erheben, denn es erquickte ihn immer so, nach strapaziösen Staatsgeschäften halb liegend, halb sitzend die Beine auf dem Kanapee lang zu machen, ungerührt von Marthas strafenden Blicken.
„Wir müssen die Koffer packen", rief Martha und schau-

te in das Abstellkämmerchen unter der Dachschräge. „Wo hast du wieder die Koffer hingetan, Amadeus? Deine verdammte Unordnung, nichts an Ort und Stelle zurücktun! Oh, dieser Mann!"
Selbst Dominikus fand sich ein. „Amadeus", rieb er sich die Hände, „es ist so weit, sie wollen dich morden!"
„Mich?" spottete der Boß. „Ich brauche bloß dich vorzuschieben, da gewinne ich Zeit, aus dem Fenster zu springen, während sie dich zerreißen."
„Amadeus", flehte Martha kniefällig, „sei tapfer und flieh. O Gott, und die Zehenkäppchen sind erst noch halb. Alles wegen der langweiligen Bedienung in den Geschäften, da müßtest du auch mal hinterhaken, Amadeus, sonst wäre ich längst fertig." Sie flog wieder an den Tisch und strickte, daß die Nadeln glühten, um wenigstens die Kappe für die kleine Zehe fertig zu kriegen, wo dem Boß seine Frostbeule saß.
Inzwischen war Onkel Hahnemann ans Fenster getreten. Nachdem er in Mückopanien jede Woche mindestens eine Revolution erlebt hatte, war ihm in dieser Beziehung nicht so leicht bange zu machen. In der Tat, greller Fackelschein schwankte bergauf, grade auf die Bergherberg zu. Selbst durch die geschlossenen Scheiben war das Johlen und Gröhlen zu hören.
„Ich glaube, Amadeus, es wird ernst", wandte er sich zurück. „Du hast sie am Bahnhof auch zu sehr gereizt, als du das höchste ihrer westlichen Ideale verspottetest..."
Langsam erhob sich der Boß und ging ans Telephon. „Theophil", fragte er in den Apparat, „irgendwas stimmt hier nicht. Die Narrotanier kommen mit Gebrülle. Martha zittert für mein Leben, und Dominikus meint auch ... selbst Julius hat seine Schätze unbewacht gelassen, ein Zeichen, wie sehr er mich liebt, trotz allem. Aber was ich fragen wollte — kannst du mir deinen Soldaten leihen? Wie, das wäre eine Beleidigung, weil du schon zwei hast und den dritten in Sicht? Gratuliere!

Also kannst du mir nicht die zwei herschicken? Mit Obergewehr und Untergewehr? Geht nicht? Warum nicht? Haben Stadturlaub? ‚Kraft durch Freude' nannte das der abscheuliche Tyrann. Du, du, welche Wege! Na, dann hilft es nichts, dann mußt du selber die Schildwache übernehmen. Auch nicht? Weil der Orden noch beim Klempner ist? Hast recht. Nacktheit ist nur an Göttinnen schätzenswert. Mensch, Theophil, erbarme dich, hör bloß" — er hielt den Hörer ins Zimmer — „wie Martha die Zähne klappern!"
„Er lügt, Herr Theophil, wie immer, wenn er andre für seine Zwecke ausnützen will. Amadeus, sollst du lügen? Ich fürchte nichts für mich. Aber Amadeus, er ist immer so wild, so unbesonnen ..."
„Beeilt euch", flatterte Julius, „sie biegen schon um die Kurve!"
„Dann kämst du ohnehin zu spät, mein kleiner Korporal", rief der Boß wieder in den Apparat. „Hast auch recht, es wäre politisch unklug, die erwachten Massen durch den Anblick eines Generals noch mehr zu reizen, und ein Schuß aus deiner Kanone — die Narrotanier würden womöglich hurra schreien, weil sie endlich wieder mal einen Mann sehen. Tschüs, Theophil, schlaf schön, träum was Schönes, ich mach's schon."
Martha rang wieder die Hände. Aber nicht lange, dann brachte sie dem Boß seine Bergschuhe. Die seien besser für die Flucht in Nacht, Nebel, Wind und Regen, außerdem paßten da die Zehenkappen rein. „O Amadeus", weinte sie, „daß wir uns so trennen müssen. Das Leben war schön mit dir. Wie ein Prinz hast du über mir gewacht. Ha", schrie sie plötzlich wild, „diese Banditen! Den besten Boß der Welt umbringen! Das treueste Herz! Aber sie sollen mich kennenlernen!" Sie riß das Schüreisen vom Ofen und hielt es in die Glut. „... ich mache eine Stange glühend und stoße sie ihnen zwischen die Zähne!"
Da bog der Schwarm in den Park. Bei anderen Leuten

hätte man den Park Garten geheißen, da er aber dem Boß gehörte (zur Miete), hieß dieser Garten Park.
„Na, denn man tau", plattdeutschte der Boß, wie immer, wenn er sich in ein Niemandsland stürzte. „Wir müssen dem Schicksal in den Rachen greifen. Gebt acht, Leute, wir holen eine Maus hervor." Damit trat er unter die Tür, Martha mit der glühenden Stange hinter sich, dann Hahnemann, dann Dominikus mit der gespannten Pfefferpistole — doch hielt er sie so, daß er je nach Erfordernis den Boß oder den Angreifer hätte treffen können — und ganz von hinten riskierte Julius ein Auge. Die Menge kam näher, sie umfloß das Rondell, auf dem die Herbstastern blühten, welche, wie stadtbekannt war, der Boß so sehr liebte.
„Seht ihr", lächelte der Boß, auf dies Phänomen deutend, „das nenne ich eine echte geordnete narrotanische Revolution! Wenn sie bloß das Gegröhle ließen, man versteht ja kein Wort."
Die Masse, immer auf dem Kieswege, wälzte sich der Haustür zu, die Leute schienen wirklich erregt. Sie brachten auch etwas geschleppt, etwas Dürres, Langes.
„Den Galgen!" zitterte Martha, oder war es Julius?
„Immer kommen lassen", flüsterte der Boß, „und weg mit deiner Stange, sie ist ohnehin schon wieder kalt."
Als das Stimmengewirr ein wenig nachließ, weil die Leute vom Bergansteigen japsen mußten, reckte er sich und kommandierte, wie er es als Reserveoffizier im Ersten Weltkrieg bei S.M. gelernt hatte, mit schneidiger Stimme:
„Abteilung — halt!"
Wie gegen eine Mauer geprallt, stand die Menge.
„Richt — euch!"
Das ging den Narrotaniern durch Mark und Bein. Das beschwor alte Erinnerungen an unvergeßliche Zeiten in jedem Herzen herauf. Fast hätte man meinen können, sie hätten sich danach gesehnt, nach dem Kommando, meine ich.

„Augen grattee — aus!"
Der Boß schritt die Front der Nasen ab, während Martha die Stange in die Ecke stellte und statt dessen wieder die Hände rang, aber jetzt voll Bewunderung. „So'n Mann! Das ist ein Mann! Nimm dir ein Beispiel, Julius. Ängstige dich nicht so!" schnauzte sie den Zitternden an. Dann trat der Boß auf die Treppe zurück, so daß er die Menge um eines Hauptes Länge überragte, — beliebter Trick: sei größer, und du hast schon halb gewonnen. „Nu sagt mir, was ihr wollt."
Ein Sprecher, prächtig mit Schärpe über dem Frack, trat hervor und grüßte mit dem Zylinder. Sie hätten zweierlei Anliegen. 1. Dank abzustatten für das Verdienst, das sich ein hochzuverehrendes Staatsoberhaupt von Narrotanien um den Sport erworben hätte...
Dem Boß klang das sonderbar. Er war geneigt, es für Hohn zu nehmen. Doch schwieg er selbstbewußt. Julius dagegen wurde grün vor Neid, denn er hatte, um das Spiel zu ermöglichen, tief in das Lederfutteral greifen müssen, und nun wurde der andre geehrt.
...ja, um den Sport erworben hätte, indem der heutige Sieg, bei dessen Verkündigung die Welt für eine halbe Sekunde den Atem angehalten habe, ohne unsern verehrten Boß niemals zustande gekommen wäre...
Der Boß konnte sich nicht erinnern, auch nur ein einziges Mal im Leben einen Fußball getreten zu haben, dank seiner strengen Frau Mutter, welche schon den Knaben gelehrt hatte, es sei sehr unfein, mit dem Fuße zu schippen.
...indem nämlich des Siegers Großvater, ohne den also weder Sieger noch Sieg existieren würden, niemand anders sei als...
„Unser verehrter Boß, der großherzige Wohltäter des Fußballsports, er lebe hoch, hoch, hoch!"
Der Boß schmunzelte wohlgelaunt. „Martha", neigte er sich zurück, „hol die Wacholderflasche aus dem Kleiderschrank, das kostet hier eine Kleinigkeit."

„Und zweitens?" fragte er, während Martha lief.
2. ja zweitens... man habe etwas abzugeben, leider ein kleines Mißgeschick, verzeihlich bei der allgemeinen Freude über den Sieg, der Boß möge gütigst entschuldigen, aber von den Strapazen des Sieges und der Nachfeier überwältigt, sei Paul, der jugendliche Held Narrotaniens und Enkel des noch heldenhafteren Großvaters zusammengeklappt, ja ohnmächtig, schlicht und einfach ohnmächtig geworden, und da der Krankenwagen wegen Abtransports zahlloser Begeisterungstrunkener überfüllt gewesen sei, habe man gedacht, es sei das beste..."
„... das Paket eigenhändig abzugeben", lachte der Boß, während Martha schon wieder die Hände rang: „Ach du lieber Gott, das arme Jungchen..." — Dominikus rettete mit geschicktem Griff die zu Boden fallende Flasche — „ich hab ja gleich gesagt, es ist zuviel für den zarten Körper, und noch dazu in den Entwicklungsjahren. O ihr Barbaren mit eurem verfluchten Sport..."
„Stille biste, Martha, von Sport verstehst du noch weniger als deine biblische Namenkusine", sagte der Boß, aber die gute Seele ließ sich nicht zurückhalten. „Wo ist er? Mein Gott, Amadeus, du mußt gleich Hahnemann anrufen..."
„Bringt ihn man rein", befahl der Boß. „Onkel Hahnemann ist grade zurückgekehrt, der wird ihn schon wach kriegen."
Während die Schnapsflasche kreiste, brachten sechs Ehrenjünglinge den schier Leblosen ins Haus und legten ihn auf die Couch. „Aber nicht mit den dreckigen Stiefeln auf meine sauber gesaugte Decke!" eiferte Martha und brachte einen Bogen des „Narrotanischen Lichtes", um ihn unter die Füße zu legen. Sofort mühte sich Onkel Hahnemann um den Regungslosen.
Indes hielt der Boß draußen eine zündende Rede. „Männer und Jünglinge von Narrotanien! Sport ist das halbe Leben. Die andre Hälfte des Lebens besteht aus dem Kampf um dies Leben. Kämpften wir nicht, so lebten

wir nicht. Lebten wir nicht, wo bliebe der Sport? Die Welt wäre ohne Sonne, Wärme und Licht. Auch ist die Kugel das Symbol der Unendlichkeit, dieweil man auf ihr rundum fahren kann, es geht immer weiter. Der Fußball ist eine Kugel. Indem wir diese Kugel rollen, bekennen wir uns zu jener Unendlichkeit, von der die großen Philosophen und Religionsstifter Narrotaniens und Allnarrotaniens geschrieben und gepredigt haben. Wer wagt es noch fürderhin, den Fußball ein ungeistiges Spiel zu nennen? Wir Kinder der neuen Zeit, wir treiben den Geist, wir spielen mit dem Geist, wir werfen uns den Geist mit Händen entgegen, ja, wir treten ihn mit den Füßen, den Geist, den unendlichen Geist in Gestalt eines kleinen runden Leders. Euch ist er anvertraut, dieser Geist, hütet ihn wohl! Und nun — gute Nacht allezusammen!"

Nichtendenwollende Hochrufe umbrausten den Boß, der diese Huldigung mit einem unbewegten Gesicht entgegennahm. „Gute Nacht, Onkel Boß! Lang lebe unser Boß, der Vater unsres Sports!"

„Der Großvater, meine Lieben!" scherzte der Boß und winkte, sich verabschiedend, der davonziehenden Menge nach.

„So überwindet man eine Krise", triumphierte er, als er in die Stube zurückkehrte. „Wer will mir nun an den Wagen fahren?"

„Amadeus", leuchteten Marthas Augen, „du bist ein Gott!"

„Dann näh mir aus Dankbarkeit und Verehrung den Knopp an den Mantel, er fehlt schon seit drei Tagen. Seht ihr", wandte er sich lächelnd an die Umstehenden, „das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß das, was mir vor fünfzig Jahren so unendliche Freude bereitet hat, mir heute zum Segen gereichen würde. Wie die Vorsehung doch spielt!"

Während der Boß diese glänzende Rede über die Geistnatur des Fußballsports hielt, die später die Runde durch

die gesamte Weltpresse machte und als richtungweisend für alle Zeiten angesprochen wurde, bemühte sich im Wohnzimmer Onkel Hahnemann um den Patienten. Er fühlte den Puls — kräftig, normal. Er behorchte das Herz — regelmäßiger Takt. Er besah die Wangen — rosig und wohldurchblutet.
„Hm", wandte er sich an den wieder eintretenden Boß, „ich judiziere, der Knabe simuliert."
Indem schlug der Ohnmächtige auch schon die Augen auf und blinzelte den Großvater an. „Na Opa, krieg ich jetzt die Gangschaltung an mein Fahrrad?"
„Ein paar hintendrauf", erklärte der Boß, „für den Schreck, den du uns eingejagt hast."
„Amadeus!" richtete sich Martha auf, „wie kann ein so großer Mann derart gefühllos sein? Das arme Kind! Nach solchen Strapazen!" Sie streichelte Paulchen den Kopf. „Natürlich kriegst du die Gangschaltung, Paulchen. Tante Martha schenkt sie dir. Aber erst erhole dich, du siehst recht angegriffen aus."
Mit kräftigem Ruck jedoch brachte Paul sein langes Gestell in Sitzlage. „Quatsch mit Soße! Ick hab doch bloß den Toten markiert. Dies Pfötchengeben, Jezerre und Vivatjebrülle... da hab ick mir einfach fallen jelassen und jedacht: bringt mir nach Hause, egal wie."
Martha stellte ein Glas mit Vermouth vor ihr Herzepinkel. „Trink, Paulchen, das stärkt."
„Martha!" riß der Boß die Augen auf beim Anblick dieses Getränkes. „Heut früh, als ich einen wollte, hast du gesagt..."
„... am frühen Morgen gibts keinen Alkohol, ich weiß, Amadeus."
„Ich brauchte aber einen!"
„Du irrst, Amadeus. Du hattest bloß ein Gelüst."
„Wie herrlich", dehnte der Boß die Arme im Sessel, „daß es noch Vorgesetzte gibt!"
Martha jedoch war nicht zu erschüttern. „Du kannst dich in der Politik austoben. Hier im Haus regiere ich."

„Ich wollte, ich könnte in der Politik regieren wie du in meinem Haus."
„Das wäre dein Ruin. Denn du kennst kein Maß und kein Ziel, wenn man dich machen läßt, wie du willst."
„Kannst du etwa maßhalten, Martha?"
„Pfui, du bist undankbar, Amadeus, wie alle Männer. Ich habe dir oft zu deinem Vorteil bewiesen, daß ich sparen kann."
„Na", zwinkerte der Boß, „du fleißigste, treueste, liebenswürdigste, herzensbeste Haushälterin in gesamt Narrotanien, Martha, dann halte mal Maß in deiner Sparsamkeit und braue uns einen steifen Männergrog."
Halb war Martha empört, halb fühlte sie sich geschmeichelt. „Du bist ein Rattenfänger, Amadeus! Immer mußt du deinen Willen durchsetzen. Ich sollte dich hassen, denn du vergewaltigst mich täglich."
Die Herren lachten über den unfreiwilligen Witz, nur Dominikus schielte argwöhnisch durch seine Brille. Bald jedoch dampfte der Grog in den Gläsern, und alle saßen gemütlich um den ovalen Tisch und stießen auf Narrotaniens Sieg an. Nur Paul verlangte nach Milch.
„Und nun erzähle", sagte der Boß, die Beine übereinanderschlagend und, mit einem Blick auf Julius — „erlaubt's der Etat?" — nach einer Zigarre greifend, „wie hast du das fertiggebracht? Es muß ja ein fabelhafter Schuß gewesen sein."
„Och", machte Paul, indem er sich, die gebotene Zigarre verschmähend, den Mund mit Gebäck vollstopfte, „da war eigentlich jarnischt dabei. Der Ball lag jrade so schön bequem, und da dacht ick: Mensch, dacht' ick . ."
„. . . sollst du Mensch sagen, Paul?" verwies ihn Martha.
„Is Mensch ne Beleidigung? Mensch, dacht' ick, wenn det der Kopp von meinem Mathematikpauker wär! Und rumms, da flog er. Ick weeß nich, wat die Leute für'n Rambozambo machen wegen so 'nem bißken."
„Aber daß er genau in die Drahtfalle fiel . . ."
„Tor heeßt det, Tante Martha, du bist janz unjebildet.

Aber er flog eben nich auf das Tor zu, sondern in der Richtung haarscharf dran vorbei. So 'ne Sauerei, dacht' ick..."
„Sollst du Sau sagen, Paul?"
„... aber da is doch die Lücke in der Hecke, und durch die pfiff der Wind, und der gab dem Ball den richtigen Dreh, und bumms, war's passiert. Ick kann also wirklich und wahrhaftig nischte davor."
„Und in der Rede auf dem Bahnhof haben sie dich gefeiert, wie fein du die Windrichtung einkalkuliert hast!" lachte der Boß.
„Die Idioten!" Pauls Gesicht war einzige Verachtung.
Während der Boß sich in philosophischen Gedankengängen über das innere Gefüge des Heldentums erging, pries Martha mit lauter Stimme die Vorsehung. „Und dir kommt's zugute, Amadeus. Der Sieg hat deine Regierung gestärkt. Eigentlich sollte Julius die Gangschaltung stiften!"
Julius bekam einen Hustenanfall.
„Pst", machte der Boß, „stört ihn nicht", und wies auf Onkel Hahnemann, der im Sessel saß und schlief, Hände über dem Bäuchlein gefaltet, ein seliges Lächeln um die Lippen, sanfte Schnarchtöne ausstoßend.
„Die gute Seele", sagte der Boß. „Es geht ihm bei uns wie überall. Anstatt sein Verdienst zu preisen, schwatzen wir von dem dummen Stück Leder, das so ein Lausejunge..."
„Mach mir das Kind nicht schlecht, Amadeus!"
„... mit dem Fuß geschupst hat. Aber mit dreistem Munde bekennen wir das Evangelium Johannis: Gott ist Geist..."
Martha sah ihn zweifelnd an, ob er das ernst meine. Doch er meinte es ernst „... und gegen den Geist sündigen wir alle Tage, wie das Exempel zeigt. Aber du verstehst mich nicht, Martha, du ahnst meine Seele nicht."
„Jawohl, Amadeus, du bist ein unverstandener Mann, und es ist höchste Zeit, daß du ins Bett kommst."

Sie erhob sich energisch und räumte die Gläser ab, so daß den Herren auch nichts andres übrigblieb, als Schluß zu machen. Mit gehörigem Dank verabschiedeten sich die Gäste. Dominikus machte den Revolver schußbereit für alle Fälle, und Julius bekam Pauls Mantel über den Schlafanzug gehängt, damit er sich nicht verkühle. Auch Onkel Hahnemann, aus weiten Fernen mit einem energischen Schnarcher zurückkommend, torkelte schlaftrunken nach oben ins mollige, von einem Ziegelstein erwärmte Gastbett.

„Gute Nacht, Hahnemann", rief ihm der Boß nach, „und merk dir, was du träumst die erste Nacht in der wiedergefundenen Heimat!"

Auch der Boß zog sich zurück, während Martha aus Laken, Kissen und Decken ihrem Paul eine Lagerstatt auf der Couch bereitete. „Bloß gut", redete es aus ihr, „daß der Boß von Transozeanien doch abgesagt hat. Ich hätte nicht gewußt, wohin mit ihm. Julius könnte wirklich den Ausbau der Dachkammern bewilligen oder ein Gästehaus. Aber das ist ein Filz, kann ich dir sagen! Liegst du auch gut? Noch eine Decke? Wärmflasche? Er wird kalt heute nacht. Knips dir eventuell das Öfchen an, wenn du frierst. Ich habe diesen Monat an Strom gespart. Ich komme nachher noch mal und mach das Fenster zu, wenn der Rauch raus ist. Diese Männer mit ihrem abscheulichen Gequalme, die ganze Bude stinkt. Aber das können und können sie nicht lassen. Wer gibt mir ein Stück Schokolade? Da, noch ein paar Kekse für den Freßsack, wenn er nachts Hunger kriegt. Pantoffeln bringe ich auch noch. Es ist fußkalt. Und bitte, reiß nicht die Decke vom Tisch, sie ist frisch gebügelt. Ach nein, ich nehme sie lieber gleich ab, Dominikus hat sowieso geferkelt, typischer Junggeselle! Keine Ahnung von Hausfrauenarbeit. Hast du kein Taschentuch, Paul? Du schniefst so mit der Nase. Deck dich gut zu, daß du dich nicht erkältest. Und laß die Füße unter der Decke. Hast du jetzt alles? Na, dann schlaf schön

auf deinen Lorbeeren. Hast's brav gemacht, mein Kleiner. Behüt dich Gott."

Damit ging sie, und Paul mummelte sich ein. Doch schon steckte Martha wieder den Kopf durch die Tür. „Und vergiß nicht, dich beim lieben Gott zu bedanken!"

Paul hörte nichts mehr.

„So 'n Bengel!" schalt Martha. „Aber so ist die Jugend — das Wichtigste hört sie nicht!"

Die Narrotanier haben auch eine Feuerwehr. Daß ich nicht lüge! Sie haben zwei Feuerwehren. Eine, die von staatswegen dem Feuer wehrt, und eine — doch laßt uns hören!
Florian Hawerich, bereits durch vorgeburtliche Erziehung Antifaschist, hatte sich einst als ordentlicher Feuerwehrmann große Verdienste erworben, teils durch aktive Teilnahme an den Löscharbeiten, teils durch ein vielbeachtetes Lehrbuch über Brandbekämpfung. Doch dann war ihm ein Mißgeschick zugestoßen. Genau im Jahr der Zusammenbrüche, das heißt also auf dem Höhepunkt seines Lebens, war seine Uhr stehengeblieben. Berauscht von Erfolg und Beifall, den er sich seinerzeit ehrlich verdient, unterließ er, an seiner Bildung weiterzuarbeiten, und rutschte daher, anstatt die Leiter emporzuklettern, zwangsläufig Sprosse um Sprosse zurück. Wie viele seinesgleichen suchte er das Übel nicht bei sich selbst, sondern machte die Entnazifizierungsgeschädigten für sein Unglück verantwortlich. Dabei führte er so unziemliche Reden gegen einen allzu duldsamen Staat, daß ihm schließlich gekündigt wurde.
„Ha", schnaubte Herr Hawerich Rache, „ich werde euch zeigen, was eine Harke ist!"
Er sammelte zahlreiche gleich ihm von den ‚Ehemaligen' überflügelte oder aus Angst vor diesen schier vergehende Existenzen und rief zur Gründung einer freiwilligen Feuerwehr auf, zu deren Hauptmann er sich sofort und selber bestellte.

„Was ist denn mit unsrer staatlichen Feuerwehr los?" schrie er im Versammlungslokal zu seinen Genossen. „Sattes und faules Gesindel! Völlig unfähig zur Brandbekämpfung! Was für Brände bekämpfen sie? Scheunenbrände, Dachstuhlbrände, Brände in der Fabrik. Armes Narrotanien! Das fühlt ja jeder Blinde mit dem Krückstock, daß es da brennt!"
„Bravo!" klatschten die Genossen und wurden ganz stolz auf ihren Räuberhauptmann. „Endlich mal der richtige Mann an der Spritze!"
Der Beifall schmeichelte Herrn Hawerich, und nachdem er ein volles Glas Bier geleert hatte, um den Brand in der eigenen Kehle zu löschen, fuhr er mit gesteigerter Ausdruckskraft fort:
„Nein, meine Freunde, nicht die Schaufeuer sind das Übel. Grundübel sind die kleinen Flämmchen, die unansehnlichen Gokeleien, die tagtäglich von gewissenlosen Staatsfeinden entzündet werden. Dies Pack hockt in den Amts- und Redaktionsstuben, in Fabriken und Versicherungsgesellschaften, in Verlagen und Ministerien, ja selbst im Parlament, sogar in der unmittelbaren Umgebung des Boß werden diese Verbrecher gefunden, von dem Großvater des Soldaten, den Theophil engagiert hat, ganz zu schweigen. Haben wir, so frage ich, diese Brüder einst deshalb entfernt, damit sie heut wieder alle in Amt und Würden sind und nun uns rausschmeißen? Mich zum Beispiel? Soll die Welt wieder faschistisch werden? Aber unsre staatlich gefütterten Feuerkälber sehen die Nazis vor Hakenkreuzlern nicht!"
Abermaliges begeistertes Händeklatschen. Ja unser Hauptmann, das ist ein Hauptmann, der hat das Maul auf dem richtigen Fleck!
„Wir aber, meine Genossen", zerteilte Herr Hawerich den Tabaksqualm vor seinem Gesicht, „sind nicht blind für die Flammen, die aus dem morschen Gebälk des Staates knistern. Wir sind Männer von Durchkuck! Auch sind wir uns der Verantwortung vor der Zukunft

Narrotaniens bewußt. Daher werden wir als Freiwillige Feuerwehr weder ruhen noch rasten, bis auch das letzte Faschistenfeuerchen ausgetreten, erstickt, in Wasserfluten verzischt ist. Wer nicht für uns ist, ist wider uns. Wer wider uns ist, ist Neofaschist, dem wird das Lebenslicht ausgeblasen. Und wem es ausgeblasen wird, das bestimmt nicht der törichte Staat, sondern das, meine Genossen, bestimmen wir!"

Damit ließ er sich breitärschig auf den unter der plötzlichen Last ächzenden Stuhl fallen und zündete sich, während ohrenbetäubender Beifall aufbrandete, die im Eifer der Rede ausgegangene Zigarre an.

Aus der Versammlung erhob sich ein junger, schmal- und flachbrüstiger Mann, dessen Oberlippe von einem Bärtchen geziert war, zum Zeichen, daß er sich zur Partei der Degenerierten bekenne, und hub mit leiser Stimme, ein wenig kurzatmig, folgendermaßen zu sprechen an: Es gebe wohl keinen in diesem Saal, der von den lichtvollen und wohltuend deutlichen Ausführungen des Herrn Hauptmannes nicht zutiefst beeindruckt sei. Jawohl, von den kleinen Feuerchen rühre die Staatsgefahr her. Die Einsatzidee, der sich alle hier Anwesenden in echter Verantwortung vor der Zukunft des Staates Narrotanien angelobt hätten, stehe fest. „Aber", und hier machte er den schwächlichen Versuch, sein Stimmchen zu erheben, „ich frage mich, wie diese Idee realisieren, da wir weder über Schläuche, Spritzen, Bereitschaftswagen, noch überhaupt — außer unsren bescheidenen Beiträgen — über Kapital verfügen. Ich persönlich", schloß er, indem sich ein schwindsüchtiges Hüsteln seiner Hühnerbrust entrang, „sehe, sofern meine Meinung als geistiger Feuerwehrmann überhaupt ins Gewicht fällt, keinen Weg. Vielleicht weiß einer von den Genossen ... ?"

Sofort war der Hauptmann wieder in Front. Breitbeinig, den Bauch mit der vorwilhelminischen Uhrkette darauf weit über die Rampe gereckt, stand er da, ein Klotz von

einem Mann, jawohl. „Wir sind", riß er die flau zu werden drohende Stimmung hoch, „Idealisten..."
„Jawohl, wir sind Idealisten", wurde ihm durch Zurufe bestätigt.
„Und als Idealisten pfeifen wir auf die erbärmliche Materie."
„Jawohl, wir pfeifen auf die Materie!" brach sich befreiendes Gelächter Bahn.
„Wo andre einen Riesenapparat brauchen, um nichts als ihre Unfähigkeit zu erweisen, setzen wir den Vulkan der Idee ein! Hinten rum, hinten rum!"
Das war's, jawohl, das hat uns schon lange gefehlt — der Vulkan der Idee, hinten rum, hinten rum! Schon wogten die Köpfe der Versammelten wie Ähren, durch die der Wind fährt.
„Sie sollen", wuchteten die markigen Worte wie Keulenschläge, „ihre wurmstichigen Schläuche behalten, die sauberen Herren von Bossens, Hahnemanns, Poneleits, Theophils Gnaden. Kinder, es ist doch so einfach — jeder von uns hat doch Feuerlöschgeräte im Hause. Ich meine nicht einen Minimax, den soll jeder bewahren für den Fall, daß es unter dem eigenen Strohdach brennt. Aber — Klistierspritzen, Spritzpistolen, Eierspritzen, und schließlich können wir ja auch noch — spucken!"
„Spucken, hurra", jauchzte die Menge, von dieser Vorstellung rasch fanatisiert, „spucken und..."
Solch eine Begeisterung ergriff jung und alt, daß sich sofort einige Übereifrige in fröhlichem Wettbewerb auf dem Hof der Kneipe zusammenfanden, um zu probieren, wer am weitesten und höchsten... Als Zielscheiben dienten in Massen entzündete Streichhölzchen und glimmende Zigaretten anstelle der später erst aufzutreibenden Neofaschisten.
Und als gar ein Huldigungstelegramm vom Genossen Srinowitsch eintraf — weiß der Teufel, wie der es schon wieder spitzgekriegt hatte — kannten Jubel und Siegesrausch keine Grenzen.

Schnell setzte man noch das Alarmzeichen fest, bei dessen Ertönen die Mitglieder spornstreichs zum Treffpunkt vor des Hauptmanns Haus zusammenkommen sollten. Ein Kanonenschlag — der Hauptmann war im Nebenberuf gelernter Pyrotechniker — aus dem Fenster aufs Pflaster geworfen, würde selbst Siebenschläfer zur Pflicht rufen. Dann ging man auseinander, geschwellt vom Bewußtsein kommender staatserrettender Taten.
„Hoch die Freiwillige Feuerwehr! Ein Vivat für Florian Hawerich!" scholl es noch lange durch die Gassen des schlummernden Städtchens. Es wär' doch gelacht, wenn die Bürger nicht Angst kriegten!

„Was ist da unten bloß wieder los?" hob oben in der Bergherberg Martha den Kopf aus dem Buch, in dem sie grade die rührende Geschichte von der sanften Gräfin Irene las, welche beinahe — o du schurkischer Hochstapler Rodemer! — im Auto zur Leiche gebrannt wäre. Der Boß, am Schreibtisch, sah gar nicht auf. Er bearbeitete den Entwurf eines Konkordates, den ihm der Herr Pastor zugunsten des Himmels vorgelegt hatte, und mußte deshalb höllisch aufpassen. „Es ist die Zeit des ‚Federweißen' ", bemerkte er gleichgültig.
„Wenn du dich man nicht täuschst, Amadeus!" Martha war immer voll Argwohn.
„Dominikus wird schon achtgeben", brummte der Boß und machte mit Rotschrift dicke Fragezeichen neben den Paragraphen, in dem der Herr Pastor sich anbot, außer und ungeachtet seiner sonstigen Belastungen auch noch die Stelle des Studienrats am Staatlich Narrotanischen Gymnasium zu übernehmen.
„Dominikus?" Das war Wasser auf Marthas Mühle. „Amadeus, ich muß dir was sagen..."
„Laß mich in Ruh", brummte der Boß.
Aber Martha war zäh wie alle Frauen. „Ich wette meinen neuen Starmix gegen den Tretroller, den du Berti un-

nötigerweise schenken willst, wenn es nicht Dominikus war, der neulich Westchen das Gift..."
„Geh schlafen, Martha", antwortete der Boß gleichmütig. „Du siehst wieder Gespenster."
Ein wenig beleidigt erhob sich Martha. „Wenn du doch mehr auf mich hören wolltest, Amadeus. Du mit deiner Vertrauensseligkeit! Denk an sein Verhalten damals, als die Grenze brannte. Eines Tages..."
„... gibt Dominikus auch mir Rattengift. Ich weiß, ich weiß. Gute Nacht, Martha, schlaf wohl."
Martha verstand, das war der endgültige Hinauswurf für diesen Abend. Ehe sie aber die Tür hinter sich zuzog, kehrte sie noch einmal um. „Sitz nicht wieder die ganze Nacht, Amadeus. Denk an deine Gesundheit. Hör doch auf mich."
Der Boß jedoch, vertieft in seine Akten, gab keine Antwort mehr, und Martha stieg traurig die Treppe zum Oberstock hinauf. „Sie sind's gar nicht wert, diese gottverdammten Narrotanier", zürnte sie in ihrem liebenden Herzen. Als sie das Flurfenster schloß — sie hatte so Angst vor Einbrechern — hörte sie noch immer das Gebrülle von Florians Feuerwehr zu sich heraufdringen. „Wartet, ihr Burschen, ich komm schon dahinter", drohte sie.
Dann ging sie zu Bett. Aber nicht, um zu schlafen. Die schöne Gräfin Irene, ja natürlich war es nur die, ließ ihr keine Ruhe. Sie nahm das Buch zur Hand und las bei Lampenlicht. Gottseidank, der berühmte Arzt war rechtzeitig zur Stelle, um das Leben der Verunglückten zu retten.
Ging unten die Tür? Nein, es rührte sich nichts im Arbeitszimmer des Boß.
Und der Hochstapler war doch kein Hochstapler, sondern ein armer, wie heutzutage üblich, vertriebener Fürst, der sich anonym, aber stets reinlich gekleidet durchs Leben schlug. Völlig unschuldig war er in den Verdacht geraten, die reiche Gräfin meucheln zu wollen,

um in den Besitz ihres Vermögens zu gelangen.
Innehaltend hörte Martha Schritte aus dem Arbeitszimmer wie von einem, der in Gedanken auf und ab geht.
Ja, das Buch war wirklich spannend. Der berühmte Arzt, auch er Edelmensch vom Scheitel bis zur Sohle, verzichtet natürlich auf ein naheliegendes Glück mit seiner Lieblingspatientin, ja, er übergibt, da er sowieso bald die Altersgrenze erreichen wird, Leitung und Nutznießung seines weltbekannten Sanatoriums an Rodemer, der daraufhin die Angebetete, Reine zum Traualtar führen kann. Junge Assistenzärzte blasen vor der Tür eines einsamen, endgültig alternden Mannes auf ihren zu einer Art Glasharmonika zusammengestellten Reagenzgläsern den Abschiedsgruß, und während dem Wohltäter eine Träne der Wehmut in den ergrauenden Bart rollt, rollt das junge Paar in einem funkelnagelneuen Rolls Roice gen Italien.
Rührt sich unten immer noch nichts?
Auch Marthas Augen, als sie das ergreifende Buch schloß, entströmten Tränen. Ja, es gab doch noch edle Menschen in dieser verderbten Welt des Eigennutzes, für die sich das Leben verlohnte.
Horch, unten klappte die Tür. Dann knarrte unter behutsamen Tritten die Treppe. Martha sah nach der Uhr. „Halb drei", seufzte sie und knipste die Lampe aus.

Die Freiwillige Feuerwehr war also gegründet. Es war Herrn Florian Hawerich gelungen, den Verein als gemeinnütziges Unternehmen zu deklarieren. Demzufolge durften die Beiträge von der Einkommensteuer abgesetzt werden. Wer zählt die Stiche, die Julius empfand, wenn er die Steuererklärungen der Mitglieder bearbeitete!?
Sofort stiefelte er zum Boß, nicht ohne der geliebten Schildkröte für die Zeit seiner Abwesenheit ein Salatblättchen hingestreut zu haben, und machte ihm Vor-

würfe wegen Verschwendung von Steuergeldern.
Der Boß hatte ohnehin einen ärgerlichen Tag. „Bleib mir vom Halse mit deinen ewigen Quengeleien", herrschte er Julius recht ungnädig an. „Du tust ja grade, als wäre der Staat ein Minusunternehmen!"
Habt ihr schon mal eine kleinwinzige Ameise gesehen, die sich in das Bein einer großen roten Waldameise verbissen hat? Die große mag stechen und strampeln, so viel sie will, die kleine läßt nicht locker. Von dieser kleinwinzigen Art war Julius. Nur, daß er nicht biß, sondern einfach nicht von der Stelle wich. Still und bescheiden, als bäte er um Entschuldigung, daß er geboren sei, hockte er auf der Stuhlkante (nicht mal das Kissen benützend) und sah den Boß von unten her unverwandt und sanft durch seine randlose Brille hindurch an. Und wenn Julius diese ergebene Miene aufsetzte, wußte der Boß, daß er auf Granit beißen würde, wenn er zu beißen beabsichtigte.
„Was hast du gegen die Absetzung dieses lächerlichen Betrages?" fragte er, sich unter Julius' Blicken zur Lammsgeduld zwingend.
„Wir haben eine staatliche Feuerwehr", wandte Julius ungerührt ein. „Sie kostet mich ..."
Den Boß machte diese Zähigkeit nervös. Ungeduldig lief er zum Fenster, nicht um hinauszuschauen, sondern nur um an den Vorhängen zu zerren. „Die Freiwilligkeit ist mir wertvoller. Staatsbürgersinn will ich, der selbst Verantwortung zu tragen bereit ist."
„Wer garantiert dir", bohrte Julius unerbittlich — o, er hätte Zahnarzt werden sollen, dieser Sadist! „Wer garantiert dir, daß diese Leute eine Tätigkeit entfalten, die den Fehlbetrag im Haushalt aufwiegt?"
„Herr des Himmels!" schleuderte der Boß seine Zigarre auf den Teppich, daß die Funken stoben, „kannst du nicht anders, als in Geld denken?!"
„Ich kann schon, liebster Amadeus, aber ich darf nicht", senkte Julius gottergeben den Kopf, während der Boß

sich beeilte, die Funken auszutreten, ehe sichtbare Brandstellen entstanden, welche Martha zu monieren hätte Anlaß nehmen können.
„Außerdem", wiegte sich Julius, die Hände um ein Knie gefaltet, auf seinem schmalen Hinterteil, „was sind das für Leute im Vorstand dieses merkwürdigen Vereins? Hawerich? Hupak? Nibuk? Kenne ich nicht. Verzeih, aber meine Zahlmeistertätigkeit hat mich gelehrt, nie an Uneigennützigkeit zu glauben."
„Dominikus hat mich beruhigt. Zuverlässig und staatstreu. Wollen das Beste."
„Hm", machte Julius. Mehr nicht.
„Was soll das Hm?" fuhr der Boß herum.
Julius sah ihn an. Mehr nicht.
Das langte dem Boß. „Ich verbitte mir", schrie er, „dergleichen Verdächtigungen eines unbescholtenen Staatsdieners. Dominikus ist der beste Rattenfänger in ganz Narrotanien."
Jeder andre hätte sich diesem Sturm gebeugt. Julius blieb unentwegt aufreizend sanft. „Es gibt deren etliche in Narrotanien, die ihn für den besten Rattenzüchter halten. Doch wie du willst. Ich denke fortan nur in Geld."
Es war ein Dackelblick, den er beim Abschied zum Boß emporschickte. „Du zürnst mir, Amadeus. Beklage mich lieber. Ich bin von Natur ein Verschwender. In jenem Staate der Alten hätte ich Dienst tun mögen, wo der Zahlmeister, anstatt Steuern einzuziehen, jeden Monat jedem Bürger Dividende aus den Silbergruben auszahlen durfte! Sieh, davon träume ich. Statt dessen ..." er machte eine rührend hilflose Handbewegung.
„Tschüs, Julius." Er klang etwas kühl, der Gruß, und Julius mochte es spüren, denn, schon aus der Tür, steckte er noch einmal den kleinen, klugen Kopf durch den Spalt. „Aber für Onkel Hahnemanns Versuche, den Atomstaub zu neutralisieren, kann ich 50 NM erübrigen. Freust du dich, Amadeus?"

Der Boß freute sich irrsinnig! Aber immerhin, irgendwie war er gerührt.
Kaum war der Zahlmeister draußen, stand Martha in der Tür. „Du protegierst die Freiwillige Feuerwehr? Ich muß mich wundern, Amadeus."
„Misch dich nicht in meine Angelegenheiten, bitte", versetzte der Boß recht scharf. Dabei stellte er sich auf den Brandfleck im Teppich. „Das weiß ich besser zu beurteilen."
Marthas Gesicht spiegelte offnen Hohn. „Daß du brüllst, Amadeus, beweist nur deine innere Unsicherheit. Aber ich sage dir — sie wollen dir was."
„Mir — die?" Der Boß hatte nur ein verächtliches Lachen.
„Amadeus, du wiegst dich in Sicherbeit wie nur je ein Staatsoberhaupt. Heut früh in der Milchbar — mir war so schwach im Magen vom Ausverkauf, ich mußte ein Kümmelhörnchen mit Käse verzehren — wußte das Servierfräulein schon, daß sie am liebsten alle Herdfeuer in Narrotanien auspusten wollen."
„Auch die elektrischen Herde?" spottete der Boß.
„Du willst mich nicht verstehen, Amadeus!" Martha war dem Weinen nahe. Zu ihrem Glück erschien, denn die Uhr schlug zehn, Poneleit mit der Post.
„Poneleit, reden Sie ihm zu, er hat seinen eigensinnigen Tag!" Damit ging Martha.
Poneleit, nachdem er die Staatspost überreicht hatte, wog einen anderen Brief in der Hand. „Von dem is mir so kalt jeworden im Bauchchen, Herr Boßchen."
„Gib her, Poneleit."
„I nee, is ja man Postjeheimnis. Aber dem Poneleit is das Brillchen zerbrochen. Kann der Herr Boßchen vielleicht lesen, wem das Briefchen jehört?"
Der Boß las die Anschrift Hawerichs.
„Und was für ein feines Markchen da aufjeklebt is!"
Der Boß erkannte eine uralisches Städtebild.

Poneleit schied mit Dank und dem Bemerken, wenn

er sich beeile, könne er vielleicht noch den Herrn Dominikus bei dem Herrn Hawerichchen treffen und sich dadurch den weiten Weg zu dessen Wohnung ersparen. O, Poneleit war gar nicht so dumm, wie er sich manchmal stellte!
In tiefem Sinnen blieb der Boß zurück. Die Feuerwehr — Srinowitsch — Dominikus — Marthas, Julius', Poneleits Andeutungen? Ach was, ich bin der Boß. Worauf wird das Ganze hinauslaufen? Je weniger einer ist, mit desto lauterem Geschrei geht er auf Neofaschistenjagd. Er könnte ebenso gut Dilldoppen fangen. Und Dominikus? Er muß schnüffeln, das verlangt seine Natur. Aber Srinowitsch? Na, wenn er mit so offnen Karten spielt ... Nein, Amadeus, es hat keine Gefahr.

Die Narrotanier haben auch einen Bruder. Er wohnt, wie bereits angedeutet, jenseits des Zaunes, genauer gesagt, zwangsweise im Vorwerk, das sich Srinowitsch aus der Konkursmasse von Groß-Narrotanien unter den Nagel gerissen hat. Wiederum genauer gesagt — Srinowitsch hat einen Strohmann vorgeschoben, der die Firma deckt, so daß er selber juristisch nicht als Eigentümer belangt werden kann, aber das ganze Vorwerk lebt von seinem Atem. Dafür sorgt Srinowitsch schon, indem er seine Strohmänner geschickt ausgewählt hat.
Dieser Bruder, da er in schlechten Verhältnissen, zumal in der ständigen Angst lebt, ob ihm nicht eine Beförderung ins Uranbergwerk winkt oder noch höher hinauf, glaubt, bei Amadeus wäre er in besserer Hut.
Deshalb stellte er sich oft an den Zaun, der die beiden Gärten trennte, und wartete, daß jemand vorbeikäme.
„O, Sie armer Mensch!" rief Martha, die grade am Unkrautjäten war, entsetzt, als sie die abgerissene Gestalt erblickte. „Wie sehen Sie aus?!"
Schnell lief sie ins Haus, um ein Paar alte Stiefel zu bringen, die sie dem vermeintlichen Bettler über den Zaun reichte.
Dieser bedankte sich vielmals, denn die Schuhe waren ihm in der Tat eine große Hilfe, jedoch — ob er den Herrn Amadeus nicht sprechen könne?
„Kennen Sie ihn denn?" fragte Martha.
„Kennen Sie mich etwa nicht?" fragte betroffen der arme Mensch wieder. „Ich bin doch der Bruder."

„O, meine Augen", schlug Martha die Hände zusammen. „Amadeus, komm schnell!"
Doch ehe den Boß der Ruf erreichte, war Srinowitsch wie aus dem Boden gewachsen zur Stelle und packte den Zaungast am Kragen. „Was du hier machen, Sebastian Hubertowitsch? Ich dir verbieten diese Blick über den Zaun. Dawai!"
Tränenden Auges und zutiefst erschrocken sah Martha, wie Srinowitsch den Unglücklichen forttrieb und ihm sogar die Schuhe wegnahm.
Der Boß, als er herzueilte, sah nur noch die Fußtapfen am Zaun.
„Hier muß etwas geschehen", forderte Martha flammenden Blickes.
„Jawohl, hier muß etwas geschehen", nickte der Boß und reiste zu Paradise, der ihm vor Jahren versprochen hatte, die Familienzusammenführung aus Gründen der Menschlichkeit zu betreiben.
„Indeed", erklärte Paradise mannhaft. „Du hast mein Wort. Halte es stets in Ehren. Einst wird kommen die Zeit, da ich es einlöse. Doch sag, wie ist es mit den Rasierklingen? Du lieferst schon wieder mehr als ich." Paradise hatte auch gleich eine Statistik zur Hand, aus welcher er nachwies, daß die Narrotanier, ohne um Erlaubnis zu fragen, schon jetzt ein Schiff gebaut hatten, das ihnen laut Weltgewissen erst in fünfundsiebzig Jahren zustand.
Der Boß begriff. War ihm nicht so, als er wieder in die Vorhalle trat, als ob Srinowitsch durch die Tapetentür ins Sprechzimmer von Mr. Paradise huschte?
Sebastian Hubertowitsch aber konnte trotz Verbot die Sehnsucht nicht bezwingen. Zwar vermied er die Stelle, wo ihn sein Zwangsherr neulich erwischt hatte, aber ein wenig davon entfernt bemerkte er einen gutmütig scheinenden dicken Mann, welcher auf einer Rosenbank saß, dem Zaune den Rücken kehrend. Der dicke Mann, mit einer violett gestopften grünen Strickweste bekleidet, rauchte sein Pfeifchen, wie der Heranschleichende an auf-

steigenden Wölkchen erkannte. Wollüstig sog er den Duft ein, denn dergleichen Tabak hatte er lange nicht zu riechen gekriegt.
„He, guter Freund!" rief er mit leiser Stimme, indem er verängstigt hinter sich sah.
Doch Vater Ziegenkäs stellte sich taub.
„Haben Sie nichts für mich übrig?" wagte Sebastian zum andern Male den Ruf.
Doch jener, ohne den Kopf zu wenden, warf über die Schulter, er habe grad gut zu Abend gegessen, sei satt und wünsche im Verdauungsakt nicht gestört zu werden. „Können Sie nicht das Schild lesen?!" schrie er, in plötzlicher Wut aufspringend. „Betteln und Hausieren verboten!" Dabei brüllte er so laut, daß Srinowitschs Freunde, die am Zaun auf und ab gingen, hellhörig wurden und hurtigen Schrittes herbeistürzten, zu sehen, wen man da greifen könne.
Wie ein verängstigter Hase duckte sich Bruder Sebastian ins Gras, um nur ja nicht entdeckt zu werden, denn in Sibirien, so hatte er gehört, seien Arbeitsplätze frei.
Martha, die auf dem Gang zu einer Wöchnerin begriffen war — es gehörte zu den vornehmsten Pflichten der First Lady von Narrotanien, sich der Wöchnerinnen anzunehmen — stellte sich, als ob sie am Stachelzaun Vergißmeinnicht pflücken wollte, und steckte dem Notleidenden heimlich eins der für die Wöchnerin bestimmten Kakaopäckchen durchs Drahtgeflecht zu.
Amadeus, als er dieses erfuhr, reiste zu Pemf, der, nachdem er in der Zwischenzeit viele Stürze überstanden hatte, ein come back als Boß seines Landes feierte. Der Boß glaubte ihn deshalb in Geberlaune. In der Tat, Pemf konnte sich nicht genug tun in Versicherungen, daß er jede Maßnahme, den Garten Sebastians dem Garten des Boß hinzuzufügen, unterstützen werde, zumal er die Notwendigkeit erkannt habe, seine Flughorcher recht weit gegen Srinowitsch vorzuschieben. „Sieh, Amadeus", schmeichelte er. „Das wirst du doch gestatten, wenn ich

gleichzeitig bereit bin, für ein Kanälchen hin Köttgen das Wasser wiederzugeben?"
Der Boß lächelte zwangsweise. Heimlich aber knirschte er mit den Zähnen. Köttgen oder Sebastian? O, du verfluchte Mühle. Und schon wurde Pemf durch die Empfangsdame hinausgerufen. Daß dabei der Name Srinowitsch fiel, war eine Panne, die Pemf nicht einmal peinlich war. „Du weißt, Amadeus", umarmte er diesen, „ich liebe es, alte Freundschaften zu pflegen. Herzlichkeit über alles!"
Und Sebastian kam ein drittes Mal. Nun führte er seine Kinder an der Hand und brachte sie — die Grenzwächter drückten selbsttätig ein Auge zu oder hatten von ihrem Hexenmeister entsprechende Anweisung — durch ein Loch in dem Zaun geradeswegs in den Kindergarten von Fräulein Schneegans. „Seid schön artig", winkte Sebastian, „heut abend komme ich euch wieder holen." Damit schlug er sich in die Büsche.
Fräulein Schneegans empfing die kleinen Gäste mit viel Liebe und Freundlichkeit, bewirtete sie mit Schokolade und Schinken vom Oberboß zusamt süßlicher Limonade. Aber als es ans gemeinsame Spiel gehen sollte, stellte sich das Unglück heraus. Sebastians Kinder wollten Traktor und Militaristengreifen spielen, die Amadeus-Sprößlinge Haschemann und Verstecken mit Anschlag. Es dauerte nicht lange, da begannen Vettern und Basen zu streiten, bald gar einander zu hauen.
„Vertragt euch doch, liebe Kinderchen", bat Fräulein Schneegans, verzweifelt über das Tohuwabohu.
„Wir verstehen ja gar nicht, was sie sagen", schmollten des Amadei Paten, indem sie auf die anderen zeigten.
„Und ihr seid uns viel zu wenig fortschrittlich", spotteten hinwiederum diese. „Ihr glaubt ja noch an den Weihnachtsmann, dabei gibt's bloß das Solidaritätsmännchen!"
Dies Ereignis schnitt dem Boß noch viel schärfer ins Herz als alle die früheren. Kurz entschlossen flog er über den Ozean zu seinem Freund Smithy, diesem das Herz zu

rühren. Auch Smithy zerfloß vor Mitleid über die Seelenvergiftung, welche Srinowitsch treibe, schwor beim letzten Weißen Mann in den Südstaaten, daß einerseits an seinem Wunsch, die Gärten in seines Freundes Amadeus Sinne zusammenzulegen, weder zu rütteln noch zu deuteln sei, doch verlange andrerseits der herzliche Verkehr, den er mit Srinowitsch pflege — bei diesen Worten traten ihm die Perlen des Angstschweißes auf die Stirn — daß auch diese kleine Meinungsverschiedenheit global gelöst oder ausgeklammert werden müsse. Der Boß solle nur ausharren und seinen Bruder zur gleichen Tätigkeit ermuntern. Einst werde er, Smithy, selbst kommen, den Bruderzwist im Hause Amadeus zu bereinigen. Damit entführte er den Boß per Auto in die Prärie und ließ ihn vom Häuptling der Krähenindianer zum Ehrenhäuptling ‚Wanderfalke' ernennen, wofür sich der Boß sogar noch bedanken mußte, denn nun kamen endlich wiedermal Bilder von ihm in die Zeitung.
Was nun? Wochenlang mied der Boß den Anblick des Zaunes und hatte doch früher so gern wenigstens mit dem Fernglas von der Bergherberg aus darüber hinweggespäht. Ebenso unbeachtet ließ er Marthas Anspielungen und vorwurfsvolle Blicke. Es herrschte eine gespannte Atmosphäre im Haus Amadeus.
„Hört endlich auf, davon zu reden!" stampfte der Boß eines Abends, es war schon Herbst, auf den Boden, indem er wütend zu Paul und Martha hinüber sah, die schweigend unter der Stehlampe saßen, Paul die neueste Rundfunkzeitung auf den Knien, Martha vor dem Klöppelkissen, auf dem sie eine Spitze für des Bossen Nachthemd erwirkte. Zwar öffnete Paul den Mund zu einer Gegenrede, aber Martha bedeutete ihm, ja ruhig zu sein.
Der Boß wanderte auf und ab. „Hört ihr nichts?" fragte er, plötzlich im Wandern innehaltend.
Und als die beiden lauschend die Köpfe hoben, kam es, wie von Entsetzen gepreßt, von den Lippen des Boß: „Da ruft doch wer?"

Damit riß er das Fenster auf, daß die kühle Nachtluft hereinwehte und Martha erschauern machte. Draußen war dicker Nebel.
„Horch!" machte der Boß. Und nun hörten sie es auch.
„Amadeus!"
Bei diesem Schrei sprangen Paul und Martha auf, als hätte eine kalte Hand auch ihnen ans Herz gegriffen.
„Amadeus!" kam es lang durch die Nacht, durch den Nebel, wie aus Todesnot.
„Was ist das?"
Dem Boß klapperten die Zähne. So voll Entsetzen hatte Martha den starken Mann noch nie gesehen. Der Schrei kam vom Gartenzaun her, der Nebel verstärkte den Schall, und bei der Lautlosigkeit des Herbstabends klang es, als schreie der Nebel selbst.
„A-ma-de-us!"
„Das ist mein Bruder, der ruft!" flüsterte der Boß. Dann stürzte er wie von Sinnen hinaus. „Ich komme!" verklang sein gedehnter Ruf in den herbstschweren Sträuchern des Gartens.
In der Stube klammerte sich Martha an Paul. „Er rennt in den Tod", bebte sie, und beide vermochten sich nicht zu rühren, so schlug das Grauen dieser Stunde sie in Bann.
Durch Ruf und Gegenruf fanden sie sich. Sebastian, in seinen zerfetzten Mantel gehüllt, — oder war es der Nebel, der um ihn wallte? — streckte seine Hand durch den Zaun.
„Erlöse mich, Bruder!" rief er. „Mir fehlt die Kraft."
Und der Boß küßte die striemenbedeckte Hand. „Bei unsrer Mutter Seligkeit, ich vergaß dich nicht, Bruder. Niemals vergaß ich dich."
„So hilf mir", flehte der andre.
Mit wilder Kraft riß der Boß an den Pfosten. „Hilf mit, Bruder!" Und Sebastian schloß seine mageren Hände um die kräftigen Fäuste des Boß, und beide rüttelten in Verzweiflung. Doch der Pfahl stand fest und rührte sich nicht.

„Es ist umsonst", ließ Amadeus die Arme sinken. Jener aber, von Fiebern geschüttelt, keuchte: „Es muß, es muß!" Er griff in die Stacheln, ungeachtet, daß sie ihm die Hände zerstachen, er trat mit den bloßen Füßen gegen den Draht, ja er biß in das spitzige Eisen, so daß ihm das Blut von Lippen und Zunge lief. Aber das Eisen war hart, und die Stacheln waren scharf.
„Hallo, was ihr da treiben?" kam ein Ruf durch den Nebel, und in den verzerrenden Schwaden zum Koloß aufwachsend, stand Srinowitsch hinter Sebastian.
Dieser, in der Not keinen Schmerz mehr fürchtend, ließ nicht ab zu reißen und zu zerren, sein Peiniger mochte ihn packen und schütteln, so viel er wollte.
„Hebe dich weg, Srinowitsch!" rief der Boß. „Dies ist mein Bruder, und du hast kein Recht an ihm."
Srinowitsch erhob sich noch breiter hinter der abgezehrten Gestalt. „Du machen dich fort, Zwerg, mit deine Geplärre. Sonst hören ich auf mit die Spaß!" Er machte Miene, den Zaun mit seinen gewaltigen Stiefeln niederzutreten.
„Srinowitsch", flehte der Boß, „auch mein Bruder ist ein Mensch!"
„Was haben gemacht deine Tyrann mit das Mensch?" höhnte jedoch jener, und der Boß glaubte seine Augen wie die eines Luchses glühen zu sehen, schmal, aus schlitzigen Spalten. „Du jetzte ernten die Saat!"
Damit pfiff Srinowitsch gellend auf den Fingern, und aus dem Nebel tauchten heraneilende Gestalten auf. „Ich mir nix brauchen machen die Pfoten voll Dreck", spuckte er zu Sebastian hinunter. „Du Bruder mehr!"
Zwei, drei Männer, neben Srinowitschs kolossaler Gestalt wie Pygmäen wirkend, stürzten sich auf Sebastian und schlugen, je fester sich jener ins Drahtgeflecht krallte, um so unbarmherziger auf den Wehrlosen ein. „Loslassen! Willst du loslassen, Hund?!"
„Auch deine Brüder das, Amadeus Hubertowitsch", lachte Srinowitsch, auf die Häscher deutend.

Mit letzter Kraft streckte Sebastian seine Hände weit, weit durch den Zaun. „Rette mich, Amadeus!" Und der Boß packte die Hände und hielt den Bruder fest, den die anderen fortzuzerren trachteten. So kämpften sie in Nacht und Nebel um Sebastian, der, seiner nicht mehr mächtig, mit der Stirn in die Stacheln schlug.
„Macht mich tot, macht mich gleich ganz tot!"
Und Srinowitsch lachte.
„Ich verbiete es dir, Srinowitsch!" schrie der Boß.
Srinowitsch lachte noch schauriger.
„Gib meinen Bruder heraus!"
„Haha, meine Freunde ihn zu dir bringen!"
„Nimmermehr!" entfuhr es dem Boß.
„Was du dann schwatzen von Brudercherz?!"
„Erbarme dich, Srinowitsch!"
„Nix. Oder du kommen zu mir."
In diesem Augenblick, da der Geschundene sich wahnsinnig vor Schmerz und Verzweiflung, in den Stacheldraht drückte, ob nicht einer der Stacheln lang genug sei, ihm das Herz zu durchbohren, zerrissen grelle Lichtkegel den Nebel. Ein Auto kam aus Richtung Hauptnarro.
„Zu Hilfe!" rief der Boß.
Drei Männer sprangen aus dem Wagen.
„Ich komme", rief der Oberboß.
„Ich komme", Pemf.
„Ich komme", Paradise.
„Was ist hier los?" herrschte der Oberboß die Kämpfenden an, die auch augenblicks stillehielten.
„Friede auf Erden!" antwortete Srinowitsch feierlich.
„Warum störst ausgerechnet du diesen Frieden?" fuhr der Oberboß Amadeus an.
„Mein Bruder", keuchte der Boß. „Seht ihr denn nichts?"
Aber jene leuchteten mit ihren Stablaternen nur nach Srinowitschens Gesicht, ohne jedoch den Nebelschleier durchbohren zu können.
„Die zwei da machen wieder Gezänk", sagte Srinowitsch.
„Und ihr wollt Brüder sein?" mußte sich der Oberboß,

mußten sich Pemf und Paradise höchlich verwundern. Ohne sich um die Anklagen des Boß zu kümmern, fielen die drei über ihn her, rissen seine Hand aus der Hand Sebastians, schleppten den Tobenden an einen Baum und banden ihn fest. Dann stellten sie sich als Schildwachen vor den Gefangenen. „Denn du bist unser Amadeus", sagten sie dabei.
Srinowitschs Freunde taten das gleiche mit Sebastian. „Denn du bist unser Sebastian." Damit postierten sie sich um die Beute.
Genau in der Mitte zwischen den Marterpfählen stand unverrückbar der Zaun.
„Ihr habt geschworen, mir Sebastian wiederzugeben", knirschte der Boß, sich unter den Fesseln bäumend.
„Ich will keinen Krieg mit Srinowitsch um deinetwillen", sagte der Oberboß.
„Ich habe Geschäfte mit Srinowitsch", sagte Paradise.
„Ich habe Angst vor Srinowitsch", sagte Pemf.
„O", stöhnte der Boß.
Und drüben klagte Sebastian: „Ihr habt mir geschworen, mir Amadeus wiederzugeben!" Auch er wand sich unter den Riemen.
„Dir fehlt noch die Schulung", sagte der eine der Wächter.
„Du bist ein Burschuj", sagte der andre.
„Es ist noch nicht Zeit", schloß Srinowitsch.
„O", stöhnte Sebastian.
So standen die beiden, ahnten ihre Gesichter im Nebel und konnten doch nicht mehr, als einander rufen.
„O Amadeus", begann Sebastian und seine Stimme kam klagend durch den Nebel. „Eine Mutter hat uns beide getragen. Mich verlangt nach deiner Liebe, mein Bruder. Ich friere ohne die Wärme unsres alten Hauses. Wie kann ich leben, da ich nur deine Hälfte bin?"
„O Sebastian", antwortete der Boß. „Meine Hände sind gebunden wie die deinen. Beim Leib unsrer Mutter — dürfte ich, ich tränkte dich mit dem Blut meines Herzens."

Die Wächter, verwundert über diese Reden, leuchteten den Gefangenen ins Angesicht.
Und Sebastian fuhr fort: „O Amadeus, deine Söhne wollen mich nicht. Sie stoßen mich von der Schwelle, es ärgert sie meine Bedürftigkeit. Sie wollen ausruhen von eigner Not. Amadeus, ich bin tiefer verlassen."
Und der Boß antwortete: „O Sebastian, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Sie haben Furcht. Doch es schlagen Herzen, die wach sind. Glaub und vertrau."
War es ein Wunder, daß die Wächter kein Wort wagten?
„O Amadeus, es wird mir schwer, dieses Warten. Sie nehmen mir die Töchter und lehren sie eine Sprache, die nicht die unsre ist. Sie nehmen mir die Söhne und lehren sie tun, was ihre Väter nicht taten. Und meine Enkel lehren sie, den Eltern ins Angesicht speien."
„Schweig!" schrie Srinowitsch in die Rede.
„O Sebastian", klagte auch der Boß. „Sie lehren auch meine Töchter denken, wie ihre Mutter nicht dachte. Sie lehren auch meine Söhne trachten, wie ihre Väter nicht trachteten. Und sie lehren meine Enkel die Kunst des Vergessens. O, der da rächt bis ins dritte und vierte Glied!"
„Schweig, schweig, schweig!" schrien da auch die Wächter des Boß wie aus einem Munde.
„Niemand hilft uns, Sebastian."
„Ich sterbe, Amadeus", verhallte die Gegenklage im Nebel.
Da hörte man Schritte und Rufe. Es waren Martha und Paul. Aus der Erstarrung des Schreckens erwacht, waren sie ausgelaufen, Hilfe zu holen. Aber Dominikus hatte getan, als ob er schliefe. Julius hatte die Schätze nicht allein lassen wollen. Theophil vermochte noch nichts, als ohnmächtig die Fäuste ballen, und Onkel Hahnemann, über radio-aktivem Staub brütend, hatte das Klopfen an seiner Tür gar nicht wahrgenommen. Zuletzt war Martha der Herr Pastor eingefallen, und trotz Pauls Einwänden, das ginge wohl nicht, weil Boß und Pastor sich im Grunde stünden wie Katze und Hund, hatte sie den Geistlichen

Herrn aus den Federn geschellt. Und dieser, kaum daß auch er den Ruf aus dem Nebel vernahm, hatte nicht gezögert, sich in die Amtstracht zu kleiden und den beiden zu folgen.
„Friede sei mit euch!" trat er in den verwunderten Kreis. „Wer ist's, der mich ruft?"
„Herr Pastor!" kam es flehend von drüben. Es war Sebastians Stimme.
„Glaubst du, Sebastian?" fragte der Herr Pastor.
Sebastian sank das Haupt auf die Brust. „Hilf meinem Glauben ... meinem Unglauben ... meinem Glauben ... ich weiß nicht ... ich bin allein."
„Ich komme", antwortete der Herr Pastor.
Doch der Boß schrie: „Sie gehen in den Tod!"
Der Herr Pastor lächelte. Dann breitete er die Arme aus und schritt auf den Zaun zu. „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet." Der Nebel, noch dichter werdend, ließ seine Gestalt wachsen, verschwimmen, bis sie in Schwaden zerfloß.

KRANK

Niemand wird unsern Boß der Schwäche zeihen, wenn er nach diesem Erlebnis ins Bett mußte. Da lag er und starrte die Erfolgskurve an, die Paul auf sein Geheiß tief in den Mißerfolgssektor ausgezogen hatte. Als Martha diesen stummen Jammer nicht mehr ertragen konnte, läutete sie das Rote Kreuz an und ließ ihren Gott im Sanka gen Klein Köttgenrath fahren, wo er sich schon einmal so prächtig erholt hatte. Den Reportern, die natürlich Wind bekommen hatten und sich nicht von den Stufen der Bergherberg fortweisen ließen, indem sie die Pflicht zur Berichterstattung vorschoben, gab Paul stellvertretend das Kommuniqué: „Opa is fertig."
Diese robuste Äußerung übersetzte das „Licht" in vornehmes Diplomatendeutsch. Man bitte die verehrte Leserschaft, in den nächsten Tagen mit Kurzgeschichten vorliebzunehmen; ohne den Boß geschehe in Politik und Wirtschaft ohnehin nichts Bedeutsames, weil das Problem Narrotanien der Schlüssel zu allen Problemen der Welt sei. Selbst der Streit um den Suezkanal wäre ja nie entstanden, wenn es Narrotanien noch gäbe wie einst im Mai.
Der „Blitz" jedoch sprach unverhohlen von politischer Krankheit, begünstigt durch den Erzschelm Dr. Hahnemann, der immer noch nicht abgelöst sei, und kolportierte den Spottvers: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß, weshalb er in die Krankheit flieht, weil er ja doch den Kürzern zieht. Auf Nimmerwiedersehen!"

Der also Angepöbelte lag zu Klein Köttgenrath in derselben Stube, in der einst Pemf von schwerem Durchfall genesen war. Ehre sei Pemf! Er war der erste, der einen Krankenbesuch abstattete.
„Ich habe Durst", klagte mit matter Stimme der Boß, und Pemf zögerte nicht, ihm ein Glas von dem mitgebrachten Sekt einzuschenken.
„Köttgen hat auch Durst", klagte der Boß weiter, als er das geleerte Glas zurückgab.
Pemf war ganz mütterliche Besorgnis. „Dies Gespräch könnte dich zu sehr aufregen, lieber Amadeus, denn es mündet in mein Kanälchen. Beschlaf es dir noch ein Viertelstündchen." Damit empfahl sich Pemf, um mit Paul einen Gang durch die Felder anzutreten. Paul wunderte sich sehr, denn er hatte es ja erlebt, wie schlecht Pemf zu Fuß war. Deshalb schloß er mit dem Scharfsinn der politisch geschulten Jugend, daß jener was von ihm wolle. Die Frucht auf den Feldern stand kläglich, denn der Wassermangel hatte nur die Hälfte von dem gedeihen lassen, war normalerweise hier wuchs. In einer Staubwolke kamen Köttgens daher, den Wasserwagen begleitend, den Baldewein zog.
„I-a!" rief Baldewein. Die Stimme kam heiser wie aus einer verrosteten Trompete. Aber Berti trieb das Tier vorwärts, indem er die Peitschenschmitzer mit den Worten versüßte: „Hü, Baldewein, ich muß auch warten, ob ich was zu trinken kriege. Erst kommt der Hafer dran."
Pemf und Paul traten beiseite, als Köttgens vorüberzottelten. Mann und Frau hatten weder Lust noch Kraft, sich nach Pemf umzublicken, geschweige denn ein Gespräch zu beginnen. Nur Berti schaute im Vorübergehen vorwurfsvoll in Pemfs schweifende Augen, und Pemf fühlte sich, den Objekten seiner Wasserpolitik gegenüber, recht schuldbewußt.
Darum, als sie obendrein zu einem vertrockneten Wasserloch gelangten, wandte er sich strafenden Ausdrucks an Paul: „Und alles bloß, weil dein Großvater nicht ein-

sehen will, daß ich das Kanälchen, das er mir bauen soll, wirklich ganz dringend brauche."
Paul zeigte auf die leere Wasserrinne. „Hier war mal unser Bach."
„Pah", machte Pemf mit großartiger Gebärde. „Das Wasser gehört allen."
Paul, statt einer Antwort, griff Pemf an den Latz. „Uhr her oder das Leben!"
Pemf war so perplex, daß er sich die Uhr widerstandslos aus der Westentasche ziehen ließ.
„Denn die Zeit gehört allen", grinste Paul. „Wenn Sie jedoch Ihre Uhr wiederhaben wollen, geben Sie mir dafür Ihr Portemonnaie."
Zwar wollte Pemf Hilfe schreien, aber da niemand in der Nähe war, zückte er mit zitternder Hand die Brieftasche, wofür Paul ihm die Uhr zurückgab. Er wußte immer noch nicht, woran er war, denn Paul tat ganz freundlich, als er das flache Leder wog.
„Und wenn ick det nu behielte, was würden Sie sagen?"
„Daß das die gemeinste Erpessung ist, welche ..."
„Genau das wollt' ick hören. Aber ick bin ja nich so." Damit reichte er Pemf die Brieftasche zurück. „Und aus demselben Grunde is auch mein Opa so stur."
Pemf, der den Ernst wohl spürte, gab sich dennoch, wohl um das Gesicht zu wahren, den Anschein, als sei er zum Spaß auf einen Spaß eingegangen. Munter plaudernd zog er an Pauls Arm weiter, indem er ihm die Relativität moralischer Begriffe, je nachdem sie auf dem politischen oder bürgerlichen Sektor Anwendung finde, begreiflich zu machen suchte.
„Aber der Herr Pastor hat doch gesagt", wandte Paul ein, „daß ein Christ ..."
Pemf zwickte Paul in den Arm, als habe er soeben den besten Witz gehört. „Du brauchst nur sonntags zur Kirche gehen, mon petit. O mein Herz ..." In plötzlicher Atemnot klammerte er sich an Paul, während sein Gesicht so schrecklich verfiel, daß Paul die Ernsthaftigkeit

des Anfalls erkannte und ratlos stehenblieb. „Ich werde sterben", rang Pemf nach Luft. „Paul, wenn ich tot bin, du hast starke Fäuste, wirst du meine Kinder beschützen? Ich hab so Angst, Paul, daß Srinowitsch ... Versprich es mir, Paul. Paul, ich flehe dich an, sei ein Christ!"
Ein Gott gab Paul die Kraft, sein Mitleid nicht Herr werden zu lassen, sondern, einen Busch beiseite biegend, auf Berti zu zeigen, der auf dem Felde jeden Halm mit einem Schwapps Wasser bedachte.
„O du Erpresser", sank Pemf in sich zusammen. „Mein Herz ... Gehen wir."
Der Boß, da Pemf so lange ausblieb, krabbelte aus dem Bett und spähte voll Sorgen mit dem Fernrohr aus dem Fenster. Da nahm auch er die Familie Köttgen wahr, und obwohl er sie schon oft bei der Beschäftigung des Giessens betroffen hatte, schnitt ihm der Anblick grade heute besonders ins Gemüt, denn krank sein macht weich. „O Pemf, du Erpresser!" murmelte er, als er ins Bett zurückkroch.
Es fällt einem schwer zu glauben, daß es wirklich Gefühlspolitik war, welche die beiden Bosse trieben, als sie Wassergraben gegen Kanälchen hintauschten. Vielleicht waren es auch viel kühlere Erwägungen, die sie uns nur nicht verraten haben. Doch es ist halt so schön, von Güte und Herzenswärme in der Politik wenigstens zu träumen. Träumen wir ein Viertelstündchen! Denn selbst dem Boß schienen bereits Bedenken zu kommen.
„Wenn ich nicht krank wäre ..." seufzte er.
Pemf sog wollüstig an einem Glase voll weißem Bordeaux. „Krankheiten schickt uns der Himmel."
Der Boß nickte. „Zur Zeit dir die narrotanische Fallsucht, lieber Pemf. Trotzdem, verzeihe, wenn ich darauf anspiele, solltest du an eine Hinterbliebenenrente denken, zum Beispiel in der Form eines Kanälchens hier." Er blickte hypnotisierend auf Pemf.
Doch dieser hatte es plötzlich eilig. „Wie schade, liebster Amadeus, daß mein Zug schon pfeift. Wir reden später

darüber. Heut bist du noch allzu schonungsbedürftig. Adieu, guter Freund, und rasche Genesung." Nicht mal den Wein trank er mehr aus.
„Schamloser Erpresser", murmelte Pemf, als er die Tür zuzog, denselben Gruß, den ihm der Boß nachsandte. Schau, auch Poneleit ist ein Getreuer.
„Grüß dich, Poneleit, hinkender Bote", streckte ihm der Boß die Hand aus den Kissen entgegen. „Was bringst du Neues?"
„Ei, juten Morjen, Herr Boßchen. Was macht die Jesundheit? All wieder bei Wege?"
„Was du mir bringst, will ich wissen!"
„Nuscht nich, Herr Boßchen. Kein Briefchen, kein Kartchen, kein Telejrammchen. Als wenn der Herr Boßchen nich da wär. Kein einer schreibt mehr an ihm. Ja, so is. Der Herr Boßchen braucht jar nich zu kucken. Am Poneleit liegt's nich."
Hm, machte der Boß, denn wer liebt es, schon bei Lebzeiten vergessen zu werden? „Und weswegen kommst du?"
„Einer muß ja doch sagen, daß nuscht zum sagen is."
„Das ist lieb von dir, Poneleit. Und was du für eine feine neue Brieftasche hast, Poneleit. Hat Julius die Spendierhosen angehabt?"
„I nei, hat er ja nich. Hat der Poneleit bloß poliert. Unsereins muß doch was tun für den Staat. Aber was ich man sagen wollt' — das Jesetz jejen die Ratten, das hat der Herr Boßchen verjessen."
„Na gut, Poneleit, gib ein Telegramm auf. An die kopflose Regierung: Ich verbiete die Ratten. Boß. Das wird genügen."
„Wenn der Herr Boßchen sich man nich täuscht. Aber ich werd's bestellen. Den Herrn Srinowitsch hab ich neulich auch wieder jesehen."
„So?"
„Er wollt' ja nich jesehen werden. Aber der Poneleit hat ihm doch jesehen. Na, dann tschüs auch, Herr Boßchen,

jute Besserung und vielen Dank für das Fläschchen Wein, das dort steht."
„Nimm's mit, Poneleit, treueste Seele!"
Und so kamen sie alle. Theophil klagte über die Schwierigkeiten, die ihm die Vereidigung seines Soldaten bereite, indem eine Formel gefunden werden müsse, welche Gott anrufe, ohne seinen Namen unnützlich im Munde zu führen, welche den Soldaten zum Gehorsam verpflichte und gleichzeitig zum Widerstand berechtige, welche ihm, dem General, die Verfügung über die Kanone zuschanze, ohne die Rechte des Vorstandes der Kriegsdienstverweigerer zu schmälern, kurz, es sei eine unerträgliche Misere.
Der Boß sah den Freund scharf an, denn dessen Redseligkeit kam ihm verdächtig vor. „Gestehe, Theophil, du hast ein halbes Dutzend Soldaten mehr, als du zugibst."
Unter der Versicherung des Gegenteils empfahl sich Theophil rasch.
Selbstverständlich, daß Onkel Hahnemann jeden Tag kam. Er brachte den heilenden Kräutertee samt seinem noch heilsameren Geplauder. Der radio-aktive Staub, hinter dessen Vernichtung er her sei, erweise sich als ein ganz hartnäckiger Bursche. Aber immerhin, die Menschheit von diesem Alb zu erlösen, sei es schon wert, den Rest des Vermögens zu opfern.
„Gibt dir Julius nichts?" fragte der Boß.
Onkel Hahnemann winkte mit überlegenem Lächeln ab. Julius rechne erst an Atom-Meilern. Den Staub habe er deswegen noch nicht im Auge. „Mein Pech, Boß, daß ich den Ämtern immer um eine Pferdelänge voraus bin."
„Wie steht es mit der Kinderlähmung, Hahnemann?"
„Aus und vorbei, Paps. Kein Mensch in Narrotanien spricht mehr davon."
„Und von dir auch nicht, wie?"
„Wie sollen die Leute auch? Ruhm hält nicht länger als Unsterblichkeit, das heißt, höchstens vier Wochen. Wir leben zu rasch, Paps. Im übrigen darfst du jetzt aufstehen. Der Puls ist völlig normal."

Getreu ihrem Schwur, jedes Licht auszupusten, damit nur ja kein Feuer entstehe, begann Florian Hawerichs Feuerwehr ein Schreckensregiment. Nach einem raffiniert ausgeklügelten System verteilten sich die Mitglieder in der Stadt, und wenn es Abend wurde, lauerten sie, hinter Hausecken, Telefonzellen, parkenden Lastwagen und Eisbuden versteckt, auf die Opfer. Kaum trat Onkel Hahnemann, auf dem Weg zu einem schwierigen Fall begriffen, in einen windgeschützten Torbogen, um sich die belebende Zigarre anzuzünden, pfuit, spritzte ein scharfer Strahl das Streichholz aus. „Nanu?" wunderte sich Onkel Hahnemann. Aber da er niemanden sah, auch kein unterdrücktes Kichern vernahm, griff er zum zweiten Zünder. Pfuit! Und so ein drittes, viertes und fünftes Mal, bis Onkel Hahnemann aufgab und ohne Nasenwärmer, aber voll schlechter Laune dem Krankenhaus zustrebte. Ihm begegnete Poneleit in der Dunkelheit, den brennenden Glimmstengel im Mund. Hahnemann bat um Feuer.

„Aber jerne, Herr Doktorchen, mit Dampf jeht ja man besser im Leben."

Doch kaum, daß sich die zwei glühenden Punkte trennten, pfuit, pfuit, wurden sie ausgespritzt.

„Das ist doch zu toll", brummte Hahnemann.

„Die Ratten, Herr Doktorchen, was ich immer sage, aber kein Mensch will ja glauben", seufzte Poneleit.

„Ah geh, Poneleit! Dumme Jungen am Werk."

Auf diese Weise entstand eine allgemeine Unruhe in

Hauptnarro. Kein Raucher war sich seines Feuers mehr sicher, und um überhaupt noch das anregende Gift zu sich nehmen zu können, mußte ein jeder hinter verschlossenen Türen und Fenstern dem Laster frönen. Kein Zweifel, die Straße gehörte Herrn Hawerich. Zwar wurden die Bürgervereine bei Dominikus, in dessen Ressort dieser Unfug fiel, vorstellig. Aber da aus Angst vor Dominikus niemand Zeit hatte, sich der Sache gebührend anzunehmen, wählte man Poneleit als Wortführer, denn Poneleit war bekannt dafür, daß er nicht nein sagen konnte. Der arme, hinkende Bote! Ach, er besaß nicht die geringste Verhandlungstaktik!
„Ich verbitte mir Ihre ewigen Ratten", fauchte Dominikus den Ärmsten an. „In Hauptnarro gibt's keine Ratten."
„Aber ich hab sie doch laufen jesehen!" verbürgte sich Poneleit.
„Das ist Beamtenbeleidigung!" fauchte Dominikus weiter. „Ich werde Sie selber wie eine Ratte totschlagen lassen."
Poneleit schied, an sich selber irre und unverrichteterdinge. Dabei gab er die Klinke an die Vorsteherin der Vereinigten Hausfrauenvereine weiter, welche kam, um Dominikus zu bitten, die Zigarrenauspuster nach Kräften zu unterstützen, damit den Männern endlich das vermaledeite Rauchen abgewöhnt werde.
„Da hören Sie's", schrie Dominikus dem am Fenster vorbeihinkenden Poneleit durch die ebenso rasch geöffnete wie wieder geschlossene Lüftungsklappe nach.
Auch der Vorsitzende des Fußballklubs erschien, um einen Vorschlag zu machen, wie man das Unwesen in geordnete Bahnen lenken könne. Nur den Teilnehmern am Training dürfe das Nikotinlicht ausgeblasen werden, die andern hätten Feuer frei.
Dazu, lächelte Dominikus überlegen, bedürfe es nur der Ausgabe von Kennkarten, die jeder bei sich zu tragen habe, am besten um den Hals, in deutlich lesbarer Leuchtschrift.

Ja, die Narrotanier wissen, wie man Probleme löst, denn ein einiger Wille umspannt das gesamte Volk.
Dominikus konnte deswegen getrost seinen unterirdischen Berater Srinowitsch aus dem Schrank lassen, worin er ihn während der Besprechungen versteckt hatte, und mit ihm und Florian Hawerich den weiteren Feldzugsplan beraten.
Auf Grund dessen ging die Feuerwehr auch am Tage dazu über, Zündhölzer und Glimmstengel auszuspritzen.
„Nieder mit den Brandstiftern!" gellte ein Schrei, und schon war Köttgen die Kippe los, die er sich nach Marktschluß grade leisten wollte.
„Wie heißen Sie? Wir sind von der FF", sah er sich obendrein umringt. Und als er, guten Gewissens voll und außerdem als Narrotanier gewöhnt, jeder sich amtlich gebärdenden Person erschöpfende Auskunft zu geben, seinen Namen nannte, hieß es: „Aha. Das werden Sie zu bereuen haben!" Und Hawerich notierte.
Als er die Liste voll hatte, reichte er sie bei Dominikus ein, um danach, gemeinsam mit diesem und all seinen Freunden bei verhängten Fenstern eine Rauchorgie in Malepartus zu feiern.
„Brav, brav, meine Schäfchen", lobte Dominikus. „Ihr dürft!" Und gab Hawerich als erstem ein Feuer, das dieser nicht ausspritzte.
Derart in Angst und Schrecken versetzt, wagte bald niemand mehr in Hauptnarro öffentlich zu rauchen, denn jeder hatte Angst, auf die Liste zu kommen oder als Ratte gedeutet zu werden. Und die in der Bürgerschaft Ansehen genug besaßen, um dem Unwesen zu steuern? Martha ließ, da der Boß abwesend war, das Haus renovieren und hatte daher keine Zeit. Julius meinte, er sei zu unpopulär, um die Massen für sich zu gewinnen. Theophil war verpflichtet, bei innerpolitischen Auseinandersetzungen Gewehr bei Fuß zu stehen. Der Parlamentarier hatte grade Ferien. Köttgen ließ sagen, die Städter könnten ihm ... er sei froh, daß wieder Wasser

im Graben sei. Hahnemann sprach das berühmte „odi profanum vulgus, d.h. ich will mir die Finger nicht dreckig machen, denn zum radio-aktiven Staub brauche ich saubere." Und Paul? Ja, Paul war noch minderjährig. Aber Ziegenkäs! Erinnert euch, welch ein Herrscher über die wogende Volksseele Ziegenkäs war! O nein! Er zündete sich das Streichholz unter der vorgehaltenen Jacke an und rauchte Deckelpfeife. Als ihm das Gespritze dennoch zu dumm wurde, tat er das Klügste, was ein aufrechter Mann in seiner Position tun konnte, — er trat insgeheim der FF bei.

Und der Boß lag in Klein Köttgenrath und hatte von all dem keine Ahnung, denn Marthas Verbot, ihn nicht aufzuregen, fand strikte Beachtung.

Gemütlich, da ihn das Laufen noch anstrengte, ritt er auf Baldewein spazieren und besah sich die Gegend durchs Fernglas. Er war ein wenig zu lang für Baldeweins niedre Statur, aber da er ein Mann von Humor war, freute er sich selbst über das Bild, das er abgab, wenn seine Beine, über Baldeweins Flanken baumelnd, am Erdboden schleiften.

„Hü, Baldewein", munterte der Boß den Trottenden auf, „sei nicht so faul!"

„I-a", antwortete Baldewein und dachte gar nicht daran, seinen Schritt zu beschleunigen, denn klug wie Esel sind, hatte er es längst spitzgekriegt, daß die Felder seines Herren viel zu klein für eine Tagestour waren, und er, Baldewein, bei dem wiedererwachenden Bewegungsdrange des Boß dann die Runde dreimal machen müßte, wenn er schneller lief.

„Hast recht, Baldewein", tätschelte der Boß das kluge Tier zwischen den Ohren, „immer langsam voran, ist die Weisheit der Könige."

So ritt der Boß durch die Felder und genoß den Duft, der darüber schwebte, denn es war die Zeit der Kartoffelernte. Eigentlich wollte der Boß rechtsrum reiten, denn ihn hungerte und er strebte heim. Baldewein aber, trotz aller

Püffe und Zügelrisse, zottelte nach linksrum.
„Baldewein", schlug ihn der Boß zwischen die Ohren, „dort geht's zum Futtertrog."
Aber Baldewein, hartnäckig wie Esel sind, wußte es besser und trug seinen widerstrebenden Reiter um eine Waldecke herum, hinter der ein Kartoffelfeuer rauchte. Das hatte Baldewein gerochen, und die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß dort, wo es so roch, Berti am Kartoffelrösten war, und frisch geröstete Kartoffeln, die mochte Baldewein gar zu gern. Berti hüpfte wie ein Grasteufel im Rauch und bot die dampfenden Knollen. Erst Baldewein, dann dem absteigenden Boß. Auch Köttgenmann und Köttgenfrau machten eine Arbeitspause und setzten sich schmausend zu den Schmausenden. O du goldgelber Oktobertag!
„Wie sind die Kartoffeln?" fragte der Boß, denn ihn interessierten zur Zeit nur die kleinen Fragen des Lebens, die doch die großen sind.
Die Antwort war eine Bauernantwort: „Wenn's mehr geregnet hätte, wären es mehr."
„Dafür sind sie prachtvoll mehlig", sagte der Boß, indem er, kühlende Luft einsaugend, kaute. „Aber du hast recht, Wilhelm, man muß den Göttern immer das vorwerfen, woran sie es haben fehlen lassen, sonst werden sie eingebildet."
Dann sprachen sie von dem wieder einströmenden Wasser, denn Pemf hatte sein Versprechen gehalten.
„Bloß in der Stadt", mäkelte Köttgen, „sind sie toll", und erzählte die Geschichte vom Feuerausspritzen.
Der Boß lachte erheitert. „Ja, wenn die Katz aus dem Haus ist . . ." Mehr dachte er sich nicht. Es war auch zu schön, die schrägen Strahlen der so klar untergehenden Sonne zu genießen, dazu den blauen Dunst aus Kartoffelrauch und Abendschatten und den herben Geruch des aufgewühlten Ackers.
Indem sah sich in Hauptnarro Florian Hawerich nach neuer Betätigung um. Da die eingeschüchterten Raucher

nicht wagten, auf offener Straße ihrem Vergnügen zu frönen, wäre er um ein Haar arbeitslos geworden und hätte seine tatendurstigen Anhänger verloren.
„Ich hab's", rief Hawerich. „Wir schießen alle Glühbirnen aus, denn da drinnen brennt's auch."
Srinowitsch aber hieß ihn Idiot. Der Gebrauch von Luftbüchsen zu öffentlichen Zwecken werde unweigerlich Theophils Kanone zum Sprechen bringen. „Köpfchen, Hawerich, Köpfchen, es geht ja viel einfacher!" Mariannchens Mann, der seinerzeit anläßlich der Affäre Ziegenkäs dem Boß so wacker beigestanden hatte, war doch offensichtlich ein rechtlicher Mann. Er arbeitete im Elektrizitätswerk. Den mußte man vorschieben! Florian steckte sich hinter Ziegenkäs, Ziegenkäs hinter Morgenroth, dieser hinter Poneleit, und Poneleit, ahnungslos wie alle seine Vordermänner, brachte den Mariannchenmann auf Touren.
„Freunde", rief dieser in einer von ihm einberufenen Versammlung der Werksangehörigen, „wir müssen dem Staat und dem Boß zu Hilfe kommen. Damit Dominikus, dieser falsche Fuffziger, endlich Maßnahmen ergreift, die verdammte Spritzerei zu unterbinden, treten wir in den Streik."
„Jawohl, wir streiken", war die einhellige Meinung, „damit endlich wieder Ordnung einzieht."
Genau dies war es, was Florian bezweckte, und wozu der Mariannchenmann in seiner Biederkeit geholfen hatte. Denn nun lag Hauptnarro im Finstern, und die Hausfrauen mußten Petroleum brennen oder gar bei Kerzenschein Abendbrot kochen.
„Feuer!" tutete Hawerich aus dem Fenster seines Schlafzimmers. Und „Feuer, Feuer", gellte es aus allen Kellerlöchern Antwort, in denen seine Getreuen auf dies Signal warteten.
Und nun ging's los! Gretchen, jene wackere Frau, die dem „Blitz"-Jüngling an den Hals gefahren war, war grade dabei, die gefallene Masche im Sonntagsvordertürsteh-

strumpf zu stopfen, — pfuit, war die Kerze aus, denn Gretchen hatte, weil sie gleichzeitig Pfannkuchen buk, das Fenster geöffnet, um den Dunst rauszulassen.
Das Mariannchen stand grade am Waschtrog und rubbelte Windeln, als die Kerze verzischte. Poneleit konnte die Briefe nicht weiter sortieren, denn pfuit, war es finster. Selbst Onkel Hahnemann der auch bei Kerzenbeleuchtung nicht aufhörte, sich des radio-aktiven Staubes wegen die Augen zu verderben, war empört, als ihm durch zischende Verdunklung die Möglichkeit zu weiteren Forschungen genommen wurde.
Voll Zorn riß er das Fenster auf. „Meine Herren", rief er hinab, „kämpfen Sie gefälligst mit offnem Visier!"
Verdächtiges Schweigen war die erste Folge dieses herrischen Anrufs. Dann aber scholl der Lachchor herauf:

„Onkel Hahnemann ist tumm, tumm, tumm.
Jetzt tappt er gar im Finstern rum."

„Geht das schon wieder los?" schalt Hahnemann, als er sich in seinen Sessel getastet hatte. Jedoch, der Ärger hielt nicht lange vor, denn ihn begann das Phänomen, wie ihm bei geschlossenen Fenstern das Licht ausgeblasen werden könne, wissenschaftlich zu interessieren. Und vielleicht hatte die unverfrorene Bande grade dieses gewollt. Solange Onkel Hahnemann dachte, war er dem praktischen Leben verloren.
Und Martha erging es nicht anders. Sie war schon in Nachthemd und Schlafhaube, als ihr einfiel, sie müsse unbedingt nachzählen, wieviel Gläser Birnen sie eingeweckt habe, um dem Boß genauen Bericht abzustatten. Deshalb stieg sie, so wie sie war, in den Keller, die Petroleumlampe in der erhobenen Rechten, und zählte.
„Ich hab mich doch nicht getäuscht", stellte sie grade, zufrieden mit ihrem guten Gedächtnis fest, „es sind 24½. Amadeus wird sich freuen." Pfuit, war die Lampe aus. „Ich sag's dem Boß!" schrie sie ins Finstere. Doch am Kellerfenster erschien eine dämonisch beleuchtete Fratze. „Auch dem Boß wird das Lebenslicht ausgeblasen, huhu!"

So tobte der Schwarm durch Hauptnarro. Julius konnte sein Geld nur am Tage zählen, der Kaufmann Morgenroth nicht mehr ins Warenlager steigen, ja die Redakteure des „Lichtes" mußten sich von Nacht- auf Tagarbeit umstellen.
Selbst der Herr Pastor, der anfangs geglaubt hatte, um ihn sei eine Mauer gebaut, mußte erfahren, daß die Dunkelmänner nicht den geringsten Respekt vor seinem christlichen Licht hatten. Ein Bild des Friedens — er arbeitete bei geöffneten Vorhängen — saß der Herr Pastor hinter der aufgeschlagenen Bibel und notierte sich Stichworte zu der Predigt, die er morgen, Sonntag, über die verheißungsvollen Worte: „Ich bin das Licht, ich leucht euch für!" halten wollte, — pfuit, aus war das Licht.
„Apage, Satanas, apage!" sprach er die Beschwörung.
„Im Gegenteil, Hochwürden, er ist im Kommen!" mekkerte es von draußen.
Nur die Liebespärchen lobten den Zustand der Verdunkelung, und auf diese Stimmen gestützt, gelang es Dominikus immer wieder, die geforderte Säuberungsaktion hinauszuschieben.
Die Fußballer, welchen man in dreistester Weise die zu Ehren von Pauls vorjährigem Siege angezündeten Festmahlkerzen ausgespritzt hatte, beschlossen, so könne es nicht weitergehen. Mariannchens Mann sei der Schuldige. Haut ihn! Und schon zogen sie los, holten den Überraschten aus dem Bett und verprügelten ihn, daß er acht Tage nicht sitzen konnte. Aus Rache setzte sich der Geschlagene auf die Hinterbeine und rief erst recht die Streikenden zum Durchhalten auf. Täglich kam es von nun an zu Keilereien zwischen EW-Arbeitern und Fußballern, und während sie rauften, veranstaltete Hawerich Feuerwehrbälle, wo man symbolisch den Narrotaniern auf der Nase herumtanzte, realiter aber vor Freuden tanzte, daß man, selbst unerkannt, die Freunde des Boß aufeinandergehetzt hatte.

„Wo ist der Boß?" fragten die Leute auf der Straße, wenn sie Martha beim Einkaufen trafen.
Und diese antwortete, nur an Amadeus denkend, „O, er ist noch lange nicht gesund."
Und Julius, wenn man ihn fragte, antwortete der sonst so Listige, Schlichekundige: „Acht Wochen braucht er mindestens noch." Ja, die Narrotanier sagen immer an der falschen Stelle die Wahrheit.
Und Hahnemann? „Schonung, Schonung, Schonung!"
Als sie das hörten, freuten sich Hawerichs Freunde und sorgten dafür, daß der „Blitz", sein Herz für den armen, alten, kranken Boß entdeckte und die Bevölkerung herzlich bat, trotz aller gegenwärtigen Mißlichkeiten den Genesungsprozeß nicht durch Beschwerdebriefe zu verzögern.
Und der Boß? Ahnungslos spielte er im Stalle mit Baldewein. Zupfte ihn am Ohr und freute sich, daß Baldewein durch Zucken verriet, er halte den menschlichen Finger für eine Mücke.
„Ja, siehst du, Baldewein", feixte der Boß, glückselig über die geglückte unschuldige Irreführung, „wissen, woher's kommt, sonst schlägt man den Falschen!" Ach, der Ahnungslose!
Danach zwickte er Baldewein in den Schwanz, denn er war heute sehr zu Späßen aufgelegt. Baldewein fuchtelte wild mit dem Anhängsel.
„Entweder, Baldewein", hetzte der Boß, „triffst du auf den ersten Schlag, oder du läßt das Säbelrasseln ganz sein."
Als er aber Baldewein unsanft gegen den Strich bürstete, daß der Tennenstaub — Baldewein hatte tagsüber den Göpel gedreht — nur so wölkte, wurde Baldewein böse. „I-a!" klang sein Zornruf. Er bockte, schlug aus, ja er riß sich vom Halfter los und strebte, den Boß gegen die Wand quetschend, ins Freie.
„Halt, Baldewein!" rief der Boß. „Ausgang verboten!" Baldewein klopfte mit den Hinterbeinen, als wenn er

sagen wollte: „Daß du mir ja nicht zu nahe kommst!"
Da nahm der Boß eine Handvoll Hafer aus der Futterkiste. „Baldewein", lockte er verführerisch. „Schau, was ich habe!"
Und das genäschige Tier, unkund menschlicher Listen, machte kehrt, ließ sich, immer den Hafer vor der Schnuppe, in die Box zurücklocken und dort, während er die goldenen Körner zermalmte, unbemerkt anketteln.
„So ist das mit Freiheit und Souveränität", höhnte der Boß, halb im Scherz, halb im Ernst. „Ja, ja!"
In dieser oder einer ähnlichen Stimmung war es, daß der Boß Poneleit jenes Telegramm mitgab, welches später als die Klein Köttgenrather Depesche in die Geschichte einging: „Ich verbiete die Ratten. Boß."
Kaum wurde dieses Telegramm in Hauptnarro publik, als Florian Hawerich, von Srinowitsch ermuntert, auf dem Markte einen leergekauften Gemüsewagen erstieg.
„Genossen und Genossinnen!"
„Wer?" murrte das umstehende Volk. „Wir sind noch immer Narrotanier und Narrotanierinnen!" Aber sie murrten nur leise, denn sie hatten Furcht, von Hawerich und Genossen ausgezischt zu werden.
„Der Wunsch unseres Boß sei uns Befehl. Nieder mit den Ratten!"
„Wen meint denn der Boß mit den Ratten?" kam es aus der Menge.
Florian Hawerich warf sich in den Bauch. „Wer eine Ratte ist, das bestimme ich!"
„Ausgerechnet du, Hawerich! Bist ja selber der Rattenkönig! Nieder mit Hawerich!" Und schon machte die Menge Miene, den Wagen, auf dem Hawerich stand, umzustürzen.
Der aber stand wie ein Fels.
„Alarm!" schrie er. „Feuer!"
„Weg mit den Kapitalisten!" antwortete es aus den Seitengassen, und mit gezückten Geräten stürzten die bereitgehaltenen Spießgesellen auf die Marktleute und

spritzten aus allen Schläuchen wahllos unter die Menge. Gott, gab das ein Geschrei! Anstatt sich auf die Übeltäter zu stürzen, schlug jeder auf seinen Nachbarn ein, weil dieser ihm nicht schnell genug den Weg ins Trockne freigab. Die Weiber kreischten, die Kinder quiekten, die Männer brachen sich mit den Fäusten Bahn.
„Nieder mit den Militaristen!" Vom Strahl in den Rücken gejagt, floh jeder, um mit jedem zusammenzurennen, welchen der gegenseitige Strahl in die andere Richtung trieb. So durchbrechen sich kämpfende Heere, um nach erfolgtem Durchbruch den Guß, dem eben der Rücken entronnen war, nunmehr ins Gesicht zu kriegen.
„Feuer!" schrie Hawerich und schlug sich auf die Schenkel vor Lachen, daß zu seinen Füßen jeder nur bestrebt war, sich selber zu retten, anstatt ihn am Kragen zu pakken und vor eine Düse zu schleifen. „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!"
Und seine Freunde hielten sich wacker. „Schlagt die Neofaschisten!" schrien sie und Wasser spritzten sie. Wo nur das viele Wasser herkam? Es mußte gehortet worden sein. Denn anders waren diese Fluten nicht zu erklären. Aus Kübeln wurde es geschüttet, aus Eimern gegossen, ja sogar die vom Herrn Pastor verpönten Klistierspritzen traten in Aktion. Es dauerte keine drei Minuten, da war der Platz leergespritzt.
„Verfolgt das Bürgerpack!" befahl Hawerich mit Triumphatorgebärde, „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß!" Diesen Ausspruch Gneisenaus hatte er sich auf Srinowitschs Rat zurechtgelegt, weil selbst ein Narrotanier für nationale Impulse — trotz allem — nicht unempfänglich ist. Da fragt er nicht, aus welchem Munde sie kommen.
Los ging die wilde Jagd durch die Straßen. Das „Narrotanische Licht" mußte als erstes dran glauben. Das „Licht" auf dem Firmenschild wurde rot überspritzt. Poneleit wurde angefeuchtet, bis ihm das Briefträgergewand als nasser Lappen um die schlotternden Schultern hing und

er den Dienst aufgeben mußte. Aus verständnislosen, bangen Augen mußte er zusehen, wie die Fluten den wohlgeordneten Inhalt seiner Dienststube wegschwemmten. „Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr?" schrien die Männer hinter den zum Guß erhobenen Eimern die entsetzten Bewohner an. Und wo einer „nein" sagte, den hättet ihr zwei Sekunden später sehen sollen! Deshalb schrien die meisten vor Angst: „Jawohl!" und reihten sich ein. So stieg die Mitgliederzahl sprunghaft. Der tobende Haufe wälzte sich vor das Pastorenhaus, und da der Herr Pastor ein trotziges „Niemals!" rief, war auch bald seine Studierstube Schauplatz einer Sintflut, in welcher Bibel, Gesangbuch, Postille, Brevier, Bäffchen und Rosenkranz strudelnd durcheinandertrieben. Er selber, obwohl völlig durchnäßt, wurde auf die Schultern gehoben und mitgeschleppt. „Sogar der Pastor ist uns beigetreten!" verkündete Hawerich frech und zeigte auf den Gestikulierenden, dessen Worte jedoch bei dem allgemeinen Geschrei kein Mensch verstehen konnte.
Onkel Hahnemann schaute zum Fenster heraus. „Das geht aber doch wohl ein wenig zu weit", schüttelte er den grauen Kopf, als er seinen Gegner in dieser von oben her recht deutlich als fatal zu erkennenden Lage bemerkte. Schon öffnete er den Mund, um dem Volke philosophisch zu begründen, warum diese Maßnahme gegen den Glauben zwecklos sei, da schoß ihm ein wohlgezielter Strahl mitten hinein.
„Das ist menschenunwürdig", gestikulierte Onkel Hahnemann.
„Aus ist's mit Onkel Hahnemann!" schrie Hawerich. „Nieder mit der Intelligenz! Ich schaffe den neuen Menschen."
Ach, ach, die Apparate, der radio-aktive Staub, die Bücner, die gelehrten Abhandlungen! Der einzige Grund, warum man Hahnemann nicht selbst unter die Wasserleitung hielt, war wohl der, daß er, ohne sich zu rühren, inmitten des Platzregens stand.

„Radioaktiver Staub ... viel Wasser ... ? Eventuell mit Zusatz von ...“ Nein, Onkel Hahnemann war nicht zu retten. Was kümmerte ihn die Vernichtungswut der Volkslegionen? Er wollte, er mußte seine Kreise ziehen, unbekümmert um wechselnde Systeme.
Wenige Menschen nur gab's in Hauptnarro, denen nichts passierte. Martha erhielt eine Huldigungsadresse zur Weiterleitung an den Boß, den man selber, so betonte Hawerich, ehrfurchtsvoll anschreiben würde, wäre sein Aufenthalt nur bekannt. Martha solle ihn jedoch grüßen, der Befehl, die Ratten betreffend, sei vom Volkswillen vollzogen. Martha, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein, versprach alles. Heimlich jedoch rang sie die Hände. „Ich kann es ihm doch nicht sagen, es wäre sein Tod. Und ausgerechnet jetzt muß Paul auf Schulwandertag sein. O Gott, wie hast du manches so unpassend eingerichtet!“
Der zweite war Dominikus. Überflüssig zu erzählen, wie er in Malepartus vor Freuden umherhuschte, Akten bereitlegte und mit Srinowitsch telefonierte. Als die Menge an seinem Fenster vorbeizog, winkte er hinter den Scheiben und zeigte auf den Turm, der Julius gehörte.
„Kommt, Leute“, rief Hawerich, „wir holen uns Scheine!“
„Jawohl, wir wollen auch Nutznießer werden. Teilen, verteilen, jedem das Seine!“ johlte die Menge, aber sie mochte gegen den Juliusturm spritzen, gießen, schütten, soviel sie wollte, machtlos prallten die Wogen am verrammelten Tor ab, denn, als wenn er's gerochen hätte, war Julius ab heute in Urlaub.
„Julius!“ rief der Boß überrascht von der Stalltür her, als er eine schmächtige Gestalt — Rucksack, Baskenmütze, Kniehosen, Nagelschuhe und Wanderstab — in den Köttgenhof einbiegen sah, „Du kommst wie gerufen! Warst du im Krieg nicht Obersanitäter bei der Pferdegenesungskompanie? Baldewein ist malade.“
Umständlich entledigte sich Julius der ihn behindernden

Utensilien und besah sich das werkwunde Tier, das, mit Säcken voll Rüben beladen, bei jedem Schritt schrie.
„Du kennst doch Baldewein, wie?"
Julius antwortete, er habe heute zum ersten Mal das Vergnügen.
„Aber Julius, erinnere dich bitte, du warst doch neulich mit Pemf, Srinowitsch, Herrn Pastor und so weiter zum Festakt der Staatseselernennung hier."
Julius machte ein dummes Gesicht.
„Julius, nun markiere doch bitte nicht den Idioten. Ich seh dich doch noch, wie du Baldewein melken wolltest!"
„Das mußt du geträumt haben, Amadeus. Zwar habe ich mein Examen als Melkmeister mit Auszeichnung bestanden, und diese Kunst auch zeit meines dienstlichen Lebens gepflegt, aber einen männlichen Esel..." So mitleidig und gleichzeitig sachlich-fachlich bestimmt schüttelte Julius den Kopf, daß der Boß den Rückzug antrat.
„Na ja, dann hab ich's eben geträumt. Aber du weißt ja, wie durchlässig die Trennwand zwischen Phantasie und Wirklichkeit ist. Man weiß nie genau, wann man sich und andern was vormacht. In der besten Absicht, bei der Wahrheit zu bleiben, Julius! Kennst du den Zustand auch? Nein? Dann bist du kein Mensch. Entschuldige den Irrtum. Doch jetzt sieh nach Baldewein."
Julius entfernte mit des Bossen Hilfe die prall gefüllten Säcke.
„Viel zu schwer", ächzte der Boß unter der Last.
„Keine Spur", antwortete Julius, noch schwerer stöhnend. „Du ahnst gar nicht, was ein Mensch schleppen kann."
„Es handelt sich bei Baldewein um einen Esel. Einen Staatsesel."
„Da ist nicht viel Unterschied", behauptete Julius kühl.
„I-a", jammerte Baldewein, denn sein Rücken zeigte Schwielen und wundgescheuerte Stellen.
„Jod?" fragte der Boß.
„Viel zu teuer", meinte Julius. „Das machen wir so."
Mit des Bossen Hilfe lud er Baldewein einen der Säcke auf.

„Kannst du das tragen?" fragte er Baldewein. Dieser bewegte spielend die Ohren.
„Na, siehst du", klatschte ihn Julius. „Onkel Julius will dir doch das Leben erleichtern. Den auch noch?" Und lud den zweiten Sack auf.
Baldewein klopfte mit dem linken Vorderhuf.
„Brav, brav, Baldewein!" lobte Julius und stemmte den dritten Sack über die Kruppe.
„Macht dir doch gar nichts, Baldewein, wie?"
Baldewein tänzelte.
„Tut's noch weh, Baldewein?"
Baldewein gab zu erkennen, daß er sich frei von Schmerzen fühle.
„Siehst du, Amadeus, das ist die ganze Kunst. Umpacken, wenn's anfängt zu drücken. Bis es woanders weh tut, ist die alte Wunde geheilt. Dann eben abermals umpacken, und so weiter.
Noch einen Sack drauf, Baldewein? Schaffst du doch spielend, vier Säcke statt wie bisher drei zu tragen. Ja, Onkel Julius kennt den Lastenausgleich aus dem ff. Hüh, Baldewein!"
Damit gab er dem Grautier einen freundschaftlichen Klaps auf das Hinterteil, und „I-a, I-a", trabte Baldewein wacker den Weg zur Rübenmiete, wo ihm Köttgen die Säcke abnahm.
„Zauberer!" lächelte der Boß bewundernd seinen Freund an.
„Steuererleichterung", bemerkte Julius voll stolzer Bescheidenheit. Damit machte er sich auf den Heimweg, denn obwohl er noch Urlaub hatte, litt es ihn nicht, von seinen Schätzen so lange entfernt zu sein. Er ahnte nicht, welchem Schicksal er entgegenging.
In Hauptnarro war inzwischen die Hölle los. Von den Stufen des Domes verkündete Hawerich das Programm seiner Regierung:
„Wir schaffen den neuen Menschen!"
Rasch waren aus abgerissenen Obstbuden Bänke und

Tische zusammengeschlagen, auf denen der Geburtsakt vor sich gehen sollte. Hawerich führte den Vorsitz, Ziegenkäs funktionierte als Beisitzer zur Rechten, während zur Linken Dominikus hinter Aktenstößen saß, aus denen Srinowitsch die markantesten Fälle auswählte. Merkwürdig, nicht einer unter den marktfüllenden Narrotaniern nahm Anstoß an dieser offensichtlichen Einmischung in andrer Leuts Angelegenheiten. So sind die Narrotanier! Sie haben Affenliebe zu allem, was aus dem Ausland kommt.

„Poneleit!" hallte Hawerichs Stimme laut um den Markt.

Anstatt den Unglückswurm zu verstecken, stieß ihn die Menge zur Armesünderbank.

„Warum haben Sie", schnarrte Hawerich den Verdatterten an, „dem Boß Briefe gebracht?"

Ei, weil er Briefträgerchen sei. Durch dieses Argument fühlte sich selbst Hawerich aus dem Konzept gebracht. Aber rasch blies ihm Srinowitsch den Tip ein.

„Der neue Mensch", schlug Hawerich daraufhin mit der Faust auf den Brettertisch, „zeigt die Briefe zuerst dem Genossen Srinowitsch!"

Poneleit fühlte seine Existenz bedroht. „Aber Herr Hawerichchen", flehte er. „Der Poneleit hat schon dem Herrn Kaiserchen die Briefchens jebracht, er hat sie dem Herrn Tyrannchen jebracht, dem Herrn Konradchen jebracht, dem Herrn Boßchen jebracht, er wird sie auch dem Herrn Feuerwehrchen bringen, jeden Morjen pünktlich um zehn, wie sich's jehört. Der Poneleit is doch Beamter, Herr Hawerichchen."

Über solch altertümliche Ansichten konnte Hawerich nur die Achseln zucken. In einem symbolisch gemeinten Akt nahm er Poneleit die Brieftasche ab. „Es lebe der fortschrittliche Funktionär!"

„Ich!" hob Ziegenkäs den dicken Finger, denn das Fremdwort weckte Vorstellungen von Macht und Reichtum in ihm.

Wider seinen Willen war es Julius, der Hawerich aus dieser lächerlichen Situation rettete. Schweifende Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr, die das flache Land betreuten, hatten ihn bei der Heimkehr geschnappt und brachten ihn nun vor das Tribunal geschleppt. Da er unbeliebt war, fand es die Menge ganz recht, daß ihm Hawerich Poneleits Brieftasche um die Ohren schlug. „So lassen Sie einen Staatsbeamten herumlaufen? Sabotage! Als Mensch mag Poneleit in Lumpen gehen, wie er will. Als Staatsdiener hatte er Anrecht auf repräsentative Ausstattung. So unterschiedlich denkt der neue Mensch. Kein Wort! Wo ist der Schlüssel zum Turm?"
Seht den kleinen Julius an! Er verschluckte den Schlüssel vor aller Augen. Freilich nicht den großen, rostigen aus Urvätertagen, sondern den kleinen, der ins Sicherheitsschloß paßte. Aber immerhin, wer von den Umstehenden, die ihn auslachten, hätte dergleichen Kühnheit aufgebracht?
„Bauch auf!" befahl Hawerich und zückte, da sich trotz des Hasses, den man gegen Julius hegte, kein Mensch zu dieser Unmenschlichkeit bereit fand, das eigene Taschenmesser.
Doch legte ihm Srinowitsch die Hand auf die Schulter. „Du selbst noch viel altes Mensch", lächelte er mitleidig. „Neues Mensch wissen, wo wertbeständiges Gold." Damit ließ er eine Ansichtspostkarte vom Ural nebst jenseitigen Landstrichen herumgehen.
„Ah!" machte die Menge, denn jeder fühlte schauervoll die neue Heimat.
„Jetzt den dort!" befahl Srinowitsch, und während Dominikus die Akte vorlegte, wurde Hahnemann unter bedauerndem Geflüster der Menge vorgeführt. Jämmerlich genug sah er aus. Da man ihm sogar die Brille weggenommen hatte, tappte er hilflos umher.
„Verbrecher am Volk!" herrschte ihn Srinowitsch an. Jedoch, da er empörtes Murren auffing, überließ er Hawerich die weitere Bearbeitung des Falles.

Warum er den Lähmungsbazillus nicht früher entdeckt habe, wollte Hawerich wissen. „Sabotage! Arbeiten Sie schneller Genosse! Der neue Mensch entdeckt die Medizin vor Ausbruch der Krankheit. Und Vernichtung des radioaktiven Staubes? Das heißt, den Friedensfürsten der Welt eine Waffe aus der Hand schlagen. Wie? Menschen retten?! So denkt der alte Mensch. Menschen — von dem Dreck gibt's genug, von diesem Wahlspruch läßt sich der fortschrittliche Mensch leiten. Vernichten, vernichten, vernichten! Das Jahrhundert des Zitterns ist angebrochen, und das wollen Sie nicht zur Kenntnis nehmen? Kopf ab!" Puterrot war er vor Zorn, der Hawerich.
„Ich verstehe die Welt nicht mehr." Damit tappste Hahnemann auf das Sünderbänkchen zurück, indem ihm Hawerich ein „Verstehen will er auch noch!" nachschleuderte. Sogleich wurde Hahnemann, wie Poneleit und Julius auch, in Ketten geschlagen.
Der Mariannchenmann wurde verdonnert, weil er zum Streik aufgerufen hatte. Seine Verteidigung, er habe dadurch doch der Feuerwehr einen unschätzbaren Dienst erwiesen, wurde nicht anerkannt. Der neue Mensch schreite nicht zur Selbsthilfe. Er frone, frone geduldig. Seiner tapferen Frau erging es nicht besser. Ein Kind geboren und noch nicht zur Funktionärsschule angemeldet? „Alte Weib!" brach Srinowitsch den Stab über dem Schluchzenden.
Selbst dem Herrn Pastor blieb eine Vorführung nicht erspart. Ob er wirklich und wahrhaftig an Gott glaube? Und als er sich bekannte, lächelte Srinowitsch den Gefangenen an, als wollte er sagen: „Alter Gauner, genauso glaube ich an die Herrschaft des Volkes!"
Doch der Herr Pastor kam gnädig davon. Vielleicht, dachte Srinowitsch, läßt er sich umschulen und eines Tages als Gegenpastor gebrauchen.
„Du Gottesdienst!" befahl er darum. „Jetzä, sofort, hopp hopp!"
Und schon wurde der würdige Herr, ungeachtet seiner

beginnenden Leibesfülle die Treppen zum Dom emporgejagt. Als die Narrotanier jedoch nachdrängten, riegelte rasch ein Pikett Freiwilliger Feuerwehrmänner das Portal mit gezückten Schläuchen ab. „Er allein. Ganz für sich. Versenkung!" höhnte Srinowitsch.
Und so ging es weiter, bis niemand mehr auf der Anklagebank saß. „Was nun?" sah sich Hawerich ratlos nach Srinowitsch um. Dieser zwinkerte gegen Dominikus, und Hawerich schaltete.
„Sie wissen zuviel!" herrschte er den aus allen Wolken Fallenden an, während Srinowitsch mit geübtem Griff die restlichen Akten an sich riß. „Der neue Mensch hat nichts zu wissen!"
Dominikus zitterte. „Ich möchte aber doch fragen, wer.."
„Der neue Mensch hat nichts zu fragen!"
„Darf ich mich wenigstens verteidigen?"
„Der neue Mensch legt nur Schuldbekenntnisse ab."
Dominikus bekannte, daß er Westchen, die stadtbekannte Katze des Boß nicht ausreichend bespitzelt habe. Nicht mal die stammelnde Zunge, der mahlende Unterkiefer halfen ihm aus der Klemme. Es war ja auch niederschmetternd — so nahe der Macht, und nun . . .
„Du Mohr, du jetzä gehen", höhnte Srinowitsch und ließ dem Verurteilten durch Hawerich einen Tritt in den Hintern verabreichen, ehe er abgeführt wurde.
„Wer noch?" sah sich Hawerich um, und als er niemanden fand, zeigte er wahllos in die Menge. Da aber schrien die Narrotanier, sie könnten nichts dafür, sie hätten noch keine Schulungskurse gehabt. „Sabotage, Sabotage!" riefen sie laut.
Hawerich wurde blaß, denn das, spürte er deutlich, richtete sich gegen ihn. Schon stemmte ihm Srinowitsch die Faust in den Nacken.
Da kam zu Hawerichs Glück und eigenem Unglück Köttgen geschritten, Baldewein am Strick, denn er wollte dem Tierarzt die neue Druckstelle zeigen, die Julius durch falsche Belastung des Rückens verursacht hatte. Auf

Hawerichs Wink wurden beide umringt und vor den Richtertisch geschleift.
„I-a!" schrie Baldewein, denn die Häscher taten ihm weh.
„Stillä!" fuhr Srinowitsch selbst den Esel an. „Neues Tier nix ach und weh, singen Loblied auf Fortschritt!"
Baldewein sagte gar nichts mehr. Statt seiner nahm man Köttgen in die Zerre.
„Blut und Boden, immer noch, wie?" höhnte Hawerich.
Jawohl, antwortete Köttgen, er arbeite an seinem Boden, daß ihm oft das Blut aus den Fingern spritze.
„Dein Boden? Unser Boden!"
„Dieb!" schrie Köttgen.
„Saboteur!" wetterte Hawerich.
Doch ehe es zu Handgreiflichkeiten kommen konnte, schaltete sich Srinowitsch ein. „Du starke Fäuste. Du arbeiten auf meine Feld!"
„Ich denke nicht daran!" antwortete Köttgen.
„Ha", rief Srinowitsch entzückt. „Du nicht denken, du neues Mensch. Brudercherz!"
„Genosse Srinowitsch", wandte Hawerich ein, „das verstehen Sie nicht richtig."
„Wie?" fuhr Srinowitsch hoch. „Ich — nicht richtig? Du halten dein Fresse!"
„Ich meinte . . ." wollte sich Hawerich verteidigen.
Doch Srinowitsch war in der Rage. „Wie, du Meinung haben? Dawai, fort, nix sehen dich mehr."
Jetzt aber konnten die Narrotanier das Lachen nicht mehr unterdrücken. Und da Srinowitsch wußte, daß Lächerlichkeit schon gewaltigere Revolutionen umgebracht hatte als diese, besann er sich auf seinen Lautsprecher.
„Es lebe die Weltrevolution!"
„Genossen", ergriff Hawerich den rettenden Anker, „wir schaffen den neuen Freiheitsbegriff. Stürmt das Parlament!"
Mit diesen Worten schwang er sich auf Baldeweins Rücken, schlang ihm das rote Taschentuch, das Vater

Ziegenkäs geistesgegenwärtig aus der Tasche gezogen hatte, um die Ohren und „hü Baldewein, trag' mich zum Sieg!" setzte er sich an die Spitze des Demonstrationszuges. Und Baldewein, dieser Esel, anstatt, wie er wohl gekonnt hätte, den dreisten Reiter abzuwerfen, trug ihn geduldig dem Gipfel der Revolution zu.
Die Gefangenen sperrte man kurzerhand in die Sakristei, indem man ihnen befahl, keinesfalls fortzulaufen, ehe das Todesurteil an ihnen vollstreckt sei, an welche Weisung sie sich als echte Narrotanier getreulich hielten.

DIE KRISE

Nun haben die Narrotanier auch einen Parlamentarier, welcher den Volkswillen vollstreckt, indem er nach der Wahl tut, was er will. Wenn er die Kunst versteht, seinen Wählern klarzumachen, daß das, was er im Gegensatz zum Volkswillen tut, eigentlich das ist, was die Narrotanier im Grunde wollen, sie wüßten es bloß noch nicht, hat er Aussicht auf Lebensstellung. Früher hatten die Narrotanier viele Parlamentarier. Nachdem sich aber die Zusammenlegung des Herrn Pastor so günstig ausgewirkt hatte, bekamen sie Lust, auch die Parlamentarier zu komprimieren. Eine Handhabe bot ihnen der Fraktionszwang. „Wenn 215 Mann", so argumentieren die Narrotanier, „doch wie ein Mann abstimmen, so können wir uns die Kosten für zweihundertvierzehn sparen. Es genügt, wenn der Fraktionsführer ein Schild um den Hals trägt: „Meine Stimme zählt 215 Stimmen". Zwar hatte der Ökonom des Hotels, in dem das Narrotanische Parlement tagte, Einspruch wegen Verdienstausfalls erhoben, doch war er mit seiner Klage hintenruntergefallen, weil die Narrotanier, sobald das Schicksal ihres Landes auf dem Spiel steht, Privatinteressen geringachten.
Die vorhandenen Parteien jedoch in eine einzige zusammenzulegen, dazu konnten sich die Narrotanier nach gemachten Erfahrungen nicht mehr entschließen. So behielten sie denn ihrer drei. Zwei große und eine kleine. Da die beiden großen fast gleich groß waren, indem kein Mensch in Narrotanien mehr daran denkt, seinen Standpunkt zu ändern, waren die Fronten so festgefahren, daß

der kleinste der drei Parlementarier immer den Ausschlag gab. Deshalb trug er sich schon mit dem Gedanken, auf sein Schild „Ich stimme für drei!" eine Krone malen zu lassen. Und er hätte es getan, wären nicht die Kosten zu scheuen gewesen.
Parlamentarier sind dem Boß selten grün, weil jeder selber gern Boß werden möchte. Deshalb, obwohl sie grade Ferien hatten, schwangen sie sich bei der Kunde von den Vorgängen in Hauptnarro auf die Räder (ein Auto zu benützen, wäre ihnen als Klassenhaß ausgelegt worden) und begaben sich an den Schauplatz ihrer Tätigkeit. Da sie als Parlamentarier gelernt hatten, sich ohne Schaden durch dick und dünn zu winden, gelangten sie auch unbeschädigt ins Parlament.
„Wo ist der Boß?" fragte daselbst einer den andern.
Zum Glück hatte Martha den kleinsten Parlamentarier an der Bergherberg vorbeiflitzen sehen und war, böser Ahnungen voll, ins Parlament geeilt wo man sie auch ohne Bedenken einließ, weil ihre Persönlichkeit Ausweis genug war. Durch Martha erfuhren die Herren von der Krankheit des Boß. Da waren aber die Parlamentarier froh, daß sie einen guten Grund gegen den Boß hatten! Eine Staatskrise ersten Ranges, und kein Boß weit und breit.
„Dann werde ich eben Boß", erklärte der mit den zweihundertfünfzehn Stimmen.
„Du?" sah ihn der Zweihundertsechzehner verächtlich an.
„Eher schon ich. Pinscherchen", wandte er sich an den kleinen Kollegen, „du leihst mir deine Stimme, gelt? Darfst nachher auch am Regierungsbonbon lutschen."
„Ich weiß noch nicht", antwortete der Kleine. „Du, Zweihundertfünfzehner, spendierst du mir ein Eis?"
„Zwei Eis, Minimus, und mehr. Soviel du willst."
„Ha, daß ich krank werde, die Sitzungen versäume und keine Diäten kriege! Nee, nee, so dumm bin ich nicht", kicherte der Kleine.
„Pinscherchen", lockte wieder der Zweihundertsechzehner. „Hier hast du fünf Mark."

„Fünf Mark fünfzig, Minimus!" bot der Zweihundertfünfzehner.
„Ihr denkt wohl, ihr könnt mich bestechen?" warf sich dieser in die schmale Brust. „Hab ich gar nicht nötig, denn die Macht bin ich!"
„Mein Gott, erst müssen wir doch den Boß absetzen!"
„Setzt ihn doch ab, setzt ihn doch ab! Ick bün König, ick bün König!" So ahmte er den Zaunkönig nach.
Indessen stand Martha wie auf glühenden Kohlen. „Draußen tobt Hawerich mit der Freiwilligen Feuerwehr!"
Das sei Nebensache, wurde ihr bedeudet. Erst müsse die Nachfolge des Boß geklärt werden.
„Vorläufig ist er noch Boß, und was an mir liegt, geschieht, daß er bleibt!" Damit stürzte Martha aus dem Haus, um Amadeus eine Nachricht zukommen zu lassen. Auf der Straße aber geriet sie in den Volksaufruhr.
„Wir schaffen den neuen Menschen!" verkündete Hawerich an der Spitze des Demonstrationszuges noch immer. Er hatte neben dem neuen Menschen auch die Methode, ihn zu beeindrucken, gefunden. Möglichst wenig Geist, aber das bißchen mit sturer Beharrlichkeit.
„So gehen Sie wenigstens von dem Esel herunter", herrschte Martha den Volkskönig an. „Sehen Sie nicht, wie das Tier blutet?"
In der Tat, unter Hawerichs breitem Gesäß quoll ein roter Strom hervor. Und da die Narrotanier zwar gelegentlich Menschen quälen, aber keinem Tier etwas zuleide tun können, wurden auch sofort aus dem Volke zahlreiche Stimmen des Mitleids laut, so daß Hawerich es für geraten hielt, seine Popularität nicht aufs Spiel zu setzen. Diese Nachgiebigkeit sollte zu seinem Untergang führen. Denn kaum war er abgestiegen, gab Martha dem Grautier einen Klaps. „Lauf, Baldewein!"
„I-a!" bedankte sich Baldewein für die Befreiung und bahnte sich einen Weg durch die Menge, die ihm auch bereitwilligst den Platz machte, den sie dem Boß in die-

sem Augenblick wahrscheinlich nicht gemacht hätte. „Genossen und Genossinnen", erklärte daraufhin Hawerich, um auch diese Situation propagandistisch auszunützen, „ihr seht, daß wir jeden entlassen, der nicht mehr arbeiten kann. Jetzt aber halten wir Einzug ins Parlament!"

Es war gut, daß er in diesem Augenblick seinen Freund und Berater Srinowitsch nicht beobachten konnte, weil dieser die Vorgänge an seinem heimatlichen Fernsehapparat verfolgte. Srinowitsch war der Verzweiflung nahe, als er Hawerich die Stufen zum Parlament hinaufsteigen sah. „Das ist sein Ruin. Legale Machtergreifung! Man kann doch nicht zweimal dasselbe tun!"

Martha aber beflügelte ihre Schritte.

„Hauptmann", schrie sie auf der Wache der Staatlichen Feuerwehr den Befehlshaber an, „Hauptnarro brennt, und Sie sitzen hier?!"

Es zucke ihm in allen Fingern, erwiderte jener, aber er habe leider keinen Befehl.

„Hier ist der Befehl!" rief Martha, indem sie dem Mann den Helm auf den Kopf stülpte. „Ins Parlament, aber hinten rein!"

Von Haus zu Haus eilend, beschwor sie die Frauen, sich der verrückten Männer zu bemächtigen. „Hawerich will die Ehescheidung erleichtern!" Freilich war das gelogen, aber diesen Verstoß gegen Gottes Gebot nahm Martha in diesem Augenblick auf sich. „Vors Parlament!"

Zu Theophil! Der saß behaglich bei einer Tasse Kamillentee. „Tut mir leid, Gnädigste", beschied er die Aufgeregte. „Seitdem Herr Ziegenkäs sich beschwert hat, daß der Gesang meines Soldaten ihn im Morgenschlummer gestört habe, rühre ich keinen Finger für die Bagasch. Es sei denn, Sie verschaffen mir einen Ausweis vom Parlamentarier, daß ich darf."

Im Fortgehen glaubte Martha aber dennoch zu hören, wie Theophil telefonierte und jemanden zum Notausgang bestellte. Sie selbst bahnte sich einen Weg durch die

Menge und schlüpfte wieder ins Parlament. Dort waren, obwohl die Wasserstrahlen der Freiwilligen Feuerwehr bereits gegen die Hausmauern spritzten und Hawerich herrisch ans Tor donnerte, die Parlamentarier noch immer am Knobeln, wer Boß werden solle.
„Theophil will euch retten!" fuhr Martha die Hadernden an. „Er wartet nur auf den Anruf."
„Niemals!" erklärte der Zweihundertfünfzehner mit Emphase. „Lieber in Ehren zugrunde gehen."
„Sofort!" rief hingegen der Zweihundertsechzehner. „Sonst können wir uns alle begraben lassen."
„Abstimmung, Abstimmung!" forderte Minimus. Doch als es soweit war, gab er zwei Stimmen dem Zweihundertfünfzehner und eine Stimme dem Zweihundertsechzehner, so daß die Partie halb und halb stand.
„Minimus", erschraken sich die beiden Großen. „Grade wo wir dich mal in die Verantwortung stellen wollten, versagst du!"
Doch der zuckte gleichmütig die Schultern. „Ich habe soeben den Fraktionszwang aufgehoben. Ist das mein Recht oder nicht? Was wollt ihr also!"
Martha hätte die drei da zerreißen können.
„Ja, was wollt ihr denn überhaupt?"
„Ha, wenn wir das wüßten!" antworteten die drei wie aus einem Munde.
Schon hatten die Wassergüsse das Holz der Eingangstür so durchweicht, daß Hawerichs Eindringen nur noch eine Frage von Minuten war. „Drück den Parlamentariern wenigstens die Gurgel zu, Florian!" schrie Srinowitsch durch den Äther. „Sonst reden sie dich tot!"
Sofort aber war auch die ‚Stimme Transozaniens' auf dem Plan, denn der Oberboß verfolgte genau wie sein Rivale um die Gunst Narrotaniens diese ihn stark interessierenden Vorgänge. „Keine Einmischung, bitte, mein Lieber. Denn, wenn du — dann auch ich." Daraufhin verabschiedete sich Srinowitschs Sender für kurze Zeit.
Durch den Notausgang schlüpfte Martha ins Freie. Die

innere Stimme gab ihr ein, zur Bergherberg zu laufen.
„Paul, Paul!" rief sie durchs Haus.
„Wat is'n los?" steckte Paul den struppigen Schädel aus seiner Bude. „Ick muß mir aufs Abitur vorbereiten."
„Paul, sie wollen Opa absetzen!" Und sie berichtete mit fliegendem Atem.
„Alsdann", sagte Paul, „jib mir die Fahne." Weg war er, den Fahrtenwimpel hoch in der Faust. Weder vernahm er den Segen Gottes noch die Mahnung, trotzdem recht vorsichtig zu sein, welches beides Martha ihm nachsandte. Aber auch Martha ertrug die Unruhe nicht. „O Gott, ist die Politik aufregend. Es geht immer gleich um Leben und Tod!" Und schon machte sie sich wieder auf den Weg, des Bossen Freunde zu sammeln. O Schreck! Der Herr Pastor nicht da, Onkel Hahnemanns Studierstube leer, Poneleit weg, Julius davon — Herr des Himmels, sind denn die Bolschewisten im Land? Es hieß doch immer, in Narrotanien wären sie nicht akut?!
„Amadeus!" rief Martha nach Klein Köttgenrath hin. „Amadeus! Errette uns!"
Da horch, da horch!
„I-a!" rief es, und tapp, tapp kam es. Denn ...
Als Baldewein ohne seinen Herrn in Klein Köttgenrath ankam, dazu blutüberströmt und mit roten Zipfeln über den Ohren, schöpfte der Boß Verdacht.
„Was ist los, Baldewein?" fragte er den Esel.
Baldewein gebärdete sich so unsinnig, drehte auch den Kopf immer so nach Hauptnarro hin, daß Berti rief: „Meinem Pappa ist was passiert, o mein guter Pappa!"
Frau Köttgen war gleicher Meinung, und als gar Baldewein den Boß in den Rockaufschlag biß, weil dieser ihn in den Stall führen wollte, war es dem Boß klar, daß hier ein Fingerzeig Gottes vorlag.
Umsichtig, damit er Baldeweins Wunde nur ja nicht berühre, schwang er sich auf und war auch schon, das Grautier zwischen den Schenkeln, auf dem Weg nach Hauptnarro.

„Tut es dir sehr weh, Baldewein?" fragte der Boß. „Mir nämlich auch." Denn Baldewein hatte ein scharfes Rückgrat, und der Stoppeltrab ließ den Boß hochfliegen und recht unsanft wieder in den Sitz fallen.
„Nicht so schnell, Baldewein", flehte der Boß, denn er hatte Mühe, immer senkrecht niederzugehen. Aber Baldewein hörte nicht. Ja, er ging zum Galopp über und ließ im Tempo nicht nach, obwohl auch er bei jedem Zusammenprall mit des Bossen Heck vor Schmerzen schrie. Also blieb dem Boß nichts andres übrig, als sein Seele Gott und seine Sitzfläche Baldewein anzubefehlen.
Wer aber beschreibt sein Entsetzen, als er in die Gassen von Hauptnarro einpassierte! Die Häuser mit roter Farbe bespritzt, verlassene, nach Abendbrot wimmernde Kinder in den Haustüren, und ferne ein Geschrei: „Alarm! Feuer! Wasser! Schlagt die Bossianer, wo ihr sie trefft!"
Kein Mensch, der die Hand zur Begrüßung hob, statt dessen zerweichter Hausrat in allen Rinnsteinen. Der Boß wollte zur Bergherberg, aber Baldewein war nicht zu bewegen, vom Kurs ins Zentrum der Stadt abzuweichen.
„I-a, I-a!" war seine sture Reaktion auf alle Versuche des Boß, ihn umzudirigieren.
Des Esels Geschrei lockte doch ein paar verschüchterte Bewohner aus den Kellern, in die sie sich versteckt hatten. „Der Boß", riefen sie, „Gott sei Dank, der Boß!"
„Was ist denn hier los?" rief der Boß im Vorbeigaloppieren, und die Leute liefen ihm nach, um sich verständlich zu machen.
„I-a, i-a!"
Immer größer wurde der Schwarm, der, von diesem Kampfruf gesammelt, hinter dem Boß drein eilte.
Der Ritt ging geradeswegs zum Parlamentshaus. An der Kreuzung stand Martha.
„Amadeus!" fiel sie Baldewein in die Zügel und streckte weinend die Hände nach ihrem Herrn. „Sie wollen dich absetzen!"

Aber schon war Baldewein weiter, und Martha konnte nur noch „hinten rein!" rufen, da waren ‚Roß' und Reiter schon weg.
Grade in dem Augenblick hielt Baldewein vor dem Notausgang still, als zum Hauptportal Hawerich einbrach. In den Sitzungssaal blickend, erkannte der Boß sofort, daß es sinnlos war, hier zu verweilen, er hätte denn als Tyrann auftreten müssen, und das wollte er ja nicht. Darum schlich er sich durch den Flur ins Honoratiorenstübel.
Aufsprang daselbst der Hauptmann der Staatlichen Feuerwehr. „Melde gehorsamst, Revolution in Hauptnarro."
Langsam, ein wenig zynisch, erhob sich auch Theophil. „Melde gehorsamst, keinen Befehl zum Einsatz."
„Wirt", rief der Boß, „einen Enzian!" und sank auf den Stuhl, von dem er jedoch mit einem Schmerzenslaut wieder hochfuhr.
„Was tun wir?" fragte der General, „was tun wir?" der Hauptmann.
„Rette dich, Amadeus", fiel ihm Martha zu Füßen, die nachgeeilt war, und nun, im Schutze ihres Herrn, zur gewohnten Bedenklichkeit zurückkehrte.
„Weib, siehe meine Zeit ist noch nicht gekommen", antwortete der Boß.
Martha hatte noch nie einen so strafenden Blick auf ihren Gebieter gerichtet wie diesen.
„Ich scherze nicht", sagte der Boß. „Köttgen hat mich doch Vertrauen gelehrt. Außerdem", lächelte er fein, „soll man nie in schwebende Verfahren eingreifen. Hör, wie sie toben!"
In der Tat, von drinnen kam der Lärm einer heftigen Auseinandersetzung.
„Ich verbiete Ihnen den Aufenthalt in diesem Hause!" Das war der Zweihundertsechzehner.
„Und ich zerschmettre euch!" dröhnte Hawerich, daß die Wände hallten.

„Nehmen Sie gefälligst die Sitten des Hohen Hauses an!" So krähte Minimus.

„Dann ohrfeigen wir uns doch lieber gleich!" Mit diesem dem Volke abgelauschten Witzwort machte Hawerich Miene, sich auf den Stuhl des Präsidenten zu schwingen. Ihn zerrte der Zweihundertfünfzehner herab. „Der Platz gebührt mir! Denn morgen vielleicht schon tritt ein Zweihundertsechzehner über, dann bin ich der Stärkste im Land!"

Doch während sie rangen, hüpfte Minimus schadenfroh auf dem Pult. „Ick bün König! Ick bleibe trotzdem König!"

Unaufhörlich schwang der Zweihundertsechzehner die Glocke des Präsidenten.

Ein behagliches Lächeln ging, als er dies alles wahrnahm, über das Antlitz des lauschenden Boß. „Ein Parlament, sich selbst überlassen, treibt stets hohe Politik."

„Ich verstehe nicht, wie du so ruhig bleiben kannst, Amadeus!"

Der Boß nippte am Enzian. „Bin ich ja gar nicht. Doch danken wir Gott, Martha, mein Kind, daß Srinowitsch mit so offenen Karten spielt. In der Bundesrepublik damals hat er es viel feiner eingefädelt und gefährlicher."

Auch er wußte ja nicht, daß Srinowitsch noch immer am Fernsehapparat saß und seine eigne Dummheit verfluchte, weil er Dominikus abgesägt hatte. Der hätte die Sache auf dem kalten Wege geschaukelt! „Aber was sollte ich machen?" seufzte Srinowitsch. „Der Mann hatte ein echt narrotanisches Köpfchen. Möglicherweise hätte er mich ... Nitschewo, die Revolution frißt ihre Kinder, da kann man nichts machen."

Inzwischen ging es im Saale weiter. Hawerich, zum Fenster hinausredend, forderte die Volksregierung. Die Parlamentarier, zum andern Fenster hinausredend, erklärten, das bedeute Verfassungsänderung und gehe nur über ihre Leichen. Worauf Hawerich recht zynisch fragte, warum sie dann nicht schon am Wehrgesetz gestorben wären!

„Das Volk, das Volk!" krähte Minimus. Mehr fiel ihm nicht ein.
Jetzt wurde Hawerichs Stimme ganz offner Hohn. „Das Volk! Sieh einer an, auf einmal das Volk! Das Volk bin ich!"
„Drauf!" kommandierte Srinowitsch durch den Äther, aber die Parlamentier, die Gefahr endlich witternd, zeigten nun, was sie konnten. Sie verwickelten Hawerich in eine lange Debatte über den Begriff Volk. Ob dieser Begriff alle Lebewesen narrotanischer Zunge umfasse, an den Staatsgrenzen haltmache, nur die Angehörigen der Freiwilligen Feuerwehr bedeute oder angesichts der zwischenstaatlichen Eheschließungen überhaupt zum alten Eisen gehöre — darum ging es.
Das Volk selbst aber stand draußen auf dem Platz und hörte die Rundfunkübertragung. Rundfunk hat etwas Beruhigendes, um nicht zu sagen jede Eigentätigkeit Lähmendes. Da jeder hören will, was geboten wird, zischt er die Meinungsäußerungen des Nachbarn nieder. Wie erhebend auch das Gefühl, daß man selber, wäre man am Platz der Debattierenden, mit drei Worten erledigt haben würde, was jene in Stunden nicht auszuhandeln vermögen. Es waren langjährige massenpsychologische Erfahrungen, die den Boß veranlaßt hatten, unbemerkt die Lautsprecheranlage einzuschalten. Die aufgewühlten Volksmassen, ohnehin schon ermüdet durch das vorherige Toben — denn die Narrotanier können wohl stürmen, aber nicht durchhalten — standen ganz still und wunderten sich nur über das Parlament. Zudem schlug sich der Himmel auf die Regierungsseite, indem es zu nieseln begann und die aufgespannten Regenschirme den revolutionären Schwung in zivile Bahnen lenkten. Da hatten selbst die Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr den eklatanten Beweis für die Richtigkeit ihrer These, daß das Milieu den Menschen formt.
Nur einen litt es nicht, untätig zu bleiben.
„Opa, ick komme!" Damit bahnte sich Paul, nachdem er

die Mitglieder seiner Narrotanischen Jugendkraft vor dem Notausgang versammelt hatte, einen Weg in das Haus.
Während Martha vor Angst aufschrie, des Bossen Gesicht einen gespannten Ausdruck annahm, der General aber hoffnungsfroh lächelte, erschollen aus dem Sitzungssaal gesammelte Protestrufe.
„Polizei, Polizei!" wetterten die Parlamentarier, denn der Angblick der Jugend flößte ihnen einen besonderen Schrecken ein, weil sie denselben in ihren Reihen schon lange entbehrten.
Paul aber erwiderte, sie könnten ihm gar nicht imponieren und seinen Freunden schon lange nicht. Sie wollten wieder eine Fahne haben und einen Boß.
„Neofaschist!" schrie Hawerich, und die Parlamentarier schrien's ihm nach.
Paul aber machte nur eine freche Gebärde. „So'n Bart. Nee, nee — keenen Führer, keenen Tyrann, aber eenen anständigen Boß, der'n Kerl is und der uns sagt, was wir machen sollen, den woll'n wir haben."
„Hinaus, hinaus! Dummer Junge!" Damit drängten sie mit vereinten Kräften Paul zur Türe hinaus.
Nachdem sie den gemeinsamen Feind los waren, benützte der Zweihundertsechzehner die Verschnaufpause, um die Stimme der Vernunft zu erheben.
„Meine Herren", sagte er, „wozu der Streit? Wir sind uns in dem wesentlichsten Punkten einig. Jeder von uns will regieren."
„So ist es", nickten die andern.
„Tun wir darum nicht den zweiten Schritt vor dem ersten, sondern setzen wir erst mal den Boß ab. Das wollen wir doch auch alle vier, nicht wahr?"
„Jawohl", stimmten die andern bei, „das wollen wir."
Der Zweihundertsechzehner gab seiner Freude über die seltene Einmütigkeit des Hauses Ausdruck, dann fuhr er fort: „Sein Schuldkonto ist auch reichlich belastet. Ich zähle auf: Er ist seit zehn Jahren Boß. Er betreibt

eine Politik der Stärke. Er hat die internationalen Gepflogenheiten, aus Lappalien Staatsaktionen zu machen, an Hand der Frösche ad absurdum geführt."

„Das ist doch ein Plus", mischte sich Minimus ein.

„Wir rechnen's ihm aber als Minus an, Punkt. Er hat Sebastian noch immer nicht befreit. Er hat die Fabrik angekurbelt und uns dadurch bei Mr. Paradise in Mißkredit gebracht. Er liebäugelt mit den Halbstarken. Er unterstützt ungläubige Sekten wie diesen Dr. Hahnemann. Er hat die Kohlen verkorkst."

„Aber wir haben doch selber gesagt, das wäre ein Vorteil für Narrotanien!" zirpte wieder Minimus.

„Dann hat er uns eben überfahren. Kurz, sein Maß ist voll. Ich denke, meine Herren, wir sind uns einig."

„Jawohl, wir sind uns einig."

„Alsdann ..."

Im Honoratiorenstübel lag indes Martha noch immer auf den Knien. „Amadeus, tritt zurück, es gibt ein Blutbad! Amadeus, bleibe, sonst geht das Land zugrunde. Amadeus!" richtete sie sich, vom Strahl einer Erkenntnis getroffen, auf, „du wirst eine dramatische Figur!"

„Wovor mich Gott in seinen Gnaden behüten wolle. Ich denke, wir haben genug Dramatik hinter uns."

„Soll ich spritzen?" fragte der Staatliche Feuerwehrhauptmann.

„Soll ich marschieren?" fragte auch Theophil.

Der Boß kippelte behaglich mit dem Stuhl, doch hätte ein aufmerksamer Beobachter erkannt, daß er es nur tat, um seine Nerven im Zaume zu halten. Man soll die Dinge nicht unnötig komplizieren. „Meine Herren", lehnte er sich zum Guckfensterchen hinaus, das in den Saal führte. „Ich beuge mich Ihrem Entschluß. Ich trete zurück."

Wie nach dem Einschlag eines Blitzes senkte sich lähmendes Schweigen über die Corona. Mit allen Zeichen hilfloser Verdatterung sah einer den andern an.

„Dann muß ich ja womöglich an die Regierung?" griff

sich der Oppositionelle an den Kopf. „Ich — Pemf das Kanälchen ausreden? Ich Theophil das Kriegsschiff kaufen und darf nicht mehr schimpfen?"
„Und was wird aus mir, wenn Neuwahlen kommen? Ich bin ohnehin schon so klein." Damit sank Minimus auf die Stufen zum Rednerpult.
Der Regierungstreue bangte auf einmal um die Futterkrippe, selbst Hawerich griff sich ins Genick, als fühle er dort schon im voraus die Faust, die ihm sein Freund und Gönner Srinowitsch ansetzen würde, wäre er, Hawerich, erst Regierungschef.
„Und dann kommt ja der Kampf um die Macht! O Gott, wie wird das enden?" So stöhnten alle vier gleichzeitig.
„I-a!" klang von draußen Baldeweins Stimme, der nicht begreifen konnte, warum er nur so lange angebunden stehen sollte, ohne zu seinen Freunden hinein zu dürfen.
„Was machen wir nun, was machen wir nun?" Ja, vor der Tat hat die Tat ein andres Gesicht als nach der Tat. Und in das Schweigen hämmerte erbarmungslos der Nachrichtendienst aus aller Welt:
„Regierung Amadeus zurückgetreten! Kein Stück Kohle, keine Büchse Gefrierfleisch, keinen Kredit für die Narrotanier mehr." Das war Smithy.
Auch Pemfs Stimme: „Ohne Amadeus keine Sicherheit. Ich will meinen Torf, ich will mein Busenland, ich will meinen Graben behalten!"
„Ich komme!" brüllte Srinowitsch durch den Äther.
Ein Aufstöhnen ging durch den Raum, ein Aufstöhnen durch die auf dem Vorplatz versammelte Menge. „Gibt das Krieg? Kommen die Bolschewisten? Was wird aus dem ‚Jeder soll besser leben'?" So fragte man sich draußen. Und drinnen: „Jetzt müssen wir ja Sebastian befreien — wie machen wir das? Es muß uns doch einer sagen, wie man das macht! Boß, he, Boß — ach so."
„I-a!" schrie Baldewein noch kläglicher.
Paul jedoch stemmte trotzig sein Fähnlein von außen ins Türschloß. „Ick hab's ja gleich jesagt, Opa muß

bleiben. Aber auf mir wollt' ja wieder keen Aas nich hören."
Schon war Martha im Honoratiorenstübel drauf und dran, vor Mitleid zu zerfließen. „Empfindest du kein menschliches Rühren, Amadeus?" Damit wies sie durch das Guckfensterchen auf die gebrochenen Gestalten.
„Man muß die Dinge reifen lassen", antwortete der Boß, indem er seelenruhig mit dem Stuhl kippelte. „Wehe dem Arzt, der zu zeitig schneidet. Siehst du, die Dinge kommen in Fluß."
Es war Minimus, der als erster aus der Erstarrung erwachte. „Meine Herren", kam es gar kläglich von seinen Lippen, „ich schlage vor, wir unterbrechen die Revolution, indem wir erst mal zu Tisch gehen."
„Jawohl", war die Antwort, „wir müssen uns stärken." Damit machten sie Miene, den Saal zu verlassen.
Doch jetzt kam Theophils große Minute! „Hiergeblieben!" donnerte er, im Türrahmen erscheinend und den unter dem Rock verborgenen Degen ziehend. „Erst wird ein Boß gewählt. Egal welchen. Aber einer wird!" Dabei öffnete er ein Fenster und zeigte auf die Staatliche Feuerwehr, die davorstand. Er öffnete ein zweites Fenster, da war sein Soldat aufmarschiert mit Obergewehr und Untergewehr, vor sich die Kanone, an die er die brennende Lunte hielt. Und vor dem Notausgang zeigten sich die Waden der Narrotanischen Jugendkraft.
„O", stöhnten die Parlamentarier.
„O", stöhnte auch Hawerich, denn er hatte sich die Sache leichter gedacht.
Was nützte der Trotz? Was der parlamentarische Stolz? „Wir sind aber doch immun!" klagten die Parlamentarier matt.
Theophils Stimme wurde funkelnder Hohn. „Ich tue euch ja nichts. Aber — und wenn ihr verhungert, wählt!"
„Ist dieser Zwang verfassungsmäßig begründet?" fragte Minimus, jeder Zoll kein König mehr.

„Ich brauche", antwortete Theophil, „ein Oberhaupt. Sonst werde ich gewalttätig und errichte eine Militärdiktatur. Davor müßt ihr das Volk pflichtgemäß schützen." Das war Theophils Rache für vieles, allzuvieles. Jene verharrten lange in geheimer Beratung. Endlich erhob sich der Zweihundertsechzehner. „Da hilft eben nichts." Desgleichen der Zweihundertfünfzehner. „Ja, da hilft in der Tat nichts." Und Minimus: „Nein, auch mir hilft sonst keiner." Und Hawerich, weiterhin scheue Blicke nach der Galerie hinaufwerfend, als sitze dort Srinowitsch, der seine Schande mitansähe, konnte überhaupt nichts mehr sagen. Es war ein Anblick zum Gotterbarmen.

Aber nicht dieser, sondern Martha erbarmte sich. „Paul", winkte sie auf die Straße, „geh, sei so lieb und halte wenigstens Baldewein die Schnauze zu."

Es waren nicht mal gemischte Gefühle, unter denen die Deputation den Gang nach Canossa, das heißt ins Honoratiorenstübel antrat.

„Nun?" fragte der Boß, noch immer kippelnd und dabei in die Ferne blickend.

Darauf sprachen jene die notwendig gewordene Bitte: „Bleibe, o Amadeus."

Der Boß aber sah sie ganz freundlich an. „Ich danke Ihnen, meine Herren. Sie haben dem Vaterland durch Ihre kluge Einsicht einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Jeder bleibt auf seinem Posten."

Dann aber schnellte er wie eine Stahlsehne hoch. „Volk von Narrotanien", rief er durchs Mikrofon über den Platz, „die Revolution ist beendet. Die Beziehungen haben sich normalisiert. Es bleibt alles beim alten. Gute Nacht."

Damit lüftete er den Hut, den er gar nicht abgesetzt hatte, und trat ins Freie, gefolgt von seinen Getreuen. Und das Volk? Es sah die Abspannung auf dem Gesicht des alten Mannes. Es jubelte darum auch nicht, als der Boß durch die Menge schritt, es schimpfte auch nicht. Es

seufzte nur. Teils bedrückt, teils erleichtert, je nach dem. Es war auch besser so. Denn das frühere Heilschreien... Reden wir nicht davon.

DER ABENDGANG

Es wäre viel von dem zu erzählen, was der Boß alles tat, um die Schäden zu heilen. Aber wir dürfen es mit gutem Gewissen unterschlagen, weil ein Buch ohnehin nur bescheidene Auskunft über Pläne und Unternehmungen, Erfolge und Mißerfolge, Freuden und Leiden eines Boß geben kann. Dazu ist sein Leben zu voll, und außerdem gibt kein Boß alle Geheimnisse preis. Und da die Zeiten ernst sind und unser Dasein bedroht ist, und wir noch weniger als sonst die Menschen wissen, wann, wo und wie wir einst unter die Erde kommen und ob überhaupt, oder ob nicht ein Straßengraben oder ein Waldversteck unsre letzte Heimat werden wird, haben wir uns scherzend über das unterhalten, was im Grunde ja gar nicht zum Lachen ist. Auch unser Boß liebt die tragische Pose nicht, denn er weiß, daß man der Welt durch Schaustellung der Gefühle nur auf die Nerven geht. Dennoch hat der Boß auch ein Innenleben, nur hat er so wenig Zeit dazu. Gönnen wir ihm deshalb die Abendstunde, in der er den Frieden genießt, der ihm tagsüber selten zuteil wird.

Wenn die Sonne sich zum Untergang rüstet und die Welt mit Gold übergießt, als sei ewige Schönheit ihr eigen und kein Unrecht könne auf Erden geschehen, tritt der Boß aus der Bergherberg, um sich am Anblick des Landes Narrotanien zu weiden. Aus dem verwildernden Garten hat er Gehölz herausschlagen lassen, damit er sich stets und nach Belieben Durchblick und Überblick verschaffen kann. Die Narrotanier hatten auch nichts dagegen,

als er durch Zukauf das Gelände der Bergherberg vergrößerte, so daß er fortan nicht mehr nach wenigen Schritten mit der Nase gegen einen Zaun stieß. Selbst der Herr Pastor hatte ihm einige, bisher ihm gehörige Streifen überlassen. Vielleicht war die Einwilligung aus Dankbarkeit für die Rettung aus Rattennot gegeben worden, vielleicht hatten die Narrotanier eingesehen, daß ein Boß mehr Raum um sich braucht als ein gewöhnlicher Sterblicher, weil er ja in Meilen und nicht in Metern, in Jahrzehnten und nicht in Sekunden denken muß. Sei dem, wie ihm wolle, der Boß hat Freude daran, daß seine Augen bis zum Horizont schweifen dürfen, wo die große Welt beginnt, ohne ein Hindernis zu finden. Ja, das tut ihm wohl, denn seine Augen sind fernsichtig geworden.
Wenn er den Blick nach Westen richtet, sieht er Köttgens Felder von Feuchtigkeit dampfen, denn das Wasser fließt wieder im Graben, und wenn der Boß gar das Fernglas vor Augen nimmt, sieht er ganz deutlich, wie Berti barbeinig im Bach hüpft, und Pemfs Kinder hüpfen mit ihm, und die Grenzbeamten lassen mit den Buben um die Wette Frösche herüber und hinüber springen. Ja, anläßlich der Affäre mit der Feuerwehr hat Pemf doch einen gewaltigen Schreck gekriegt, weil sie im Grunde gar nicht so lustig war, wie sie ihm anfangs mitgeteilt wurde, und hat erklärt, wichtiger als alle Frösche der Welt sei ihm die Freundschaft zwischen seinen und des Bossen Patchen. Der Boß muß noch jetzt schmunzeln, wenn er an die Rundfunkübertragung aus Pemfs Parlament denkt. Der neunzigjährige Pemf, was hat er getan? Greise hat er seine fünfzigjährigen Parlamentarier geschimpft und ihnen gesagt, sie müßten erst wieder so jung werden wie er, um zu begreifen, was die Zukunft Narropas verlange.
„Vielleicht", denkt der Boß, „ziehe ich ihm eines Tages doch das Kanälchen her aus der Nase."
Doch schau, was fährt dort auf der Straße nach Süden, wo die Berge der blauen Stunde entgegendämmern? Ein Sanitätsauto! Das scharfe Fernglas durchdringt selbst die

Milchscheibe. Als der Boß den Kranken, der da fortgeschafft wird, erkennt, lächelt er etwas bitter, denn es ist Dominikus, der Verräter. Hawerich brummt im Gefängnis wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, zu mehr hatten sich die Narrotanier nicht entschließen können, da er stets stramm antifaschistisch gelebt und im vorliegenden Falle bestimmt aus idealen Motiven gehandelt habe. Dominikus jedoch, kaum daß ihn Theophils Soldat den Klauen der Volkswut entrissen, hatte sich krank gemeldet, und Onkel Hahnemann, objektiv wie nur je ein Professor, hatte ihm bescheinigt, daß er wegen chronischer Schwindelgefühle den Unbilden einer Gerichtsverhandlung keinesfalls ausgesetzt werden dürfe, wenn er nicht dauernden Schaden an seiner Gesundheit nehmen solle. Srinowitschs Leibarzt, denkt der Boß, hätte weniger Federlesens gemacht, denn Onkel Hahnemann ist ein alter, jener ein neuer Mensch.

Doch schon entdeckt das Glas jenseits der Straße einen erfreulicheren Anblick. Das Mariannchen, das im letzten Haus von Hauptnarro wohnt, hängt wieder Wäsche auf, und da der Wind aus dieser Richtung weht, hört der Boß schwach, aber deutlich das Geschrei eines Säuglings, genau wie er, wenn der Wind von Westen weht, Baldeweins Lebensäußerungen auffängt. Denn ein Boß muß ja feine Ohren haben. „Was nützte mir Schlachtenruhm", denkt der Boß, „wenn ich sehen müßte, wie Mariannchen Tränentücher auswringt?"

Der Boß schreitet weiter. Und da er eine Aster — es ist ja Herbst, und die hohen wilden Asternbüsche sind mit blaßvioletten Sternchen bestickt, da er also einen Asternbusch umgebrochen findet, kramt er Bast aus der Tasche, zieht einen Stock aus dem Holzstoß und bindet die Stengel fest. „Ach," seufzt er dabei, „ich habe meinen Beruf verfehlt. Gärtner hätte ich werden sollen. Hätte ich? Ich bin es ja." Damit rupft er noch rasch einen Wegerich aus dem Boden, der sich über dem Seidelbast breitmacht. Noch wärmt ihm die Sonne behaglich den Pelz, unserm

Boß. „Sonne, Sonne", denkt er und wirft einen scheuen Blick nach Osten, wo die Schatten der Nacht sich zu bilden beginnen. „Ich müßte Sebastian sehen können." Er richtet sein Glas dorthin, wo der Bruder an jedem Abend zu stehen pflegt, aber Sebastian ist heute nicht da. Niemand winkt, und dem Boß wird wehe ums Herz. Er fühlt, daß seine Hände kalt werden. Als er sie betrachtet, muß er zugeben, daß die Fingerspitzen blau und fast gefühllos sind. „Wenn ich erst tot bin", seufzte der alte Mann, „wer wird an dich denken, Sebastian? Ich muß heute abend Paul noch viel von Sebastian erzählen. Ein Vorgänger von mir, jener stramme Kürassier mit dem Kopf wie eine Kanonenkugel, hat mal gesagt, ein Boß müsse auf den Moment warten, in dem Gott durch die Geschichte gehe, und dann hervorspringen und den blauen Mantel ergreifen. Wir warten beide, Sebastian. Und wenn er nie kommt, der Moment? Mit unserer Macht ist nichts getan."

Bei solcher Wehmut ist es tröstend, wenn eine warme Schnuppe sich in die kalte Hand des Boß schiebt und traulichen Odem hineinbläst. Das zahme Reh, über all den aufregenden Ereignissen fast vergessen, weiß seinen Herrn zu finden, denn Herrchen hat immer was in der Tasche, ein paar geröstete Maronen, ein köstliches Rübchen. Während Wunnifee appetitlich schnurpst, spottet der Boß über sich selber. „Es tut doch wohl, wenn einer einem so aus der Hand frißt. Hauptsache freilich, man hat etwas drin." Wahrhaftig, er kann nicht anders als immer politisch denken, denn auch ein Boß hat seine Berufskrankheit. Danach bekommt das Reh den gewohnten freundlichen Klaps, folgt dem wandelnden Boß noch ein paar zierliche Schritte und bleibt am Rande des lichten Gehölzes zurück.

Den Boß lockt schon wieder ein anderes Bild. Dort, wo hinter dem Park der karge Acker beginnt, ist ein Gewudel zu sehen. Zuerst glaubt der Boß, es seien Köttgens neu erworbene Schafe. Aber das Glas belehrt ihn eines

besseren. „Theophil spielt mit seinen Soldaten!" Richtig, da wird rechts aufmarschiert, links aufmarschiert, hingelegt und wieder aufgestanden, marsch marsch gemacht und bäuchlings gerobbt. Manchmal knallt es sogar. „Alles schon mal dagewesen", denkt der Boß. „Wieviel hat Theophil eigentlich?" Aber er gibt das Zählen bald wieder auf, denn es sind ihm zuviel. „Hat er mir gar nicht gesagt", schmunzelt der Boß. Ihm fällt der Abendspaziergang im Weinberg ein, wo Theophil ihm, dem Boß, bedeutet hatte, er müsse nicht alles wissen. Der Boß kriegt sein Glas gar nicht mehr von den Augen, so freut ihn der Anblick narrotanischer Jugendkraft. Gut, daß kein Parlamentarier sieht, wie sein Boß sich freut. Aber auch ein Parlamentarier braucht nicht alles zu wissen. Vor allem interessiert den Boß ein aufgeschossener Lulatsch, der mit seinen langen Beinen den andern immer voraus ist. „Das ist doch", empört sich das großväterliche Herz, „das ist doch Paul! Hat sich der Bengel freiwillig gemeldet? Und ohne zu fragen! Ich denke, er wollte nichts vom Soldatenspielen wissen? O die Jugend, die Jugend!" Mit einem Lächeln der Befriedigung auf den Lippen wandert er weiter. „Amadeus, paß ja gut auf, daß an Pauls Flinte nicht eines Tages Mariannchens Tränentuch weht." Gleich zieht er das Notizbuch, um diesen Gedanken festzuhalten, und da dieser Gedanke sehr wichtig ist, macht er drei Kreuze dazu und kneift auch die Seitenecke um, damit das Buch immer an dieser Stelle aufklappt.

Ei, ei, wer kommt denn da? Onkel Hahnemann tapert den Berg herauf. Obwohl klarer Himmel ist, hat er den Regenschirm bei sich, denn er traut dem Wetter über
„Ich bin sehr böse auf dich, Hahnemann!" empfängt der Boß den würdigen Freund.
Narrotanien nie.
„Das warst du schon oft, Paps." Onkel Hahnemanns Augen blickten lauter Güte. „Du meinst, weil ich Dominikus deiner Rache entrissen habe?" Der Boß nickt.

„Überleg mal, Paps. Wenn du dort, wo du grade so viel Schönes siehst", er zeigt gen Klein Köttgenrath, „immer einen roten Fleck vor Augen hättest? Außerdem — zu dir paßt das nicht, Amadeus."
In diesem Augenblick läuten in Hauptnarro die Abendglocken.
„Warum", fragt der Boß, und in seinem Blick funkelt so eine gewisse freundliche Heimtücke, „warum streitest du eigentlich mit dem Herrn Pastor?"
Da zwinkert Onkel Hahnemann so listig, wie lange nicht. „Abmagerungskur, Amadeus. Der Mann fing an, Fett anzusetzen. Im übrigen — du bist dir hoffentlich selber bös."
„Ich — mir?" wundert sich der Boß.
„Wegen Dominikus."
Der Boß runzelt die Stirn und stochert mit dem Spazierstock Löcher in den Weg.
„Du hast das alles nicht ernst genommen, Amadeus. Trotz Poneleits und Marthas Warnung. Deshalb von rechtswegen — Boßkopf ab." O, Onkel Hahnemann ist Spezialist auf dem Gebiet, zufriedenen Leuten schlechtes Gewissen zu machen. Auch, damit sie keinen Speck ansetzen. „Aber beruhige dich, Paps, ich bin auch mit mir nicht zufrieden. Der radio-aktive Staub liegt noch immer unbezwungen in der Luft."
„Gibt Julius dir kein Geld?" will der Boß aufbrausen. Hahnemann zeigt statt einer Antwort auf den fühllosen Turm, der wie ein Klotz in den Abendhimmel ragt. Da die Sonne grade ins winzige Fensterchen fällt, sieht man Julius am Tisch sitzen. Er nimmt grade Abführpillen ein, weil der Schlüssel noch immer nicht draußen ist.
„Julius hat Geld", sagt der Boß, das Glas absetzend und es Hahnemann reichend. Wenn Portiunkula auf den Zinnen des Turmes spaziert, ist bei Julius Hausse, denn als Mann von Gemüt will Julius auch dem Tier einen bescheidenen Anteil an seiner eigenen Freude zukommen lassen. Und gegenwärtig spaziert es auf dem Turm.

„Da muß ich doch gleich mal..." verabschiedet sich Onkel Hahnemann eilig und stockert auf seinen schon etwas gichtigen Beinen unsicher zu Tal. Der Boß sieht ihn unten über den Steg wandeln, kleiner werden und im Turme verschwinden.
Vom Haus her dröhnt der Gong. Martha ruft zum Abendessen. Aber der Boß beeilt sich nicht, denn er weiß, Martha rechnet ohnehin mit seiner Verspätung, und er würde, käme er pünktlich, nur mit Vorwürfen empfangen werden, daß er nie pünktlich kommen könne.
Er hat auch noch keine Zeit, der Boß. Da es anfängt schummrig zu werden, flammen in der Fabrik die Lichter auf. Man hört das Gestampf der Maschinen. Paradise hat ihr nichts anhaben können, Gott sei Dank! Und dicht neben der Fabrik glüht ein winziger Punkt vor einem Häuschen. „Sechs Uhr", lächelt der Boß. „Vater Ziegenkäs zündet das Feierabendpfeifchen an."
Er grollt diesem Ziegenkäs nicht mehr, der Boß. Die Ereignisse haben ihn milde gemacht. Auch Vater Ziegenkäs hat seine Vorteile. Die anderen Bewohner Narrotaniens, diese unruhigen Geister, mögen fluktuieren und den Meldebehörden durch häufigen Wohnungswechsel beschwerlich fallen. Vater Ziegenkäs, wo er sitzt, sitzt er. Den kriegt auch Srinowitsch nicht vom Fleck, diesen Block.
Der Abend ist schön, die Sonne berührt in roter Reinheit den Horizont. Jetzt kann man in ihr Licht schauen, ohne Augenweh zu empfinden. „Wie armselig sind wir Menschen doch", denkt der Boß, „und machen uns so viel vergebliche Unruhe." Und er sinnt, daß auch er so friedevoll untergehen möchte wie die Sonne dieses Tages. Wenn nur der Schatten im Osten nicht wäre! Er ist höher gestiegen seit vor einer halben Stunde und reckt sich wie ein Donnerkeil über das Land.
Da er sich in Betrachtung der Sonne ein wenig verweilt hat, kürzt der Boß den Weg ab, indem er sich durchs Gestrüpp schlägt. Zwischen Ellern und Faulbaum —

schau, was da wächst! Ein Kirschbaumschößling, ein Reislein noch, ganz schlank und zart. Es gehört das geschulte Auge eines Politikers dazu, den Keimling zwischen den unedlen Hölzern zu entdecken. Den Boß dauert das Bäumchen, denn es kann sich hier niemals entwickeln. Und wozu ist ein Boß da, wenn nicht, um lebendig zu erhalten? Ein bißchen ächzend, ja der Rheumatismus, der Rheumatismus, läßt sich der Boß auf die Knie nieder und gräbt die Rute mit den Händen aus. Vorsichtig drückt er den Wurzelballen fest, damit das Pflänzchen nachher um so müheloser anwächst.

„Ja, ja, ich komme ja schon!" ruft er etwas unwillig in den Abend, denn vom Haus her klingt Marthas besorgter Ruf: „Amadeus, zu Tisch!"

So schnell, wie Martha sich einbildet, geht's aber doch nicht. Denn gleich am Gartentor, das den engeren Bossenbezirk vom weiteren scheidet, trifft der Heimkehrer auf eine hinkende Gestalt.

„Ei, juten Abend, Herr Boßchen!"

„Ei, guten Abend, lieber Poneleit, was bringt du Schlechtes?"

Poneleit bläst den Schnauzbart bergauf. „Nuscht Schlechtes für heute, Herr Boßchen. Telegrammchen!" Freudestrahlend, denn er weiß natürlich längst, was darin steht, übergibt er dem Boß den Umschlag.

„Enkelsohn angekommen. Er soll Amadeus heißen. Sebastian."

„Poneleit, du kriegst eine neue Brieftasche!" jauchzt der Boß und dreht, uneingedenk seiner und des Beamten Würde, diesen an der Schulter rundum. „Poneleit, Mensch, sie leben noch!"

„Is ja auch nötig, Herr Boßchen." Er meint die Brieftasche. „Die andre hat mir der Hawerichchen ja all zugrunde jespritzt. Aber was hat der Poneleit immer jesagt . . . ?"

„Schluß damit, Poneleit. Wir haben's dennoch geschafft."

„Schwein jehabt, Herr Boßchen."

„Schwein?" Den Boß kränkt es, daß Poneleit ihm so wenig Verdienst beimißt.
„Ja, Schwein, Herr Boßchen. Bei soviel Schwerhörigkeit unter den Leuten ... Das hätt ja man alles viel schlimmer kommen jekonnt."
Der Boß muß ihm ernst zunicken.
„Martha, Martha", ruft er gegen das Haus, denn er sieht die treue Magd vor der Tür stehen und will ihr die Freudenbotschaft verkünden. Aber die hat im Augenblick keine Zeit, denn eben ist es tapptapp um die Ecke gekommen, und ein krähendes Stimmchen hat „brrr, Baldewein!" gerufen.
Ja, was will denn der Köttgen samt Berti und Baldewein hier? „Onkel Boß, Onkel Boß!" winkt der Kleine vom Rücken des Esels, als er die lange Gestalt über den Rasen heranschreiten sieht. „Der Pappa will dir Baldewein schenken."
Jawohl, bestätigt Köttgen und hat doch Tränen im Aug, weil er sich von dem Getreuen trennen soll. Baldewein habe durch sein Verhalten bewiesen, daß er wirklich ein Staatsesel sei. Gewisse, aus allzu großem Gehorsam begangene Torheiten — nun ja. Aber ohne Baldeweins Instinkt, wer weiß, ob der Boß zur rechten Zeit an den rechten Ort gekommen wäre.
Der Boß, Tränen der Rührung im Auge auch er, umschreitet Baldewein.
„Willst du bei mir bleiben, Baldewein?"
„I-a!" bestätigt Baldewein und nickt mit dem dicken Kopfe, denn er hat in der Zeit der gemeinsamen Ritte ungemein gut verstehen gelernt, was der Boß sagt.
Der Boß krault Baldewein dort, wo die Beine aus der Brust wachsen. „Ich will dich auch nicht mehr reiten, Baldewein. Dir und mir tut's zu weh. Bloß ein bißchen an der Strippe halten, so am langen Zügel, verstehst du. Wäre es dir recht, Baldewein?"
Baldewein gibt durch Aufleuchten der Augen sein Einverständnis kund.

„Aber ich darf kommen, auf Baldewein reiten, gelt, Onkel Boß?"
Der Onkel drückt Berti ans Herz. „Ja, du darfst, Kind. Du sollst sogar, denn du willst doch ein Reiter werden!"
Und da kommt auch grad Paul in den Garten, denn der General ist großzügig mit Stadturlaub, und stellt sich dem Opa in der neuen Uniform vor.
„Na", spottet der Opa voll Stolz. „Du Dummer wirst auch nicht alle."
„Amadeus", richtet sich aber Martha auf, „beleidige das Kind nicht. Er ist und bleibt der schönste Mann im Staat. Aber nun kommt endlich zu Tisch! Poneleit, Köttgen, ihr bleibt heut hier, und Berti natürlich auch", herzt sie das Büblein.
„Darf Baldewein auch mitessen?"
„Wenn er sich manierlich benimmt..." lächelt der Boß.
Doch Martha hat noch schnell an ihres Gebietigers Rock was zu putzen. „Wo hast du dich bloß wieder rumgetrieben, das möchte ich wissen!"
Er habe sich Narrotanien von oben besehen. „So." Dabei hebt er das Fernglas vor die Augen.
Alle lachen den Boß aus, weil er das Glas verkehrtrum hält.
„Was gibt's da zu lachen?" fragt der Boß, ernst werdend.
„Weisheit des Alters — alles wird so hübsch klein."
„Amadeus, du bist ein unmöglicher Mann! Jetzt kommt aber wirklich, ein Unwetter droht."
Doch der Boß ist noch immer nicht soweit. Vorsichtig hebt er den Kirschenschößling aus der Jackentasche.
„Den wollen wir pflanzen, und wenn er groß ist, veredeln. Dann hat unser Berti, wenn Onkel Boß längst tot ist, schöne, süße Kirschen fürs Mäulchen."
„Amadeus", schluchzt Martha. „Was sind das für Gedanken?"
„Ja, Martha", lächelt der Boß, „man wächst ran."
„Und das Gewitter auch!" Ein Sturmstoß fegt durch den Park und läßt gelbe Blätter wirbeln.

Der Boß hebt das Fernglas vor die Augen und blickt nach der Wolke. Doch er kann sie nicht fassen, denn sie ist dick, hoch und breit, diese Wolke. Er kehrt das Glas um, aber auch die Verkleinerung zwingt die Wolke nicht in das Bild.
„Weeßte, wie die Wolke aussieht, Opa?" mischt sich Paul ein. „Wie der Jenosse Srinowitsch. Oben der dicke Kopp und unten, als wenn's seine Stiebeln wären."
Der Boß schaut ihn bloß an.
„Kommt, kommt", drängt Martha, „jetzt ist keine Zeit mehr zum Pflanzen."
Doch Paul, Berti und Köttgen haben schon ein Loch gegraben, und der Boß, von Poneleit unterstützt, setzt das Kirschchen ein und drückt das Erdreich fest.
„Trotzdem", sagt er und erhebt sich ächzend, auf Paul gestützt. Der Boß sieht ein wenig müde aus. Es ist auch ein seltsames Licht, in dem sie da alle stehen, zwischen Abendsonne und Wetterbaum.

INHALT

14. VI

VENATIER

DER BOSS UND SEINE NARREN

